

50 Jahre Dienst am Nächsten



Chronik der
St. Josefsklinik
Offenburg
1956–2006

Martin Ruch

50 Jahre
Dienst am Nächsten

Chronik
der St. Josefsklinik
Offenburg

1956–2006

Martin Ruch

50 Jahre Dienst am Nächsten

**Chronik
der St. Josefsklinik
Offenburg**

1956–2006

Offenburg 2006

Impressum

Herausgeber: St. Josefsklinik, Offenburg, 2006

Realisierung: Kulturagentur Offenburg

Gesamtherstellung: KONKORDIA GmbH · Das Medienunternehmen · Bühl

Titelbilder: St.-Josef-Wandbild 1955; Glasfenster von Valentin Feuerstein

Rücktitel: Die St. Josefsklinik im Jubiläumsjahr 2006

Inhaltsverzeichnis

Grußworte	9
Ein Geburtstagsbrief zum 50. aus Chile	12
Einleitung	14
Historischer Rückblick: Franziskanisches Leben in Offenburg	15
Die Franziskanerinnen vom göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach	16
I. Die Anfänge	19
Chronik	19
Der „Torsostreit“	20
Aus der Chronik des Mutterhauses	21
Baubeginn	23
Die Grundsteinlegung	23
Text der Grundsteinurkunde	25
Das Richtfest	26
Im Namen des Heiligen Josef	26
II. Das Haus wird eröffnet: „Tage hoher Freude“	28
Chronik	28
Geleitwort Erzbischof Eugen Seiterich	29
Die Ausstattung des neuen Hauses	30
Die Presse über das neue Krankenhaus	32
Der Krankenhaus-Alltag beginnt	33
„Friede diesem Haus!“	33
Von Anfang an dabei: die Krankenpflegeschule	34
<i>Menschen der ersten Stunde:</i>	37
Die Chefärzte: Dr. Fritz Kaiser, Dr. Werner Stump, Dr. Josef Bau	37
Die erste Hausoberin: Schwester M. Domitia	38
Der Pfleger: August Ronecker	41
Der erste Hausmeister, Franz Geiger	42
Assistenzarzt Dr. Bernhard Huber	43
Die Schwestern	46

III. Die 60er-Jahre	50
Chronik	50
Abteilung für Geburtshilfe und Gynäkologie	50
Schwester M. Florina	51
Schwesternwohnheim St. Klara	52
Zytologisches Labor	54
IV. Die 70er-Jahre	55
Chronik	55
Schwesternwohnheim St. Elisabeth	55
Neues Leitungskonzept	55
<i>Abschied von den Chefärzten der ersten Stunde:</i>	
Dr. Kaiser	56
Dr. Stump	60
Sekretärin Sr. M. Hugo	62
Dr. Bau	63
V. Die 80er-Jahre	64
Chronik	64
Das erste Vierteljahrhundert	64
Akuter Raummangel: Es muss gebaut werden.	65
Die Gynäkologie des Kreiskrankenhauses kommt in die St. Josefsklinik.	65
Die neue Gyn: Dem Leben dienen	67
VI. Die 90er-Jahre	69
Chronik	69
Kultur in der Klinik	69
Neue Küche	70
Einblick	72
Ein Richtspruch	73
Von Kunst und Künstlern	74
Der zweite Grundstein 1993	76
Komm, bau ein Haus!	78
Die neue Kapelle	80
Grenzüberschreitende Kooperation	82
40 Jahre, „weil wir die Menschen mögen“	83
Vom St. Josefskrankenhaus zur St. Josefsklinik	86
Grenzüberschreitende Krankenhauskooperation: eine Dokumentation	88

VII. Die Jahre nach 2000	92
Chronik	92
Das Leitbild	95
Brustzentrum	97
Qualitätsmanagement	99
Die Frauenklinik	99
Das Zertifikat	103
Auszeichnung durch die Weltgesundheitsorganisation	104
Ethik-Symposium	105
Ökumenisches Institut für Pflegeberufe	106
Medizinisches Versorgungszentrum	108
<i>Abschied von der zweiten Ärztegeneration:</i>	110
Dr. Nolte	110
Dr. Rieseberg	111
Dr. Baumeister	115
Dr. Stumpf	117
VIII. Einblicke, Rückblicke	119
Die Küche (Sr. Adelholda, Sr. Viktorina)	119
Die Verwaltung (Sr. Ortraud)	125
Das Labor (Sr. Lioba)	130
Ein Nachtportier: Friedrich Koger	132
Generaloberin Sr. Angela, 1970 – 1988	134
Der Pflegedienst: Schwester Ingrid Fuchs	135
Schwester Doris Brucher	138
IX. Die St. Josefsklinik heute	140
Die Abteilungen	140
<i>Die dritte Ärztegeneration:</i>	
Dr. Hügel	141
Dr. Offensperger	142
Dr. Afflerbach	143
Dr. Jan Willem Siebers	144
Dr. Jörg Wirthle	145
Klinik mit Schwimmschule	146
Der Patientengarten	146
Die Hausbibliothek	147
Der Sankt Josefs Adventskalender	147
Die kleine Orgel von Remy Mahler	147
Sozialer Dienst	148

Die Seelsorge	150
Die Kapelle	154
Die Krankenpflegeschule	161
X. Die St. Josefsklinik morgen.	163
Die St. Josefsklinik morgen. Eine Vision von Verwaltungsdirektor Dr. Franz Hahn . .	163
Die St. Josefsklinik im Jahr 2056. Ein Zukunftsmärchen von Generaloberin Schwester M. Gebharda	165
XI. Ausklang	167
Anekdoten, Lustiges und Ernstes	167
Dank-Gedichte	169
Das Fürbitt-Buch: Lieber Heiliger Josef, danke für alles!	173
XII. Anhang	176
<i>Chronik: Übersicht über die Bau-Geschichte der St. Josefsklinik.</i>	176
Die Hausoberinnen	177
Die Hausgeistlichen	178
Die Chefarzte und ärztliche Direktoren der St. Josefsklinik seit 1956	178
Die Entwicklung der Pflegesätze von den Anfängen bis heute	182

Grußwort des Erzbischofs von Freiburg



Zum 50-jährigen Jubiläum der St. Josefsklinik in Offenburg gratuliere ich herzlich! Ich freue mich mit Ihnen über diesen Geburtstag, der Anlass zum dankbaren Rückblick und zum Ausblick in die Zukunft gibt. Ein herzlicher Glückwunsch gilt der Stadt Offenburg, denn nach 50 Jahren – das kann man mit Fug und Recht sagen – ist die St. Josefsklinik ein „Stück Offenburg“ geworden.

Ein besonderer Glückwunsch und großer Dank gebührt der Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach. Sie führen die ordenseigene Klinik seit 50 Jahren mit äußerstem Engagement und mit viel Tatkraft durch alle „Stürme der Zeit“. Der Blick auf die Anfänge der Klinik macht dies bereits deutlich: ist es doch dem unermüdlichen Einsatz der damaligen Generaloberin, Mutter Oberin M. Stanislaw Götzmann, und des Superiors Schuh zu verdanken, dass das nötige Gelände erworben und am 23. Oktober 1954 die Grundsteinlegung vorgenommen werden konnte. Von da ab wurde Schritt für Schritt an der Fertigstellung der Klinik gearbeitet. Bauen – Aufbauen – Weiterbauen: das prägt auf bleibende Weise Gegenwart und Zukunft der St. Josefsklinik. Ein modernes und leistungsfähiges Krankenhaus ist nie „fertig“, sondern immer eine „Baustelle der Innovation“.

Das Krankenhaus ist ein Ort, an dem körperliche und seelische Stärken und Schwächen unmittelbarer erlebt werden als sonst. Freude und Leid, Hoffen und banges Fragen, gesundheitliche Besserung und das sichtbare Nachlassen der Kräfte liegen nahe beieinander. Fragen werden intensiv gestellt. Inmitten unserer oft lauten und hastigen Welt wird Tieferes angestoßen.

Der Dienst der Franziskanerinnen von Gengenbach verweist uns auf Christus selbst. Der Dienst am Kranken und Hilfsbedürftigen ist eine genuin christliche Haltung und entspringt unserer Sendung als Christen. Aus diesem Geist heraus geschieht Engagement und Investition in die Krankenfürsorge.

Im heiligen Josef haben Sie dabei einen mächtigen Schutzpatron, dessen Fürsprache Sie sicher sein können und der Sie auch in die Zukunft begleiten wird. Damit diese Zukunft in guter Weise und zum Wohl der Menschen gestaltet und angepackt werden kann, dazu erbitte ich der St. Josefsklinik und allen ihr Zugehörigen Gottes reichen Segen!

Mit herzlichem Gruß

† Robert Zollitsch

Robert Zollitsch
Erzbischof von Freiburg

Grußwort der Ministerin für Arbeit und Soziales, Baden-Württemberg



Zum 50-jährigen Bestehen der St. Josefsklinik Offenburg möchte ich im Namen der Landesregierung von Baden-Württemberg herzlich gratulieren und auch meine persönlichen Glückwünsche übermitteln.

50 Jahre St. Josefsklinik sind 50 Jahre Dienst am Menschen auf der Grundlage christlicher Nächstenliebe.

Die Geschichte des Krankenhauses ist eng verbunden mit der Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu Gengenbach. Die Schwesternschaft ist Träger der Klinik und prägt von Anfang an mit ihrem aufopferungsvollen Engagement das Gesicht und die Arbeit der St. Josefsklinik Offenburg. Hierfür spreche ich Ihnen im Namen der Landesregierung Dank und Anerkennung aus.

50 Jahre sind im Vergleich zu vielen anderen Krankenhäusern in Baden-Württemberg eine kurze Zeit. Doch vieles ist in diesen Jahren geschehen. Allein der medizinische Fortschritt in dieser Epoche muss als revolutionär bezeichnet werden. Vielen Patienten, die früher als unheilbar galten, kann heute mit Erfolg geholfen werden. In den vergangenen Jahren hat sich die Krankenhauslandschaft in Baden-Württemberg durch Schließungen und Bettenreduzierungen erheblich verändert. Mit der Einführung neuer Entgeltformen und den in diesem Zusammenhang entstandenen Zwängen zu noch mehr Sparsamkeit und der Verlagerung von Leistungen aus dem stationären in den ambulanten Bereich wird sich dieser Trend fortsetzen. Die Krankenhäuser im Land müssen deshalb künftig noch enger zusammenarbeiten, sich austauschen, ihre Kapazitäten anpassen, Kompetenzen abstimmen und Leistungsschwerpunkte bilden. Moderne patientenorientierte Medizin braucht interdisziplinäre Zusammenarbeit. Hierbei muss auch der ambulante Bereich und der Reha-Bereich einbezogen werden. Zu einer Vernetzung der Gesundheitsanbieter eines Versorgungsbereiches gibt es keine Alternative.

Ich denke, die St. Josefsklinik Offenburg ist hierfür gut gerüstet. Das Land hat mit seiner Förderung von Investitionen im baulichen Bereich das seinerseits Erforderliche beigetragen.

Der Klinik und dem Krankenhausträger wünsche ich in diesem Sinne für die Zukunft alles Gute. Die Patienten mögen hier in der St. Josefsklinik Offenburg weiterhin die erforderliche medizinische Hilfe erfahren.

A handwritten signature in cursive script that reads "Monika Stolz".

Dr. Monika Stolz

Ministerin für Arbeit und Soziales, Baden-Württemberg

Grüßwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg



50 Jahre St. Josefsklinik – ein Jubiläum, zu dem ich als Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg und auch im Namen des Gemeinderats recht herzlich gratuliere! Als sich vor einem halben Jahrhundert die Tore der St. Josefsklinik an der Weingartenstraße öffneten, erfüllte sich für die Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach ein Lebens-
traum: Ein eigenes Krankenhaus in kirchlicher Trägerschaft mit eigener Krankenpflegeschule, in dem der Geist Jesu Christi immer wieder neu in den Menschen Gestalt gewinnt und ihr Tun wirksam bestimmt. Als kirchliches Unternehmen pflegt das Haus christliche Tradition. Schutz und Würde des Menschen in allen Lebensphasen und über den Tod hinaus stehen für die

weltanschauliche Orientierung der Klinik. Unabhängig von Herkunft, gesellschaftlicher Stellung, Nationalität, Weltanschauung und Religion begegnen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter allen Patienten mit großer Aufmerksamkeit und Wertschätzung. Sie setzen das Gespräch als Therapieelement ein, indem sie größten Wert auf Information und Kommunikation legen.

Nicht nur der hohe fachliche Standard und die dazu nötige personelle und apparative Ausstattung sind es – sondern der ganzheitlichen Sorge um die Patienten mit ihren psychischen und sozialen Bedürfnissen wird durch die christliche Grundhaltung Rechnung getragen. Wir sind stolz darauf, eine solche Klinik in Offenburg zu haben.

Ich freue mich, dass die Stadt Offenburg und die St. Josefsklinik mehr als eine gute Zusammenarbeit im Alltag verbindet. Die aktive Beteiligung am Freiheitsfest im Jahre 1997, gemeinsame Veranstaltungen mit verschiedenen städtischen Abteilungen wie dem Museum im Ritterhaus und nicht zuletzt die gemeinsame Alarm- und Einsatzübung im Februar 2005 mit der Feuerwehr und anderen Rettungsdiensten der Region – eine in dieser Größenordnung einzigartige Aktion in den vergangenen Jahren in ganz Deutschland – lassen gar von einer Identifikation der Klinik mit der Stadt sprechen. Seit seinem Bestehen hat sich das Krankenhaus permanent weiterentwickelt: Aus dem ursprünglichen 120-Betten-Haus mit einer Inneren und einer Chirurgischen Abteilung ist mittlerweile eine moderne Klinik der Zentralversorgung mit über 195 Betten und rund 500 Mitarbeitern in fünf Abteilungen geworden.

Hochwertige Entwicklungen und Ansprüche wie die Qualifizierung zum „zertifizierten“ Brustzentrum im Jahr 2003 als zweite Klinik im gesamten Bundesgebiet und die internationale Anerkennung der WHO als gesundheitsförderndes Krankenhaus zeichnen die Klinik aus.

Ich wünsche der Leitung der St. Josefsklinik und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch in Zukunft viel Kraft und Engagement im Umgang mit ihren Patienten. Möge der christliche Geist weiterhin in diesem Haus wohltuend spürbar sein.

Edith Schreiner

Edith Schreiner

Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg

Ein Geburtstagsbrief zum 50. aus Chile

Sr. Benediktina (Pucòn, Chile)

Mein liebes Josefskrankenhaus!

Zur 50. Wiederkehr Deines Geburtstages gratuliere ich Dir „aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit allen meinen Kräften“ und ich wünsche Dir und allen, die in Dir arbeiten, Gottes Schutz und Segen, auf daß viele Menschen in Dir Trost und Heilung von ihren Gebrechen und Schmerzen finden mögen!

Im Jahr 1960 – ich hatte gerade mein kanonisches Noviziat beendet – wurde ich von meinen Obern nach Offenburg geschickt. Ich reiste im Bahnbus von Gengenbach-Bahnhof nach Offenburg–Deutscher Michel, etwas bang im Herzen und „weich in den Knien“. So lernte ich Dich kennen, als Du gerade einmal vier Jahre alt warst und ich anfangs Zwanzig.

Bei Schwester Rudisindis, in der damals noch Ein-Zimmer-Verwaltung, wurde ich eingesetzt, und zusammen mit Schwester Florina und später Schwester Ortraud schmissen wir den Laden. Wir drei nannten Schwester Rudisindis liebevoll „Mutti“ und das blieb so, bis ich mich 1979 ins südamerikanische Ausland absetzte. Auch arbeitete ich im chirurgischen Sekretariat bei Dr. Kaiser, schrieb Arztbriefe, OP-Berichte und Krankengeschichten. Irgendwie fühlte ich mich zum Pflegeberuf hingezogen und prüfte meine diesbezügliche Eignung in Frühdiensten, im Säuglingszimmer und auf Stationen, und obwohl Kopf und Herz sich fähig fühlten, mein Magen „stellte sich quer“. Und aus diesem Grund blieb ich bei meinen Leisten und friste mein Dasein als „Papierkrieger“ bis auf den heutigen Tag.

Meine ganze Klosterjugend habe ich in Deinen Mauern verbracht, mein liebes Josefskrankenhaus, und ich schätzte und liebte Dich sehr, und als man mich 1971 für kurze Zeit nach Engelberg versetzte, brach mir fast das Herz. Obwohl es mir in der Schweiz bestens gefiel, kam ich doch gerne wieder zu Dir zurück und blieb bei Dir „aktenstaubatmend“ bis 1979. Dann nahm ich Abschied von Dir, äußerlich. Innerlich, im Herzen drin, bist Du bei mir in Chile. Ich denke gerne an Dich und an die lieben Mitschwestern, von denen einige, die schon vor mir dort waren, mit mir kamen. In den 17 Jahren, die ich dort war, habe ich viel Gutes und Schönes, Freud und Leid, Krankheit und Operationen erlebt und kann ehrlich sagen: ich wäre ohne Dich nicht das geworden, was ich bin. Gar viel verdanke ich Dir, mein liebes Josefskrankenhaus.

Zwischenzeitlich war ich dreimal schon im Heimaturlaub und habe Dich besucht. Ich staunte, wie Du Dich verändert hast und habe mich in Deinen vielen Gängen buchstäblich verirrt. Auch war ich in der Verwaltung gewesen, die sich seit damals mächtig herausgeputzt hat und aufs Modernste eingerichtet ist. Ich bewunderte Deine flächenmäßige Ausdehnung, Deine innere Umstrukturierung, Deine super-modernen Geräte, Dein vieles Personal, Deine wunderschöne Kapelle. Ich kam mir allerdings etwas fremd vor, denn das Bild, das ich von Dir im Herzen trug, war noch von 1979. Aber trotzdem fühlte ich mich als zu Dir gehörig und freute mich ehrlich über Deine fortschrittlichen Veränderungen.

Hier in Chile arbeite ich auch in einem Krankenhaus. Es heißt „San Francisco“ und ist acht Jahre älter als Du. Für die hiesigen Begriffe ist es ein schönes, modernes Krankenhaus, und das ist es tatsächlich und das freut mich natürlich.

Halte mich jetzt nicht für sentimental, mein liebes Josefskrankenhaus, weil ich Dir diesen „Liebesbrief“ geschrieben habe, aber weil Du Geburtstag hast, ließ ich mein Herz ein wenig plaudern. Natürlich war nicht alles „Gold, was glänzt“, aber die Zeit und die Liebe verklären so manches – und das ist gut so.

Laß Dir nochmals herzlich gratulieren zu Deinem 50. Geburtstag, und den vielen Menschen, die in Dir arbeiten, alles Gute wünschen. Mögen sie stets eingedenk sein, daß sie in den kranken Menschen Christus dienen. Auch wir „Papierkrieger“ können sagen: „All ihr Typen und Tasten, lobet den Herrn!“

Nun verabschiede ich mich von Dir, mein liebes Geburtstagskind, mit einem frohen Gedanken im Herzen und grüße Dich von der anderen Erdhälfte!

Deine Schwester M. Benediktina Frank

Einleitung

Die Geschichte eines Krankenhauses ist immer die Geschichte von Menschen. Wollte man eine vollständige Geschichte dieser Institution schreiben, so müsste man eigentlich alle individuellen Lebensgeschichten aufzeichnen, die mit dem Haus verbunden sind. Die frühere Generaloberin der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu, Sr. M. Bonaventura, hat es bei der Einweihung des Bauteils B der Josefsklinik im Oktober 1993 so formuliert: „Was ein Krankenhaus wirklich ist, hängt von den Menschen ab, die in diesem Haus einen Auftrag haben.“

Da aber Vollständigkeit nicht möglich ist – zigtausende Menschen sind schließlich in fünfzig Jahren in diesem Haus aus und ein gegangen –, kann ein Chronist immer nur eine Auswahl bringen, stets in der Hoffnung, dass hinter all den vielen einzelnen Bruchstücken doch das Gemeinsame, Verbindende aufscheint: die Freude am Helfen, der Dank für die erfahrene Hilfe – und die Hilfe, die der Glaube zu leisten vermag.

Was man in einer Chronik also tun kann, das ist dem Sammeln von Mosaiksteinchen vergleichbar. Jeder Mensch in der Josefsklinik trägt auf seine Weise zum Gesamtbild bei. Und je mehr von diesen Steinchen zusammenkommen, desto deutlicher und auch farbenfroher und vor allem lesbarer wird das Gesamtbild: Es ist ein Bild von Menschen.

Von Menschen, die helfen wollen, und Menschen, die diese Hilfe suchen und brauchen. Es sind auf beiden Seiten Menschen, die mit den alten, zeitlosen Themen konfrontiert sind: Krankheit, Heilung, Geburt und Tod. So ist die Geschichte der Krankenhäuser ein wichtiges Kapitel in der Menschheitsgeschichte. Wie dieses Kapitel geschrieben wird, was darin zu lesen ist, das sagt viel darüber aus, ob wir wirklich in einer menschlichen Gesellschaft leben, ob es Solidarität und Nächstenliebe, Zuwendung und Aufmerksamkeit gibt. Die Geschichte der Krankenhäuser aufzuschreiben heißt auch, Geschichten zu erzählen von Menschen und ihren Krankheiten, vom Zusammenleben Fremder, von Gästen auf Zeit. Von Hoffnung und Angst, von Lebensfreude und Todestrauer.

Warum soll man überhaupt solche Geschichten erzählen? Der jüdische Rabbi Nachman sagte einmal: „Manche glauben, das Geschichtenerzählen fördere das Einschlafen. Ich dagegen glaube, das Erzählen von Geschichten hilft, die Menschen aufzuwecken!“ Ganz in diesem Sinne ist die Geschichte der St. Josefsklinik geschrieben worden. Sie will aufwecken und aus Anlass des 50. Geburtstages all das zeigen und erzählen, was über die Jahrzehnte hinweg hier aus Zuwendung zum Nächsten geschehen ist. In diesem Sinne ist es also auch eine Bilanz, wenn auch nicht im ökonomischen Sinne.

Natürlich kann man sich am besten von der Qualität eines Krankenhauses überzeugen, wenn man nicht die Zahlen, sondern die Patienten befragt. Wenn man etwa die Dankesbriefe nach einem Krankenhausaufenthalt liest oder im „Fürbitt-Buch“ der Kapelle blättert. Dann stellt man jedenfalls für die St. Josefsklinik schnell fest, dass der hohe Anspruch, wie er im christlichen Leitbild der Klinik formuliert ist, und die Wirklichkeit des Alltags zusammenpassen. Zur Untermauerung genüge ein Eintrag im Fürbitt-Buch 2003. Ein unbekannter Patient schrieb den schönen Satz: „Lieber Gott, ich bitte Dich, beschütze die Schwestern hier und auf der ganzen Welt. Sie zaubern immer ein Lächeln auf unser Gesicht!“ Besser kann wohl kaum belegt werden, dass der Anspruch, der über der weltanschaulichen Orientierung der Klinik steht, erfüllt wird. Dort heißt es: In unserem Haus soll der Geist Jesu spürbar sein.

Von diesem Geist also möchte die Chronik berichten. Sie versteht sich vor allem als Lesebuch, als Sammlung vieler Aspekte zur Geschichte eines katholischen Krankenhauses, das sich bei seiner Gründung bewusst unter das Patronat des Heiligen Josef gestellt hat. Er ist der Heilige für alle, die eines besonderen Schutzes bedürfen. Scherzhaft nennen die Schwestern ihr Haus deshalb auch gern „Seppelianum“.

Der Autor dankt aufrichtig den vielen Menschen, die ihn bei der Arbeit an diesem Buch unterstützt haben. Der Dank geht besonders an die ehrwürdigen Schwestern, die herzlich und freundlich geholfen haben, ihre Erinnerungen an das Gestern, ihre Gedanken an das Heute und Morgen zu notieren. Der Dank gilt auch den Ärzten, den Damen und Herren in der Verwaltung, besonders Herrn Dr. Franz Hahn für vielfältige Unterstützung. Dank gilt dem Träger des Hauses, den Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach und der Generaloberin Sr. M. Gebharda. Zu danken ist besonders auch Frau Astrid Magg, die viel archivalische Such- und Vorarbeiten für diese Klinikgeschichte geleistet hat.

Historischer Rückblick

Die Anfänge franziskanischer Nächstenliebe und Caritas in Offenburg gehen weit zurück. Die Schwestern des Gengenbacher Ordens vom Göttlichen Herzen Jesu haben nämlich schon früh Vorfahrinnen in der Reichsstadt Offenburg gehabt. Erinnern wir uns daran, dass es im Jahr 1280 die Stadtväter selbst waren, die den jungen Franziskanerorden gebeten haben, eine Gruppe von Brüdern nach Offenburg zu entsenden. Sie sollten hier in der Seelsorge tätig werden, und man wollte ihnen einen guten Platz innerhalb der Mauern zuweisen zur Erbauung eines Klosters. So geschah es, und das Kloster der Minderen Brüder hat bis zu seiner zwangsweisen Auflösung durch den badischen Staat im Jahr 1803 segensreich für die Stadt gewirkt. Heute noch zeugen die barocke Klosterkirche und die Konventgebäude von der Bedeutung und Größe der Niederlassung (heute im Besitz der Augustinerchorfrauen mit Mädchengymnasium „Unserer Lieben Frau“).

Schon wenige Jahre nach der Niederlassung der Mönche in Offenburg erfahren wir bereits von der Existenz von Beginen im Umfeld des Franziskanerklosters. Diese weiblichen Angehörigen des Dritten Ordens des Heiligen Franz, die so genannten Tertiarrinnen, waren in der Caritas tätig. Ihre Regel schrieb als Grundtugenden vor: Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Friedfertigkeit, persönliche Bescheidenheit, einfache und anspruchslose Kleidung, Versöhnung mit Feinden, Mitleid mit aller Kreatur und Tierliebe. Krankenpflege und Sorge um die Armen war ihre tägliche Arbeit, die sich mit der spirituellen Tätigkeit der Franziskaner bestens ergänzte.

Wir besitzen ein einzigartiges Dokument für dieses Leben: die Lebensgeschichte der Gertrud von Ortenberg, einer Begine, die in Offenburg und Straßburg tätig war. Geschrieben wurde diese Vita von einer Mitschwester wenige Jahre nach dem Tod der Drittordensfrau im Jahr 1335. Gertrud von Ortenberg wurde zwischen 1275 und 1285 auf Burg Ortenberg geboren, und sie lebte von 1327 bis 1335 (Todesdatum) in einer Offenburger Schwesterngemeinschaft. Viele Passagen der Lebensgeschichte befassen sich mit der unermüdlichen Sorge Gertruds um die Kranken: „Sie ging auch in das Spital ...“. Der Tagesablauf dieser Begine bestand hauptsächlich aus Krankenpflege, Beten, Spinnen und Weben, Messebesuch, Predigthören. Es bestand eine enge Beziehung der Frauen zum Offenburger St. Andreas Spital. Und Gertrud pflegte auch die Aussätzigen, auch das war ein franziskanisches Caritas-Ideal. Schon Franziskus hatte sich ja besonders um diese Kranken gekümmert.

Über das Wirken Gertruds in Offenburg lesen wir beispielsweise: „Es lag ein armer Mann nahe bei ihrem Haus, den pflegte sie und der Mann war sehr unrein und widerwärtig anzusehen. (...) Sie ging auch in den Spital und sah nach den Siechen und schüttelte ihnen das Bettzeug. (...) In demselben Spital lag auch eine Frau siech, die war eine ‚gemeine Frau‘ gewesen, und hatte sie unser Herr plötzlich in den Beinen gelähmt, der half sie beim Aufstehen und reinigte sie und wusch sie und ihr Leintuch. (...) Eine, der hatte der Siechtag die Nase abgessen und war sehr unrein, zu der setzte sie sich und nahm ihr Kinn in die Hand und drückte die Wange an sie und küsste sie, bat sie, sie möge ihr Siechtum und ihre Armut und ihr Leiden geduldig erleiden, es wäre ein klein Ding für das ewige Leben.“

Dieser Kuss der Aussätzigen, gewiss ein radikales Zeichen der Nächstenliebe, geht unmittelbar auf Franziskus zurück. In der Geschichte vom Bekehrungserlebnis des Heiligen steht: „So im Herrn gestärkt, begegnete er, nahe bei Assisi reitend, einem Aussätzigen. Bisher hatte er vor solchen einen mächtigen Ekel empfunden. Aber siehe, nun stieg er, sich Gewalt antuend, vom Pferd, reichte jenem einen Gulden und küsste ihm die Hand. Auch jener gab ihm den Kuss des Friedens. Und so bestieg er wieder das Pferd und ritt seines Weges weiter.“

Später dann wird in der Legendensammlung „Fioretti“ (Blüten) berichtet, wie es sich der Heilige selbst zur Aufgabe machte, einen Aussätzigen zu pflegen: „Da ließ der heilige Franz warmes Wasser mit reichlicher Zugabe von wohlriechenden Kräutern bereiten. Dann entkleidete er den Aussätzigen und begann, ihn mit seinen ehrwürdigen Händen zu waschen, während ein anderer Bruder von oben her Wasser über ihn goss. Und siehe, wie das Wasser den Leib im Äußeren reinigte, so ließ es auch den Aussatz verschwinden, und auch sein Herz begann zu genesen und wurde rein ...“

Halten wir also für die Chronik der St. Josefsklinik fest: Bereits wenige Jahre nach Gründung der Stadt Offenburg finden wir hier Frauen, die ganz im Geist des Heiligen Franziskus für die Kranken da waren und ihnen leibliche und seelische Hilfe gewährten. Diese Schwestern sind die Vorgängerinnen jener Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu gewesen, die im Jahr 1956 eine militärische Ruine zum Spital umbauten (Schwerter zu Pflugscharen, Kasernen zu Hospizen!) und die im Jahr 2006 mit Freude auf ein halbes Jahrhundert Caritas in der St. Josefsklinik zurückblicken können.

Die Franziskanerinnen vom göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach

Die Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu gehören zum Regulierten Dritten Orden des heiligen Franziskus von Assisi. Sie haben ihr Leben nach dem Evangelium ausgerichtet als „Gehilfinnen Gottes“. Das bedeutet für sie fortwährendes Gebet zu Jesus Christus zum Lobpreis des Vaters und gleichzeitig liebende Hinwendung zu den Brüdern und Schwestern der Menschheit. Damit handeln sie im Geist ihres Ordensgründers, der sagte: „Sie müssen sich freuen, wenn sie mit gewöhnlichen und verachteten Leuten verkehren, mit Armen und Schwachen und Aussätzigen und Bettlern am Wege.“

Das Mutterhaus des Ordens befindet sich in Gengenbach. Viele Niederlassungen im caritativen Bereich werden von den Ordensschwestern betreut, und zwar im Raum der Erzdiözese Freiburg, in der Schweiz, in Chile und Peru.

Der Anfang der Kongregation liegt in der Mitte des 19. Jahrhunderts: Pfarrer Wilhelm Berger (1834–1901) führte in Seelbach im Schuttertal bei Lahr (Baden) junge Frauen zu einer religiösen Gemeinschaft zusammen, die ihre Arbeit und ihr Können den Notleidenden zu Ver-

fügung stellten. Am 2. Juli 1866 begannen sie ihr gemeinsames Leben auf einem Bauernhof in Seelbach. Von dort aus, später vom Trettenhof im selben Tal, besuchten sie die Armen und Kranken in der näheren Umgebung. 1876 wurde der inzwischen auf 59 Schwestern angewachsenen Gemeinschaft die staatliche Anerkennung als Ordensgemeinschaft verweigert, und der Aufenthalt auf dem Trettenhof wurde ihnen verboten. 27 Schwestern wanderten nach Nordamerika aus und begründeten dort im Staate Illinois die Kongregation vom Heiligsten Herzen. Die in der Heimat verbliebenen Schwestern fanden im Gengenbacher Spital einen neuen Wirkungsort und Wohnung.

Hier in Gengenbach entwickelte sich die junge Ordensgemeinschaft rasch. 1886 konnte das frühere Bahnhofrestaurant erworben werden und wurde zum Schwesternwohnhaus mit Paramentenanstalt, obwohl die staatliche Anerkennung erst 1892 ausgesprochen wurde.

Zuvor, 1891, hatte Papst Leo XIII. die Gemeinschaft kirchlich approbiert und dem Erzbischof von Freiburg unterstellt. Beim ersten Generalkapitel zählte der Orden bereits 304 Schwestern.

Pfarrer Berger, der sein Lebenswerk gesichert sah, trat von der Leitung der Gemeinschaft zurück und übernahm die Pfarrei in Prinzbach. Doch verfolgte er, bescheiden und selbstlos, mit tiefer innerer Anteilnahme das Wachstum der aufblühenden Ordensgemeinschaft, die beim Tod des Gründers im Jahr 1901 in 171 Niederlassungen bereits 678 Mitglieder zählte. 1904 wurde die Gemeinschaft dem Franziskanerorden angegliedert und damit die Spiritualität des heiligen Franziskus von Assisi als die zentrale geistliche Ausrichtung der Schwestern bestätigt.

Viele Aufgaben stellten sich der Kongregation in den folgenden Jahrzehnten: Kindergärten und Haushaltungsschulen, Krankenhäuser und Gemeindecrankenpflege. Im Jahr 1936 wurden die ersten Missionarinnen nach Chile ausgesandt. In Stadt und Land wirken dort bis heute „Gengenbacher Franziskanerinnen“ und geben mit ihrer franziskanischen Lebensform ein Zeugnis von der Frohbotschaft Jesu Christi für diese Welt.

Übrigens wurde für ein anderes Krankenhaus, das ebenso wie die St. Josefsklinik in der Trägerschaft der Kongregation geführt wird, der Grundstein bereits 1947 gelegt: das Hospital Hermanas Franciscanas-Pucon in Chile. Von 1987 bis 1993 wurde eine Erweiterung des Hauses vorgenommen. Die gesamte architektonische und haustechnische Planung erfolgte in enger Abstimmung mit dem Gengenbacher Mutterhaus. Mittlerweile ist das Hospital zu einer stark frequentierten Heilungsstätte geworden in einem Land, in dem viele Bürger keine gesetzliche oder private Krankenversicherung haben. Da es Aufgabe der Ordensschwestern ist, allen Menschen in Not zu helfen, erweist sich das Haus somit als großer Segen für die Region. Modernstes medizinisches Gerät in Operationsraum, Labor und Untersuchungszimmer sichert die zuverlässige Diagnostik. Jährlich werden die Anlagen gewartet, um eine unterbrechungsfreie Nutzung zu sichern. Der Sicherheitsingenieur der Offenburger St. Josefsklinik Burkhard Struck leistet hierbei regelmäßig und uneigennützig wertvolle Hilfe.

I. Die Anfänge

Noch im Dritten Reich beginnt die Deutsche Reichswehr den Bau eines Offizierskasinos am damaligen Frauenweg (später umbenannt in Weingartenstraße). Doch nur Keller und erster Stock des Hauses werden im Rohbau fertiggestellt. Nach dem Krieg geht das Gelände zunächst an die französische Standortverwaltung, später an den deutschen Staat über. Zwar hat man nach 1945 kurz einmal daran gedacht, den Torso für die Bahn zu erwerben, um ein Eisenbahnerheim daraus zu machen. Dann will das badische Unterrichtsministerium eine Pädagogische Akademie dort einrichten. Schließlich sollen Unternehmen zum Erwerb des Torsos als Fabrikgebäude gewonnen werden und endlich soll auch die französische Besatzungsmacht eine Schule für die Kinder der Soldaten dort aufbauen. Alle Pläne zerschlagen sich. Die Stadt Offenburg selbst bekundet kein Interesse an dem Grundstück.

Schon länger trägt sich der Orden der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach mit dem Gedanken an ein ordenseigenes Schwesternkrankenhaus. Da erfolgt der Hinweis auf den Torso des Offizierskasinos. Die damalige Generaloberin Mutter Stanislawia und der Superior Schuh bemühen sich um den Erwerb.

Die Chronistin des Mutterhauses schreibt damals: „Die göttliche Vorsehung fügte es, daß Mutter Oberin durch Herrn Oberarzt Dr. Wußler aus Offenburg auf ein Gelände mit einem Torso aufmerksam gemacht wurde, dasselbe lag an der Weingartenstraße in Offenburg, nahe bei der Wallfahrtskirche von Zell-Weierbach. Das Gelände erwies sich für den Bau eines Krankenhauses als sehr geeignet, weniger zweckdienlich erschien der Torso. Hochwürden Herr Superior war zunächst der Sache abgeneigt, hingegen war Wohlerwürden Mutter Oberin von der herrlichen Lage und der schönen Natur begeistert. Hochwürden Herr Superior, der in Begleitung von Generalvikar Dr. Hirt den Torso nochmals in Augenschein nahm, entschloß sich zum Kauf des Grundstücks und des Torsos. Das Verfügungsrecht über dieses Projekt hatte nicht die Stadt Offenburg, sondern Minister Schäfer in Bonn, denn es war Eigentum des deutschen Bundesstaates. Auf Anraten des Bürgermeisters von Achern zog man zuvor noch Baurat Kaufmann von Karlsruhe zu Rate.“

Das Anwesen erscheint als idealer Standort für ein eigenes Schwesternkrankenhaus. Offenburg besitzt ein erheblich größeres Einzugsgebiet als alle alternativ angedachten Standorte (Triberg, Gengenbach, Waldkirch) und es ist im Begriff, weiter zu wachsen. Außerdem leidet das Städtische Krankenhaus an einer zu geringen Bettenzahl, über Jahre hinweg ist nämlich – auch kriegsbedingt – nicht mehr investiert worden. Ein neues Vollkrankenhaus mit Spezialabteilungen kann eine zweckmäßige und rentable Lösung des Versorgungsproblems bedeuten.

Mit großer Energie und noch größerem Gottvertrauen setzen sich die damals 1450 Mitglieder der Gengenbacher Kongregation für das Projekt ein. Eine äußerst günstige, zentrale Lage und ein mildes Klima sprechen dafür, ein teurer Kaufpreis und die enormen Kosten eines Neubaus sprechen dagegen. Die Schwestern wollen keine rentable Privatklinik errichten, sondern ein Krankenhaus für alle Schichten. Und nicht nur die körperlichen Leiden sollen hier Heilung finden, sondern auch die „vom Weltgeist verwundete Seele in der tätigen Liebe der Schwestern zu dem Nächsten“, so sagt es damals der unermüdliche Initiator des großen Baus, Superior Karl Schuh.

Der „Torsostreit“

Als die Verkaufsverhandlungen schon weit fortgeschritten sind, werden die Pläne des Ordens öffentlich bekannt. Eine Stadtrats-sitzung befasst sich am 9. Februar 1953 mit dem Thema: „Ein zweites Krankenhaus für Offenburg? Auseinandersetzung zwischen CDU-Fraktion und Oberbürgermeister um das ehemalige Offizierskasino!“ Mit dieser Schlagzeile informiert der „Ortenau- und Kinzigalbote“ am 10. Februar 1953 die Öffentlichkeit. Die Debatte im Rat ergibt, dass Bundesvermögensverwaltung und Bundesfinanzministerium (mit Schreiben vom 9. September 1952) tatsächlich bereits feste Zusagen gemacht haben, weil nämlich seitens der Stadt kein entsprechendes Interesse am Torso-Gelände bekundet worden sei. Der Oberbürgermeister berichtet über seine Interventionen in Bonn, nachdem er über die Pläne informiert worden war. Dort habe er auch erstmals den Kaufpreis in Höhe von 140.000 DM erfahren, der nach sachverständigem Urteil als übertrieben hoch anzusehen sei, da das ganze Gelände niemals eine höhere Bewertung erfahren könne als 50.000 DM. Er müsse heute als Oberbürgermeister und als Beauftragter der Mehrheit des Stadtrats darauf hinweisen, dass die Pläne des Klosters eine starke Benachteiligung

Blick auf den Torso



gung für Offenburg bringen würden. Als Katholik bedauere er zwar, dass er diese Haltung einnehmen müsse, doch er sei an seinen Dienst gebunden. Denn er befürchte eine starke Konkurrenz für das Städtische Krankenhaus. Nunmehr werde die endgültige Entscheidung in Bonn fallen.

Aus der Chronik des Mutterhauses

„Oberbürgermeister Heitz, der zuvor nie daran dachte, aus dem Torso etwas zu machen, wollte nun denselben um jeden Preis für eine französische Schule. Bei einer Sitzung im Mutterhaus tat er dem Hochwürden Herrn Generalvikar Dr. Hirt gegenüber den Ausspruch: ‚Nach Offenburg kommt nie ein katholisches Krankenhaus!‘ Dr. Hirt sagte dann: ‚Sagen Sie nie niemals!‘ Letzterer sollte Recht behalten, denn der Mensch denkt und Gottes Vorsehung lenkt. Superior Schuh fuhr in dieser Angelegenheit dreimal nach Bonn, wo er in heftigem Wortgefecht dem OB von Offenburg gegenüber stand. (...) Herr Superior war durch die erfolgten Auseinandersetzungen entmutigt und wollte die Flinte ins Korn werfen. Er erklärte, er habe den Ratsschwestern geschrieben, er würde im Einverständnis mit Mutter Oberin von dem Kauf des Torsos in Offenburg absehen. Da griff Mutter Oberin zielsicher und mutig ein, indem sie ihm erklärte, sie sei auf keinen Fall damit einverstanden, sie gebe den Kampf nicht auf.“



Torso: Das Portal

Entschieden stellt sich die Offenburger CDU hinter die Kongregation. Die Fraktion erinnert in einer Stellungnahme zunächst an die segensreiche landesweite Tätigkeit der Schwestern im Dienst der Krankenpflege, und meint dann: „Durch den Erweiterungsbau des Städtischen Krankenhauses werden etwa 100 neue Betten gewonnen. Diese inbegriffen würden der Stadt immer noch 150 Betten fehlen. Sie müßte daher heilfroh sein, daß ihr die Sorge und Kosten für die neu gewonnenen Betten im neuen Krankenhaus abgenommen werden. Im Übrigen wird die Erstellung des Krankenhauses auf dem Kasinogrundstück nur zum Vorteil und Nutzen sein. Handwerker und Arbeiter finden auch bei diesem Bau lohnende Beschäftigung und die Geschäftswelt Offenburg Verdienstmöglichkeit durch die täglichen Bedürfnisse des Schwesternkrankenhauses. (...) Wir wissen, daß die überwiegende Mehrheit der Offenburger Bürgerschaft dem Plan der Gengenbacher Ordensfrauen wohlwollend und sympathisch gegenübersteht.“ (Offenburger Tageblatt 11. Februar 1953)

Der damalige Bundestagsabgeordnete W. Morgenthaler aus Achern hat bereits in einem Brief vom 22. November 1952 über die ersten Vorgespräche in Sachen Torso berichtet und darin festgehalten: „Richtig ist, daß ich von Gengenbach angegangen wurde, mich beim Bundesfinanzministerium zu verwenden. Richtig ist ferner, daß sich die Stadt erst um das Projekt bemüht hat, nachdem sie von dem Plan Gengenbachs hörte. Daß so ein Krankenhaus der Schwestern in Offenburg vielleicht auch dem Städtischen Krankenhaus Konkurrenz machen könnte, will ich nicht bestreiten, aber vielleicht ist es auch Anlaß, für die Ärzte sowohl wie für das Pflegepersonal, die Konkurrenz durch beste Betreuung auszuschalten. Auf der anderen Seite zieht ein weiteres Krankenhaus auch viele Besucher nach Offenburg, so daß die Stadt auch hier wieder einen Vorteil hätte.“

Doch nur wenige Wochen tobt der „Torso-Streit“. Dann meldet die Presse: „Torso-Streit entschieden. Die Vermögenskontrolle des Bundesfinanzministeriums hat in einem offiziellen Schreiben das Grundstück dem Mutterhaus der Franziskanerinnen zugesprochen. Die Stadtverwaltung hat es aufgegeben, weiterhin gegen den Kauf zu arbeiten. Sie will jetzt vielmehr das Vorhaben unterstützen. Die Entscheidung des Bundesfinanzministeriums hat bei einem großen Teil der Offenburger Bevölkerung Genugtuung ausgelöst.“ (Badisches Tagblatt, 11. März 1953)

Es werden auch die vielen Gebete der Schwestern zum guten Ende verholfen haben. Sr. Gerwalda Karg (sie feierte im Jahr 2005 ihr goldenes Professjubiläum) erinnert sich an ihre Noviziatszeit und an den Unterricht durch Superior Schuh im Mutterhaus in Gengenbach, der kaum einen Tag vergehen ließ, an dem er nicht das Krankenhaus erwähnte und es dringend dem Gebet der jungen Schwestern empfahl!

Der Kaufvertrag mit dem Bundesfinanzministerium über das Grundstück wird am 29. Mai 1953 in Offenburg geschlossen. Für die Kongregation der Franziskanerinnen unterzeichnen Superior Schuh und Mutter Oberin Stanislawka. Zum Zweck zukünftiger Baumaßnahmen gehen außerdem 5500 qm auf dem Tauschweg im Sommer 1953 aus städtischem Besitz in Klosterbesitz über.



Die Bagger rollen an

Baubeginn

Am 10. Juli 1954 ist Baubeginn. Beim ersten Spatenstich sind zugegen die Architekten Kuno Wilderer (Karlsruhe) und Kuno Stärk (Lahr). Die künstlerische Beratung hat Oberbaurat Kaufmann (Karlsruhe), die Bauleitung Ingenieur Wolf, und die eigentliche Baudurchführung obliegt der Firma Rudolf Wacker (Griesheim-Offenburg).



Torso: Der Abbruch

Die Grundsteinlegung

In Anwesenheit geladener Gäste wird am 23. Oktober 1954 die feierliche Grundsteinlegung vollzogen. Die Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu wissen, dass sie hier ein schweres Werk begonnen haben. Doch als zum Dienen berufene Menschen haben sie es auf sich genommen, denn „die Liebe Christi drängt uns“. Dieses Apostelwort trifft auch auf die Gengenbacher Schwestern zu, deren zukünftiges Krankenhaus vom Geistlichen Rat Schuh als ein „Gotteswerk zum Wohl der kranken Menschheit“ bezeichnet wird. Die Schwestern werden, so der Superior, aus der Kraft der liebenden Menschen arbeiten. Denn der menschliche Intellekt allein genügt nicht, den gebro-

chenen Menschen wieder voll aufzurichten. Mit dem Schwesternkrankenhaus wird Offenburg auch ein Stück Heimat für die Gengenbacher Schwestern werden. Die Grundsteinurkunde wurde kunstvoll auf Schweinsleder gemalt von Schwester Immolata. Zusammen mit Reliquien von Märtyrern aus den Katakomben Roms (S. Corti, S. Jucundus, S. Restitulus, S. Defenendis) wird das Dokument in den Grundstein eingemauert.



Der Grundstein

Die Chronistin des Mutterhauses schreibt dazu:

„Ein bedeutungsvoller Tag war heute für unsere Kongregation. In Offenburg am Frauenweg fand die Grundsteinlegung am Schwesternkrankenhaus ‚St. Josef‘ statt. Der 1. Spatenstich war in aller Stille erfolgt. Die Feierlichkeit der Grundsteinlegung sollte sich nun in einem bescheidenen, familiären Rahmen vollziehen. Der Schwesternchor umrahmte die Feier mit Liedern. H.H. Superior begrüßte die erschienenen Gäste, dankte allen, die bisher daran gearbeitet hatten und zeigte die großen Aufgaben und Ziele, die dieses Werk in der Zukunft zu verwirklichen bestimmt sei. Dann erfolgte die Verlesung der Urkunde, die in den Grundstein vermauert wurde. Mit der Segnung desselben schloß die Feier. In einem Rundschreiben setzte H.H. Superior die ganze Kongregation von diesem bedeutsamen Geschehen in Kenntnis.“

Text der Grundsteinurkunde

„Heute am 23. Oktober 1954, an einem Muttergottesgedenktage, im Marianischen Jahr, soll durch feierlichen Akt die Grundsteinlegung erfolgen. Der Grundstein wird in das Mauerwerk dort eingefügt, wo das Heiligtum in dem Krankenhaus erstellt wird u. ER seine Wohnstätte finden soll, der in seinen Erdentagen umherging, Armen und Kranken Wohltaten ohne Zahl zu erweisen. Haus und Kapelle sollen unter dem Schutz des Patrons der Armen und Kranken, des Heiligen Josef stehen. Ihm sei dieses neue Krankenhaus geweiht. Er möge seine Segenshand über dasselbe halten und Pflegern und Kranken im Leben und Sterben nahe sein.

Der Grundstein wird gelegt in einer für die ganze Menschheit sehr schweren Zeit. Der Mensch in seiner Wesensschau ist selbst ein Kranker geworden. Die Gottesordnung in ihm ist tief gestört. Eine Disharmonie ist in sein innerstes Wesen eingetreten. Menschen und Völker stehen in dem getrennten Lager der Weltanschauung für oder gegen Gott. Menschenfreiheit und Menschenwürde gelten in der Persönlichkeit und der Gemeinschaft immer weniger. Furcht, Elend und Not beherrschen Geist und Seele des Menschen in gleicher Weise das ganze irdische Leben. (...)

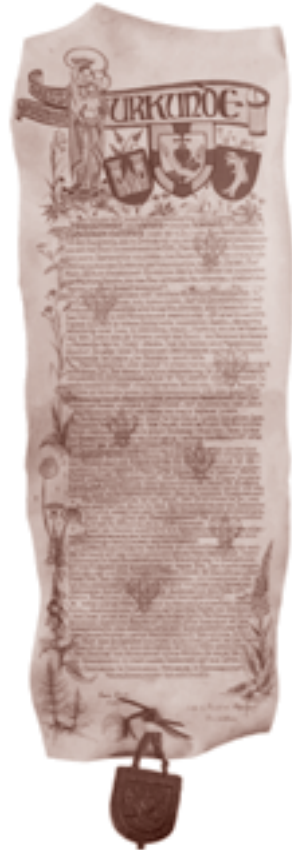
Fast 90 Jahre wartete die Kongregation auf ein eigenes Krankenhaus, ein notwendiges Gottesgeschenk, das nun seiner Verwirklichung entgegenreift. (...)

Möge nun das Werk zu seinem guten und glücklichen Ende kommen. Es soll hineinwachsen in die Zukunft als eine Stätte des Friedens und der Liebe unter der Führung des Ewigen Gottes. Die Kranken, die es bewohnen und darin ihre Gesundheit suchen, seien immerdar mit den Schwestern, die hier arbeiten unter der Segensvermittlung der Himmlischen Mutter und unter dem Vaterschutz des Heiligen Josef. Gott dem Ewigen, der machtvoll alles führt und leitet, sei Lobpreis und Dank. Er sei künftig auch besonders an dieser Stätte seiner Liebe und der Liebestat der Menschen mit seinem Frieden. Er mache dieses Krankenhaus zu einer wahren Segensstätte auf alle Zeiten.

Geschehen in Gengenbach – Offenburg, im Rosenkranzmonat, neunzehnhundertvierundfünfzig.

Karl Schuh, Superior;

Mutter M. Stanislawa Götzmann, Generaloberin“



Die Grundsteinurkunde

Zur Feier der Grundsteinlegung singt der Schwesternchor den Gregorianischen Choral Psalm 100, ein Lobgesang des Volkes beim Einzug ins Heiligtum: „Freut Euch, wir sind Gottes Volk, erwählt durch seine Gnade.“

Das Richtfest

Schon am 17. Dezember 1954 kann Richtfest gefeiert werden. Aus der Chronik des Mutterhauses:

Zur großen Freude der Obern und aller Schwestern fand gestern das Richtfest des Krankenhauses statt. Der Rohbau ist nun ganz vertragsgemäß bis zum 16. 12. fertiggestellt worden. Unsere verehrten Obern sind zu diesem Akt nach Offenburg gefahren. Ein Schreiben des H.H. Superiors benachrichtigte davon die Kongregation. Möge der lb. Gott auf die Fürbitte des Hl. Josef die weitere Bautätigkeit segnen und glücklich zur Vollendung kommen lassen.

Im Namen des Heiligen Josef

Das ordenseigene Krankenhaus der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu ist dem Heiligen Josef geweiht. Am Bauteil A des St. Josefskrankenhauses wurde als sichtbares Zeichen das Bild des Heiligen angebracht. Es zeigt ihn, wie er schützend die Hand über das Jesuskind hält und es bewacht.

Meist wird der Hl. Josef mit dem Jesuskind, dem Zimmermannswinkel oder einer Lilie abgebildet. Josef ist der Schutzpatron der ganzen Kirche. Besonders verehrt wird er von den Reisenden, den Familien und den Handwerkern, insbesondere von den Zimmerleuten. Viele Menschen beten in verzweifelter Situation und in der Sterbestunde zum Hl. Josef. Sein Fest wird am 19. März gefeiert. 1621 wurde dieser Tag zum Festtag für die ganze Kirche ernannt, später aber leider wieder gestrichen. Seit 1955 wird am 1. Mai das Fest „Josef der Arbeiter“ gefeiert. Viele Menschen halten jedoch auch heute noch den 19. März in Ehren. Franziskaner(innen) und Kirchenpersönlichkeiten (Theresia von Avila) förderten und fördern das Gedenken des Heiligen.

Sr. M. Ortraud: „Der Hl. Josef ist Beweis dafür, dass es, um ein guter Nachfolger Christi zu sein, keiner großartigen Dinge und Taten bedarf. Menschliche, einfache und wahre Tugenden, eingebettet in Gottes- und Nächstenliebe, sind hierfür erforderlich. Solche Menschen muss es immer wieder geben, denn in jeder Situation und in jedem Stand ist es bitter notwendig, dass es wahre Männer und Frauen gibt, die diesen selbstlosen Dienst in der Kirche und besonders auch im Krankendienst erfüllen. Jede Arbeit ist geheiligt als gottgefälliger Dienst zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschen. Viele Menschen haben das Vertrauen und zählen auf die Hilfe des Hl. Josef. Wie zahl-

reich diese Gnaden sind, die Gott auf die Fürbitte dieses Heiligen schon erwiesen hat, zeigt die Anzahl der Gläubigen in der ganzen Welt, die in Novenen, Andachten, Litaneien oder im stillen Gebet zur Ehre des Hl. Josef beten. Durch seine Fürsprache und Fürbitte konnten und können viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unserem St. Josefskrankenhaus in all den Jahren den Kranken und Sterbenden beistehen. Er ist uns Vorbild, egal, welchen Stand wir Menschen haben.“

Schwestern und Mitarbeiter nennen das Josefskrankenhaus nach seinem freundlichen Schutzpatron gelegentlich liebevoll auch das „Seppelianum“ ...

Zum Josefstag 2005 gab die Hausoberin Schwester Florina der Presse ein Interview

Weshalb wurde die Kirche St. Josef geweiht?

St. Josef beschützte als Ziehvater das Jesuskind. Deshalb ist er der Heilige für alle, die eines besonderen Schutzes bedürfen. Für unser Klinikum also die optimale Wahl.

Wie wird der heutige Tag gefeiert?

In diesem Jahr wegen des bevorstehenden Palmsonntags mit einem Frühgottesdienst um 6:15 Uhr in der Kapelle. Deshalb können sich unsere Mitarbeiter auch nicht in der gewohnten Weise engagieren. Aber festlich gestalten wir die Messe dennoch.

Können Patienten den Gottesdienst miterleben?

Natürlich wird die Messfeier per Krankenhausfunk in die Zimmer übertragen. Wer das Bett nicht verlassen oder nicht so früh aufstehen kann, hat auf diese Weise eine Möglichkeit zur Teilnahme.

Woran merkt man noch, dass Josefstag ist?

Wir begehen den Tag mit besonderer Besinnung. Und die Küche bereitet ein besonders festliches Essen zu.

(Offenburger Tageblatt 19.3.2005)

II. Das Haus wird eröffnet: „Tage hoher Freude“

Der 2. Juni 1956, ein Samstag, ist ein „Tag hoher Freude“, so der Freiburger Erzbischof Eugen Seiterich in seinem Grußwort. Heute findet die offizielle Eröffnungsfeier statt. Die Presse lädt die Bevölkerung dazu ein: „Das neue Krankenhaus wird am heutigen Samstagvormittag von Generalvikar, Apostolischem Protonotar Dr. Simon Hirt (Freiburg), seiner Bestimmung übergeben.“ Die Weihe des Hauses erfolgt tags darauf, am Sonntag, 3. Juni, vormittags. Dann kann sich die Öffentlichkeit ein erstes Bild vom neuen Krankenhaus verschaffen und es ab 15 Uhr besichtigen. Das Haus verfügt über 120 Betten für Privat- und Kassenpatienten, außerdem über 40 Betten für kranke Schwestern. Der erste Bauabschnitt hat 3.961.865,- DM gekostet.



Das neue Krankenhaus: modern und großzügig

Superior Schuh: „Möge das neue St. Josefskrankenhaus am Liebfrauenweg eine große Quelle des Segens und der Gesundheit werden. In der Initiative der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach wurde das Haus in einer Zeit wirtschaftlicher und kultureller Notstände mit großem Idealismus errichtet. Wir haben den Wunsch, dass es auf alle Zeit seines Bestehens immer mehr werde und bleibe: Eine Kanzel des Barmherzigen Samariters und eine Quelle des Friedens, ein Zeugnis edler Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft gegen kranke Mitmenschen, eine Stätte des Schutzes von Leben und Leib. Möge es unter dem

Schutz und der Führung seines Patrons, des heiligen Joseph, unter mithelfender Einstellung von Ärzten und Pflegerinnen immer gelingen, die Werte des Lebens zu wahren, jegliche Störung und Disharmonie in den Lebensauswirkungen zu beseitigen und das Leben selbst in die Gesetzlichkeit des göttlichen Urlebens wieder und wieder einzuordnen.“

Im Schutz des Heiligen Josef: Acht Meter hoch ist das in Sgraffito-Muro-Technik geschaffene Bild des Heiligen Josef, der zum Schutzpatron des Schwesternkrankenhauses gewählt wurde.

Geleitwort Erzbischof Eugen Seiterich

„Am 2. und 3. Juni erhält das St. Josefskrankenhaus in Offenburg seine kirchliche Weihe. Das sind Tage hoher Freude für Offenburg und Umgebung, für die Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach, für die ungezählten Kranken und Leidenden, die im neu errichteten Krankenhaus Heilung und Gesundheit suchen. Wir alle freuen uns mit und danken allererst Gott dem Herrn, der das gute Werk begonnen und vollendet hat.

Von unserem Herrn lesen wir: „Und Jesus zog umher durch alle Städte und Dörfer, lehrte in den Synagogen, predigte das Evangelium vom Reiche und heilte alle Krankheiten und Gebrechen. Da er die Volksscharen sah, empfand er Mitleid mit ihnen.“ Seinen Jüngern trägt Jesus auf, die Heilsbotschaft zu verkünden und in Liebe den Brüdern zu dienen, den armen, kranken, notleidenden zumal, „was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan!“ In diesem Auftrag des Herrn steht auch das neue, nun vollendete Krankenhaus. Möchte es seine wichtige Aufgabe im Dienst der Liebe und der ärztlichen Kunst auf lange Zeit hin erfüllen. Möchte es sein eine Stätte der Heilung und des Heils für die Leidenden, eine Segenquelle für alle! Das ist mein aufrichtiger Wunsch und mein Gebet in dieser Stunde. Es segne das neue Krankenhaus und alle, die darin weilen und wirken, der allmächtige und barmherzige Gott, der Vater +, der Sohn + und der Heilige Geist +“



EINLADUNG
ZUR EINWEIHUNG DES
ST.-JOSEF-KRANKENHAUSES
AM 2. JUNI 1956
IN OFFENBURG



Generalvikar Dr. Hirt bei der Weihe des Hauses

Wir erlauben uns, Sie zu der
EINWEIHUNG
des St.-Josef-Krankenhauses in Offenburg
am Samstag, den 2. Juni 1956, ergebenst einzuladen.

Um 9/11 Uhr beginnt die
WEIHE DES HAUSES
durch den Hochwürdigsten Herrn Generalvikar
Apostolischer Protonotar Dr. Simon Hirt.
Nachfolgend findet der

FESTAKT
statt. Das Mittagessen ist anschließend für die geladenen Gäste
um 12 Uhr im neuen Krankenhaus.

Am Sonntag, den 3. Juni, 9 Uhr,
wird der Hochwürdigste Herr Generalvikar Dr. Simon Hirt die
WEIHE DER HAUSKAPELLE
und die Konsekration des Altars vornehmen und zum
erstenmal in dem gotischen Raum
des hl. Meßbüßers in einem
PONTIFIKALAMT

feiern.

Ihre Teilnahme wurde uns eben und erfreuen.

Gengenbach — Pfingsten 1956

Die Oberen
der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu
in Gengenbach

P.S. Wir bitten Sie ersuchen, sich mitzuteilen, ob wir Sie ersuchen dürfen,
in weitem Kreise mitzuteilen.



Gottesdienst zur Hausweihe mit Generalvikar Dr. Hirt

Aus Anlass der Eröffnung blickt auch die Chronistin des Mutterhauses noch einmal zurück:

„Fieberhaft bemühten sich in den letzten Stunden vor der feierlichen Weihe des neuen Krankenhauses fleißige Schwestern- und Handwerkerhände, die umfangreiche Kleinarbeit im Innern und auf dem Gelände vor dem Komplex noch auszuführen. Mit dem morgigen Tag findet somit ein über 90 Jahre alter Plan der Genossenschaft der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu seine Verwirklichung.“

Ein Krankenhaus für alle Schichten: Mit großer Energie und noch größerem Gottvertrauen setzten sich die 1450 Kongregationsmitglieder für das große Projekt ein; das eine ausnehmend günstige Lage und ein mildes Klima für sich, einen teuren Kaufpreis und die enormen Kosten eines Neubaus gegen sich hatte. Sie wollten aus diesem Haus keine rentable Privatklinik machen, sondern ein Krankenhaus für alle Schichten, in dem sie ihrer ureigensten Berufung, der Krankenpflege, nachkommen konnten. So wurden im St. Josefskrankenhaus selbstverständlich auch Kassenpatienten aufgenommen, die hier an Leib und Seele gesunden sollen. Denn wie der unermüdliche Initiator des großen Baus, Superior Karl Schuh, schon bei der Grundsteinlegung am 24. Oktober 1954 sagte, soll an dieser Stätte für kranke Menschen nicht nur körperliches Leiden, sondern auch die vom Weltgeist verwundete Seele Heilung finden in der tätigen Liebe der Schwestern zu dem Nächsten.

Tätige Nächstenliebe: Wer Gelegenheit hatte, die fleißigen Schwestern unter der zielbewussten Anleitung ihrer Generaloberin Mutter Stanislaw Götzmann bei ihrer unermüdlichen Arbeit Tag und Nacht schon viele Monate hindurch zu beobachten, der konnte sicher zur Überzeugung kommen, dass in diesem Hause die Nächstenliebe tätige Form angenommen hat.

Die Ausstattung des neuen Hauses

Mit den beiden Chefarzten des Hauses, denen je zwei Assistenzärzte zur Seite stehen, hat die Leitung der Genossenschaft zwei Ärzte aus innerster Berufung an das St. Josefskrankenhaus geholt, denen ein hervorragender Ruf vorausgeht. Die Leitung des Hauses übernimmt der in weitesten Kreisen bekannte Internist Dr. Stump, während der erste Oberarzt an der chirurgischen Universitätsklinik Freiburg, Dr. Kaiser, Chefarzt der Chirurgischen Abteilung ist. Für viele ehemalige Patienten des Gengenbacher Krankenhauses ein Begriff an Tüchtigkeit ist

Schwester Domitia, die von Seiten der Genossenschaft dem Krankenhaus vorstehen wird. Schwester Domitia war über 23 Jahre lang als Operationsschwester im Gengenbacher Krankenhaus tätig gewesen. Ihr und den Ärzten helfen etwa 35 Schwestern bei der Betreuung der Kranken und Genesenden. Sie sind hervorragend geschult in Krankenpflege, im Diätwesen und den einzelnen Spezialfächern. Im Hause selbst wird auch eine Krankenpflegerinnenschule eingerichtet, in der die Genossenschaft der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu ihre Kongregationsmitglieder an Ort und Stelle ausbilden kann.

Bauliche Einzelheiten des nach modernsten bautechnischen und medizinischen Erkenntnissen ausgestatteten Krankenhauses: Der große Gebäudekomplex setzt sich zusammen aus dem Bettentrakt, dem Behandlungstrakt und aus den beiden Nordbauflügeln, die auf den Grundmauern des als „Torso“ bekannten Casinos aufgebaut sind.



*Blick auf das Haus am
Frauenweg*

Im Bettenbau sind die Stationen untergebracht, im ersten und zweiten Stockwerk die Chirurgie, im dritten und vierten Stockwerk die innere Abteilung. Jeder Arzt hat in seiner Abteilung 60 Betten, die meist in Zwei-Bett-Zimmern aufgeteilt sind. Die höchste Bettenzahl in einem Zimmer in diesem Krankenhaus – auch eines seiner Vorzüge – ist vier. Große Fenster an der Südfront gewähren reichlich Einlass von Licht und Sonne. Jeder Patient hat einen Einbauschränk und die Möglichkeit des Anschlusses von Radio und Telefon. Selbstverständlich sind auch die Operationsräume, die Entbindungs- und Vorbereitungsräume usw. nach dem neuesten Stand der Medizin ausgestattet. Auf der Chirurgie wurde so eine Wachstation eingerichtet, in der die Frischoperierten Tag und Nacht unter besonderer Obhut stehen. Auf der Südseite des Krankenhauses soll ferner

noch eine große Liegeterrasse angelegt werden, ebenfalls noch Liegewiesen. Die Station für die erkrankten Ordensschwwestern wird nur von Ordensschwwestern betreut. Auch Kranke aus anderen Ordensgemeinschaften und Klöstern werden gern hier aufgenommen. Etwa 15 Betten hat diese Station.

Im Verbindungsbau hat, neben den klinischen Einrichtungen, eine schlichte Kapelle ihren Platz gefunden, der bleiverglas- te Fenster aus buntem Antikglas ein gedämpftes Licht verleihen. Auf dem wie der Hochaltar aus italienischem Marmor gefertig- ten Seitenaltar erhielt eine Nachbildung der „Muttergottes vom Bergle“ in Gengenbach ihren Ehrenplatz.

Im Krankenhaus fehlen natürlich auch nicht die verschiede- nen Laboratorien, die Röntgenstation und die Spezialabteilun- gen. In absehbarer Zeit wird außerdem noch eine Bäderabtei- lung eröffnet, von einem Bademeister und einer Krankengym- nastin geleitet, in der alle erforderlichen Bäder einschließlich Sauna verabreicht werden.

Während die oberen Stockwerke der beiden Nordflügel (Torso) hauptsächlich den Schwestern (Krankenpflegerinnen- schule, Krankenstation für kranke und genesende Schwestern) vorbehalten sind, sind im Kellergeschoss Waschküche, Bügel- und Mangelzimmer und im Erdgeschoss die bereits erwähnten Laboratorien und die Röntgenstation untergebracht.

Die Wirtschaftsräume, die im Souterrain des Bettentraktes liegen, gewährleisten gerade durch ihre zentrale, von überall leicht erreichbare, Lage eine große Wirtschaftlichkeit. Jedenfalls hat der Besucher dieses Hauses den sicheren Eindruck, dass der Bau in jeder Weise durchdacht ist. Wirkt das Haus an sich schon durch seine Anlage und Einrichtung, so gewinnt es noch viel mehr durch die einzigartige Lage, die schon allein ein Erho- lungsheim gerechtfertigt hätte, um so mehr ein Schwestern- krankhaus, in dem fortan ungezählten Kranken Kraft und Hilfe zuteil wird.

Die Presse über das neue Krankenhaus

Zu einem Segen für alle!

Durch das Buntglas der schlichten Kapellenfenster in dezentem Grün, Gelb, Blau und Violett drang das Morgenlicht des Sonn- tags, als in Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste des behördlichen und kirchlichen Lebens die Benediktion der Kapelle und die Kon- sekration des Altars vom neuen St. Josefskrankenhaus vorgenom- men wurde.

Die Gläubigen verfolgten die eindrucksvollen sakralen Zeremonien, die sich über mehrere Stunden hinzogen, mit großer Anteilnahme. Gemeinhin dürfen sie nur von einem Bischof ausgeübt werden.

Viele Offenburger werden es sich am Wochenende nicht nehmen lassen, den Spaziergang am Frauenweg eine Weile zu unterbrechen und die wunderbare Lage und Anlage zu bewundern. Die gärtnerische Gestaltung läßt schon jetzt viel Geschmack und kunstvolle Gestaltung erkennen. Zwei Zufahrtsstraßen fehlen ebenso wenig wie ein Parkplatz. Auf der Südseite des Bettentrakts entsteht eine Terrasse, die in eine Liegewiese übergeht. Abseits allen Verkehrslärms hat der Genesende angesichts des wunderbaren Panoramas die notwendige Ruhe. Durch die exponierte Lage mangelt es nirgends an Sonne. Es ist zu wünschen, daß dem St. Josefs-Krankenhaus in langen Jahren ein segensreiches Wirken zum Wohl der kranken Menschen beschieden sein möge!

Der Krankenhaus-Alltag beginnt

Am 14. Juni kommt der erste Patient, so erinnert sich der damalige Assistenzarzt Dr. Bernhard Huber.

Für die „Aufnahmebestimmungen und Pflegegebührenordnung, gültig ab 18.6.1956“ gilt: der Pflegesatz für Kassenpatienten beträgt 12,- DM, für einen gesunden Säugling 3,- DM, eine Entbindung kostet 25,- DM.

„Friede diesem Haus!“

Am Mittwoch, 4. Juli 1956, kommt der Freiburger Erzbischof Dr. Eugen Seiterich zu Besuch in das neue Krankenhaus, wo er von den beiden Chefarzten Dr. Kaiser und Dr. Stump sowie den Schwestern empfangen wird. Die Botschaft Christi: „Friede sei diesem Haus und allen, die darin wirken!“ stellt er über seine kurze Ansprache, in der er den Segen Gottes für das Haus erbittet. Warmherzige und humorvolle Worte der Aufmunterung und des Trostes findet er dann für die kleinen und großen Patienten in den neuen Zimmern, so meldet es das Offenburger Tageblatt vom 5. Juli 1956.

Schon nach drei Monaten habe er 1956 ein volles Haus gehabt und so sei es bis heute geblieben, wird Dr. Stump zwanzig Jahre später bei seiner Verabschiedung 1977 über die erste Zeit berichten. Er sei damals nach Offenburg an das Josefskrankenhaus gekommen „aus Neigung zur praktischen Medizin, weni-



Erzbischof Dr. Seiterich,
Dr. Stump, Dr. Kaiser (v. l.)
bei der Hausbesichtigung

ger zur Forschung allein“. Er wollte immer „eine möglichst auf den einzelnen Kranken ausgerichtete gute medizinisch ärztliche Arbeit leisten, um der Gefahr einer Technisierung der Krankenbehandlung zu entgehen“.

Von Anfang an dabei: die Krankenpflegeschule

Zum 1. Dezember 1956 geht nun auch die bereits seit 1909 in Gengenbach bestehende Krankenpflegeschule der Kongregation an das St. Josefskrankenhaus über. Mit Genehmigungsschreiben des Regierungspräsidiums vom 6. November 1956 werden als Mitglieder des Prüfungsausschusses ernannt: „Chefarzt Dr. Stump, Leiter der Schule; Chefarzt Dr. Kaiser; Lernschwester Schwester M. Jubilata“.

1957 beginnt die Ausbildung der Lernschwestern, die ersten Examen erfolgen 1959, alle mit gutem Erfolg.

Das St. Josefskrankenhaus ist ab dem 1.1.1958 Mitglied der Baden-Württembergischen Krankenhausgesellschaft.

Schon seit den ersten Tagen der Betriebsaufnahme kommen Patienten aus der ganzen Region in das St. Josefskrankenhaus,

Monat	GrGehalt	ObStd	Vermö	BrGehalt	Steuerpfl	LSteuer	kath	ev	Sozialversich
Sept.	40,-								
19.18.17		1094,25	994,48	13,-	1055,95	1068,95	986,90	10,95	363,69

also aus dem Landkreis Offenburg und darüber hinaus. Und so stellt sich bald die Frage der Unterstützung des Hauses durch entsprechende Zuschüsse der benachbarten Kommunen und Landkreise. Mit dem Offenburger CDU-Kreisrat Rudolf Moosbrugger hat das Haus aber einen energischen Fürsprecher, wie deutlich aus dem Protokoll der Kreisratsitzung vom 10. März 1958 hervorgeht: „Kreisrat Moosbrugger sagt, er selbst werde jedenfalls keine Ruhe geben, bis auch das Josefskrankenhaus einen Zuschuß bekomme!“ (Kreisarchiv Offenburg, Heft 1011).

Viele Kämpfe um das große Vorhaben hat Superior Schuh mutig ausgestanden. Als er im August 1959 stirbt, würdigt ihn die Presse als „Schöpfer des Josefskrankenhauses.“ Er habe das Schwesternkrankenhaus immer als Krönung seines reichen Priesterlebens angesehen.

Die Jahre des Anfangs sind gekennzeichnet von großer Bescheidenheit. Wo man kann, wird gespart und wieder verwertet. Legendär ist beispielsweise der „Sauceimer“: Jede Station hat anfangs und auf längere Zeit noch ihre eigene Küche und alle Grünabfälle landen in einem besonderen Sammelgefäß. Gemeinsam wandert dann alles in einen großen Behälter, der nach Gengenbach auf den Abtsberg transportiert wird, wo in der klostereigenen Landwirtschaft schon das hungrige Borstenvieh wartet. Auch die Wäsche wird im Haus gewaschen, getrocknet und gebügelt. Ein Bügelzimmer gibt es übrigens bis heute.

Die Verwaltung besteht anfangs aus einer einzigen Person: Sr. Rudisindis. Sie hat ihren eigenen „Studentenpool“ für Nachtwachen, Aushilfen etc. Mancher Student von damals erinnert sich gern an ihre obligatorische Frage: „Wieviel Nächte hesch gmacht?“ Dann tritt sie an den Tresor und zahlt aus. „Mein Medizinstudium habe ich mir damit finanziert“, so einer der ehemaligen Studenten. Und ein Assistenzarzt, der damals im Haus tätig war, erinnert sich: „Das Gehalt erhielten wir bar im Papiertütchen und mit Lohnstreifen.“ Im Josefskrankenhaus wird übrigens nach dem so genannten „Caritastarif“ bezahlt, der etwas unter dem im Städtischen Krankenhaus liegt. Auch eine Gewerkschaft kennt man nicht.

Die durchschnittliche Liegedauer der Patienten beträgt 12 bis 14 Tage. Und ein 10- bis 12-Stundentag ist für alle Mitarbeiter eine Selbstverständlichkeit. Die Station für die erkrankten Ordensschwestern wird nur von Ordensschwestern betreut.

Vermö	GesAbz	NettoGeh	FIAnt	SparZu	Ausgez	Name
59,-	1198,54	1945,41	29,-	119,08	19,- 1949,41	Hemp Jemalotte

Lohnabrechnung noch per
Hand: Schwester Rudisindis

Auch Kranke aus anderen Ordensgemeinschaften und Klöstern werden hier aufgenommen. Etwa 15 Betten hat diese Station.

Zum Alltag in der Josefsklinik zählen schon von Anfang an die besonders feierlich und festlich gestalteten Weihnachtsvisiten, gehören christliche Lieder auf den Stationen und der Empfang der Kommunion im Haus. Die Mitarbeiter aus jener Zeit erinnern sich noch gerne an die Gesänge der Ordensschwestern, die aus der Kapelle ins Haus hinein erklangen. Denn es gibt eine Zeit der Arbeit und eine Zeit des Gebets für jede Ordensschwester, sodass jede Station weiß: zu bestimmten Zeiten sind unsere Schwestern beim Gebet.

Einen guten Einblick in den ärztlichen Alltag der 1950er-Jahre vermitteln die Zeugnisse, die Dr. Bernhard Huber von den beiden Chefärzten Dr. Kaiser und Dr. Stump über seine Tätigkeit als Assistenzarzt von 1. Juni 1956 bis 31.8.1961 erhielt:

„Da das Krankenhaus zu diesem Eintrittszeitpunkt neu eröffnet wurde, hat Herr Dr. Huber die Einrichtung des Hauses von den ersten Anfängen an miterlebt. Nach der Belegung mit Patienten war er über ein Jahr alleiniger Assistent, so daß er eine große Arbeitslast bewältigen mußte. Das große Krankengut gab ihm Gelegenheit, alle Eingriffe der gesamten Bauchchirurgie, die Gynäkologie, der Unfall- und Extremitätenchirurgie, der Urologie, der Kinderchirurgie, vor allem Mißbildungen wie Lippen- und Gaumenspalten sowie die Kropfchirurgie kennen zu lernen. Er mußte die Wachstation mit betreuen und lernte hier vor allem die Therapie mit Infusionslösungen, Elektrolyten, Kreislaufmitteln und Koagulantien. Neben dieser chirurgischen Tätigkeit mußte er in der Krankenpflegeschule des Hauses den Unterricht im Fach der Anatomie und Physiologie übernehmen und hat sich dieser Pflicht mit größtem Eifer gewidmet.“ (Dr. Kaiser) „Entsprechend den besonderen Einrichtungen unseres Hauses umfasst das Krankengut vorwiegend Erkrankungen der Kreislauforgane, der Verdauungsorgane und Stoffwechselkrankheiten, aber auch endokrine, haematologische und Nierenerkrankungen. Herr Dr. Huber hat sich gute Kenntnisse in der Auswertung von Elektro- und Phonokardiogrammen erworben, zur Besprechung röntgenologischer Ergebnisse auf internem und chirurgischem Gebiet bestand reichlich Gelegenheit. Besonders hervorgehoben werden muss sein selbstloser Einsatz für seine ihm anvertrauten Patienten, auch in persönlich-menschlichen Belangen“ (Dr. Stump)

Schon bei der Planung des Krankenhauses war die Leitung der Kongregation davon ausgegangen, nicht nur ein Haus für die stationäre Behandlung erkrankter Schwestern zu errichten, son-

dern ein Krankenhaus mit mehreren Fachabteilungen. Es sollte den Menschen eine allgemeine medizinische Versorgung zur Verfügung stehen. Es war also auch schon von Beginn an eine Abteilung für Geburtshilfe vorgesehen, doch die dafür geplanten Räume wurden bald nach der Eröffnung des Krankenhauses für die chirurgische Abteilung benötigt. So blieb der Wunsch vieler Frauen nach Betreuung durch die Schwestern zunächst unerfüllt. Erst 1958 begannen die Planungen einer gynäkologischen Abteilung, die im April 1959 zu ersten Bauarbeiten und am 26. November 1959 zum Richtfest eines neu errichteten Gebäudes im Anschluss an den Südtrakt des Krankenhauses führten: „Bei dichtem Nebel in den Abendstunden versammelten sich die Teilnehmer, Dr. Stump, Dr. Kaiser, Dr. Bau (der zukünftige Leiter der neuen Abteilung), Architekt Schröder sowie die Vertreter der Baupolizei und die Unternehmer mit ihren Arbeitern. Superior Holzapfel lobte in seinen Dankesworten die geschickte Planung und die gewissenhafte Arbeit der Baufirma Rudolf Wacker und des Zimmermannsgeschäftes Emil Huber aus Ortenberg. Der Architekt hatte es nicht leicht, das bestehende Gebäude, das er selbst nicht geplant hatte, durch einen Neubau zu ergänzen und dabei die Einheit zu wahren. Chefarzt Dr. Stump gab manchen wertvollen Rat und Dr. Bau ist an der Vorplanung beteiligt gewesen. Dr. Holzapfel überbrachte auch die Grüße der Generaloberin Mutter Stanislawka, die am Richtfest nicht teilnehmen konnte, weil sie mit fünf Missionarinnen auf der Reise nach Chile zur Visitation der Missionsstationen sich befand. Als ein Zimmermann hoch über dem Bau den Richtspruch vortrug, senkte sich schon die Nacht über das Krankenhaus. Der Neubau fasst etwa 60 Betten. Er steht durch einen Tiefkeller und gedeckte heizbare Übergänge mit dem Krankenhaus in Verbindung und hat eine eigene Auffahrt mit eigener Pforte.“

Menschen der ersten Stunde

Die Chefärzte:

Fritz Kaiser

Medizinstudium in Freiburg, Marburg und Kiel.
Staatsexamen 1940. Nach russischer Kriegsgefangenschaft 1947 an die Chirurgische Uniklinik Freiburg, dort 1953 Oberarzt bei Prof. Krauss.

1956 erster Chefarzt für Chirurgie am St. Josefskrankenhaus Offenburg. Pensionierung 1978





Werner Stump

Medizinstudium Freiburg und München.

Nach dem Staatsexamen Praktikant und Unterarzt an der Medizinischen Poliklinik Freiburg.

1940 Promotion, ab 1942 Lazarettarzt. Nach dem Krieg Oberarzt an der Medizinischen Poliklinik Freiburg.

1954 Habilitation über funktionelle Schilddrüsenstörungen, danach Privatdozent an der Uni Freiburg.

1956 erster Chefarzt der Inneren Medizin am St. Josefskrankenhaus Offenburg und Leitung der dem Krankenhaus angeschlossenen Krankenpflegeschule. Pensionierung 1977.



Josef Bau

leitet seit 1961 über 28 Jahre als Chefarzt die gynäkologisch-geburtshilfliche Abteilung der St. Josefsklinik.

1923 in Biberach im Kinzigtal geboren, beendete er 1948 sein Medizinstudium in Freiburg und war zunächst Assistenzarzt in Gengenbach, Heidelberg und Stuttgart.

Nach der Ausbildung zum Facharzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe seit 1957 Oberarzt in der Frauenklinik der Saarknappschaft bei Saarbrücken.

Dort erhielt er die Berufung nach Offenburg als Chefarzt der neuen geburtshilflich-gynäkologischen Abteilung des St. Josefskrankenhauses, Arbeitsaufnahme 1961. Pensionierung 1989.

Die erste Hausoberin: Schwester M. Domitia

Schwester M. Domitia war 1956 als erste Hausoberin im Josefskrankenhaus tätig. Und sie erinnert sich noch im Alter von 97 Jahren (im Jahr 2004) gern an jene Jahre der Anfänge:

„Am 11. Mai 1956, kurz vor der offiziellen Eröffnung am 1. Juni, kam ich in das Josefskrankenhaus. Am 2. Juni feierten wir den ersten Gottesdienst in unserer Kapelle. Der Generalvikar Dr. Simon Hirt vom Ordinariat in Freiburg las die Messe. Es war einfach, aber schön, und viele Leute waren gekommen.“

Das Haus war nun zwar eröffnet, die Betten und auch die Möbel waren da, aber vieles andere kam erst nach und nach in den ersten Tagen und Wochen. Jeden Tag standen ein paar Lastwagen vor dem Haus. Sechs von uns Schwestern trugen das alles herein, mit Händen und Füßen sozusagen und treppauf, treppab. Denn auch der Aufzug ging natürlich noch nicht. Aber bei all der schweren Arbeit und bei allem Durcheinander haben wir doch immer auch zwischendurch gelacht. Wir waren immer froh miteinander.“

Wenn wir dann uns später trafen, hieß es oft: Wissen Sie noch? Denn es hat so manche Begebenheit gegeben, an die man mit Heiterkeit zurückdachte. Damals etwa, als morgens in die Stille unserer Betrachtung in der Kapelle die Kinderschwester Irene hereinstürmte und laut einer anderen Schwester zurief: Gehen Sie in die Waschküche, und lassen Sie die Maschine laufen, dass die Kinderwäsche rechtzeitig trocken ist!

Jeden Tag hatten wir nun unsere viele Arbeit. Anfangs waren wir insgesamt nur acht Schwestern. Das waren eindeutig zu wenig für ein Haus mit damals 115 Betten. Unsere Oberin Mutter Stanislawa sah das aber sofort ein und holte aus den anderen Häusern Hilfe herbei, sodass wir nun zurecht kamen.

Anfangs haben einige Schwestern draußen in einem Bauwagen, wir sagten ‚Hütte‘ dazu, gelebt und sogar geschlafen. Denn die Schwesternzimmer waren noch nicht fertig. Einmal, es regnete gerade heftig, bekamen sie sogar Besuch von der Polizei. Denn es bestand die akute Gefahr, daß der ganze lehmige Abhang bei dem Regen abrutschen könne mitsamt ihrer ‚Hütte‘. Die musste deshalb schleunigst geräumt werden.

Der Betrieb im Haus ist dann langsam angelaufen. Superior Schuh hatte anfangs noch Bedenken gehabt, der Bau sei doch sehr groß geworden. Aber ich teilte seine Sorge nicht und meinte, wer vorher ins Gengenbacher Krankenhaus gegangen ist, der kommt nun auch nach Offenburg zu unseren Schwestern. Einmal saß eine Frau in der Eingangshalle und weinte. Ich fragte, was ihr fehle, und sie meinte: Jetzt war ich immer in Gengenbach im Krankenhaus, wo ich die Schwestern kannte, aber hier fühle ich mich so fremd und kenne niemanden. Ich lachte und meinte, hier sei doch jetzt die Sr. Domitia. Sie entgegnete: Die ist doch in Gengenbach! Sie hatte mich nicht erkannt gehabt, aber jetzt war alles gut.

Ich gestehe, ich bin seinerzeit schweren Herzens von Gengenbach nach Offenburg gegangen. Zuvor durfte ich noch acht Tage Ferien machen. Dann, am ersten Tag im Josefskrankenhaus, nahm mich nachmittags die Generaloberin zur Seite und fragte, ob ich wisse, weshalb und wozu ich hier sei? Na ja, ich sei Krankenschwester und würde wohl im OP gebraucht, meinte ich. Doch Mutter Stanislawa entgegnete: Nein, ab heute sind Sie Oberin in diesem Haus! Das war vielleicht eine Überraschung!

In Köln besuchte ich noch einen Kurs speziell für Oberinnen, in dem man lernte, was zu tun und was zu lassen sei. Dann begann die Arbeit. Ich musste von Grund auf anfangen und Ordnung in den Betrieb bringen. Es war zwar ein großes neues Haus, doch wo man hingekommen ist, war längst noch nicht alles vorhanden, was eigentlich für einen normalen Betrieb gebraucht

wurde. Doch es ging gut, und alle hatten für mich Verständnis. Zugute kamen mir natürlich die Erfahrungen aus Gengenbach, wo ich Krankheiten und Behandlungsmethoden kennen gelernt hatte.

Der Heilige Josef als Namensgeber und Schutzpatron des Krankenhauses wurde von Mutter Stanislawina gewählt. Er ist ja der Helfer der Kranken und Sterbenden. Seine Verehrung ist weit verbreitet und er war und ist beim Volk beliebt. Sein Fest wird am 19. März bei uns mit einem Gottesdienst gefeiert. – Im 3. Stock hatten wir einmal einen krebserkrankten Patienten im weit fortgeschrittenen Stadium der Krankheit. Er hatte ganz bewusst den Weg zu uns in das Josefskrankenhaus gewählt, weil er seine letzte Hoffnung auf den Heiligen setzte. Aber er ist dennoch bald verstorben. Einmal ist mir auf dem Flur eine ältere Frau begegnet, die mir etwas in die Hand drückte und im Dialekt meinte: ‚Damit lassen Sie jetzt eine Messe lesen für den Heiligen Josef, damit Sie viele Wohltäter kriegen – ich sehe ja, dass Sie’s brauchen!‘ Ein Fünf-Mark-Stück war es, viel Geld damals.

Die Offenburger Geschäftsleute waren uns und dem neuen Haus gegenüber sehr wohlwollend eingestellt. Zum Beispiel haben uns einmal die ansässigen Brauereien vier Kisten Bier spendiert! Oder die Spinnerei-Weberei hat allen Schwestern schöne Damastbettbezüge geschenkt. Generaloberin Stanislawina hat diese Textilien bemerkt und gemeint: Das habe ich aber nicht gekauft! Wir konnten sie aber aufklären, dass es ein Geschenk war. Wie gesagt, alle Geschäfte waren entgegenkommend, sie haben auch die bestellten Waren anstandslos ins Haus geliefert, wir waren ja nur zu Fuß oder per Fahrrad unterwegs.

Das Verhältnis zu unseren Ärzten war immer gut. Der Chirurg Dr. Kaiser war ein echter, herzlicher Hotzenwälder, und auch mit dem Internisten Dr. Stump bin ich gut zu Streich gekommen.

In der Anfangszeit fehlte es auch an Stühlen im Säuglingszimmer, um die Kinderbetten abstellen zu können. Aber Sr. Irene hat einfach aus dem Keller leere Apfelkisten geholt, und damit haben wir improvisiert. Auch die Stühle im Refektorium waren manchmal knapp, etwa dann, wenn eine neue Schwester kam. Doch wir wussten uns zu helfen und aßen dann eben in zwei Schichten. Die Kleinigkeiten waren es, die überall noch fehlten. Später haben wir oft darüber gelacht, was wir so alles am Anfang gemacht haben. Einmal kam ein großer Karton mit Putzlappen aus der Schweiz. Den habe ich mitten in das Refektorium gestellt, habe aber nichts gesagt über den Inhalt und nur gesagt: Jetzt darf sich jede Schwester etwas rausnehmen und mitnehmen! Es hätte keine größere Freude herrschen können, so begehrt und rar waren damals die Lappen! Denn was musste nicht alles geputzt und gereinigt werden. Sr. Arnulfa war eine der sieben Postulantinnen, die vor der

Eröffnung das neue Krankenhaus ab Ende März 1956 von oben bis unten geputzt haben. Und auch Sr. Juliana hat wochenlang nur Fenster geputzt!

An ein gefährliches Erlebnis in der Anfangszeit erinnere ich mich: Ich roch plötzlich Gas! Die anderen Schwestern aber nicht, sie meinten: Ja, was Sie nur haben! Auch der Hausmeister Franz roch nichts, aber vorsichtshalber rief er das Gaswerk an, die jemand schickten – und tatsächlich: in der Waschküche war ein Rohr undicht geworden und es herrschte große Explosionsgefahr. Wenn jemand mit offenem Feuer da vorbei gegangen wäre, so wäre der ganze Trakt in die Luft geflogen!“

Der Pfleger: August Ronecker

Dr. Karl Hansert, Internist, Doktorand bei Dr. Stump, über den ersten Pfleger der Klinik, August Ronecker:

„Er war wohl Jahrgang 1912, kam aus Oberachern. Mir hat er, als ich im Sommer 1958 mein Krankenpflegepraktikum machte, nach etwa sechs Wochen (acht waren vorgeschrieben) das ‚Du‘ angeboten. Seither war er für mich der ‚Guscht‘ (er wollte es so).

Er war armer Leute Kind, eine Kindheit im ‚Großen Krieg‘, eine Jugend in der Nachkriegszeit, Arbeitslosigkeit, Inflation, Weltwirtschaftskrise. Irgendwie schaffte er es, in das damalige 100.000-Mann-Heer einzutreten. Das wurde für ihn eine Art Versorgung, eine Männerwelt, die ihn prägte. In dieser Zeit, glaube ich, wurde er zum Sanitäter ausgebildet. Den Krieg hat er in Russland erlebt und überlebt, ab und zu erzählte er mir, mehr andeutungsweise, von schlimmen Erlebnissen, von fluchtartigem Räumen der Verbandplätze vor den herandrängenden Russen, von Einschließungen nach dem Zusammenbruch der weißrussischen Front im Sommer 1944. Im Mai 1945 rettete er sich, indem er die Moldau durchschwamm, um in amerikanische Gefangenschaft zu kommen, aus der er wohl bald entlassen wurde.

Nach der Eröffnung des ‚Josefs‘ (1956) war er dabei als ein Mitarbeiter der ersten Stunde, als Pfleger, wie das damals hieß. Ich kannte ihn als kräftigen Mann, als eine stattliche Figur, die schon durch sein Erscheinen einen gewissen Respekt auslöste – bei mir, bei den Schwesternschülerinnen, erst recht bei den Patienten, denen er sich mit einer Mischung aus Feinfühligkeit und Weltkrieg-Zwei-Sanitäter-Robustheit näherte.

Die Arbeit eines Pflegers hatte damals noch nicht das heute zum Teil hoch spezialisierte ‚Profil‘: Auf der chirurgischen Männerstation bedeutete diese Arbeit: Bettenmachen (mir zeigte er, wie

ein Kopfkissen zu schütteln ist, d. h. durch die Luft zu wirbeln), schwerkranke Patienten zu lagern, umzubetten, Einläufe verabreichen (stand damals noch ziemlich hoch im Kurs), ich sehe ihn heute noch mit dem gefüllten Klistier den Flur entlang gehen, Rasieren, Patienten vor der Operation zu baden (das war damals so), katheterisieren, Magenspülungen (!) durchführen, wenn, als selten vorkam, jemand mit zuviel Tabletten im Magen zur Aufnahme kam – alles mit einer gewissen herzlichen Robustheit, im letzteren Fall mit strengen, sehr lauten Ermahnungen, dass man ‚so etwas nicht macht‘. Mit seinem chirurgischen Chef verband ihn eine gewisse Achtung, beide verband das Erlebnis des Krieges in Russland, über das sie, ganz selten, und dann eher andeutungsweise, sprachen. Ich habe ihn als fast immer ruhigen, besonnenen Menschen in Erinnerung.

Während der Wochentage lebte er im Krankenhaus, hatte dort sein einfaches Zimmer. Am Samstagnachmittag fuhr er nach Hause (Samstag war Arbeitstag, bis 14 Uhr), mit seinem Heinkel-Roller. Am Sonntag Abend kam er wieder zurück. Mit seiner Frau ersparte er sich in seiner Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit ein kleines Häuschen. Als ich ihn wenige Wochen vor seinem Tod besuchte – er war keine 70 geworden – wusste er, dass er bald sterben würde. Er vermittelte mir eine tapfere, fast heitere Gelassenheit.“

Schwester Ortraud über August Ronecker: „Herr Ronecker war der erste männliche Pfleger. Seine Erscheinung war groß, kräftig, er war bei den Patienten zur Vorbereitung auf die OP zuständig, d. h. er musste sie vom Bett aus auf den OP-Tisch legen. Auch zur damaligen Zeit gab es gewichtige Patienten, so dass wir über Herrn Ronecker froh waren. Nach der Operation legte er sie wieder ins Bett und bewachte die frisch Operierten.

Er war auch zu Streichen fähig, besonders gegenüber den jungen Assistenzärzten, denen er einmal flüssigen Äther in die Schuhe kippte als Revanche für einen derben Scherz (man hatte ihm eine Katze ins Zimmer gesperrt, die zuvor ein Abführmittel zu fressen bekommen hatte ...) Im OP bekamen die jungen Leute dann recht kalte Füße, denn flüssiger Äther ist sehr kalt!“

Der erste Hausmeister: Franz Geiger

Franz Geiger war seit 1956 – und zwar schon ein viertel Jahr vor der offiziellen Eröffnung – bis zum Ausscheiden aus dem Dienst 33 Jahre Hausmeister in der Klinik. Von Beruf Bau-schlosser, hatte er sich auf die ausgeschriebene Stelle beworben:

„Die Anfänge damals waren entbehrungsreich und bescheiden. Vieles wurde selbst angepflanzt zur Versorgung des Personals wie der Patienten. Jedes Jahr mußte ich etwa 800 Bohnenstangen stecken und 500 Tomaten setzen. Auch anderes Gemüse und Salat wurden gepflanzt. Nur die Kartoffeln kaufte man zu, sie kamen im Güterwaggon aus dem Odenwald. Auch das Sauerkraut wurde selbst gemacht, unten im Keller stand eine große Herbstbütte mit etwa 1500 Liter Fassungsvermögen, voll mit Kraut. Die Küchenabfälle wurden selbst verwertet als Futter für eigene Schweine des Mutterhauses. Man war sparsam, ging sorgfältig um mit allem. Der Transport nach Gengenbach erfolgte mit einem alten Lastwagen, dem ‚Schweinsexpress‘, wie ihn die Schwestern nannten.“

In den armen Jahren nach dem Krieg musste Franz Geiger zusätzlich auch Nachtwachen leisten, da Diebe die damals begehrten und wertvollen Metall-Armaturen im Neubau abschrauben wollten! „Es herrschte eine angenehme, familiäre Atmosphäre. Das Klima hat gestimmt und die Arbeit war interessant und vielseitig.“

Franz Geiger machte die meisten technischen Arbeiten selbst, führte Reparaturen aus, kümmerte sich um die Wasserversorgung und die Heizung, die damals mit Koks betrieben wurde. Das machte er für etwa 25 Jahre allein und immer in Rundumbereitschaft! „Ich habe es gern gemacht!“

Dr. Bernhard Huber, chirurgischer Assistenzarzt der ersten Jahre, erinnert sich gerne an den Hausmeister Franz Geiger: „Ein toller Kerle! Er war für alles da, auch im OP. Wenn es irgend etwas gegeben hat: der Franz war halt da. Er hat sich schnell integriert, war auch gern bei Festivitäten dabei. Wir haben auch eine kleine Musikgruppe gebildet, sangen und haben gemeinsam den Gottesdienst untermalt.“

Assistenzarzt Dr. Bernhard Huber

Dr. Huber ist 1956 als erster und damals einziger Assistenzarzt in die chirurgische Abteilung bei Dr. Kaiser eingetreten. Später war er 30 Jahre lang Chefarzt der Fachklinik für Innere Medizin und Rheumatologie in Bad Peterstal. Er erinnert sich:

„Ich kam kurz vor Eröffnung des Hauses im Juni 1956 als Assistenzarzt in die Chirurgische Abteilung zu Dr. Kaiser. Wir beide stellten die ganze medizinische Besetzung der Chirurgie dar. Am 14. Juni kam dann unser erster Patient in das neu eröffnete Haus.“

OP-Schwester war Sr. Leonilla, die vom Laufenburger Krankenhaus in der Schweiz als Wunschkandidatin von Dr. Kaiser kam. Gemeinsam haben wir die Hausapotheke und den OP mit eingerichtet.

Es kam nach der Eröffnung des Krankenhauses zu einer relativ raschen Steigerung des Betriebes, und wir hatten bald eine sehr gute Belegung. Morgens nach 7 Uhr haben wir angefangen zu operieren, und das dauerte in der Regel bis nachmittags zwei, halb drei Uhr.

Für die Innere Medizin kam Dr. Stump aus Freiburg, er war habilitierter Dozent und Oberarzt an der medizinischen Poliklinik bei Prof. Sarre. Doz. Dr. Stump war allgemeiner Internist und besonders erfahren bei Stoffwechselkrankheiten, etwa Diabetes Mellitus und Schilddrüsenerkrankungen. Auf seiner Abteilung waren von Beginn an bereits zwei Assistenzärzte (Frau Dr. Werner und Herr Dr. Walter). Die Innere Abteilung wurde mit zwei Stockwerken ebenfalls rasch belegt, auch die Privatstation im vierten Stock des Hauses, in der sich auffallend viele Mitglieder des Klerus der Erzdiözese behandeln ließen. Doz. Dr. Stump war zu meiner Studienzeit ein sehr bekannter Internist. Er war auch behandelnder Arzt der Erzbischöfe Conrad Gröber, Wendelin Rauch und Eugen Seiterich.

Dr. Fritz Kaiser war ein begnadeter Chirurg und machte sich bald in der Ortenau einen guten Namen. Als Oberarzt hatte er an der Freiburger Chirurgischen Universitätsklinik bei Prof. Krauss, einem der letzten Sauerbruch-Schüler, gearbeitet. Eine unserer ersten gemeinsamen größeren Operationen war eine Magen-Operation und eine Dickdarmresektion. Außerdem führten wir u.a. bei dem kleinen Joachim aus Dörleinbach eine Nierenentfernung durch.

Dr. Kaiser war ein jovialer Mensch und mit allen per Du, was aber keine billige Anbiederung war, sondern aus seiner offenen Herzlichkeit heraus resultierte. Er stammte aus Görwihl im Hotzenwald, war also ein richtiger ‚Hotz‘ und hatte es gut gekonnt mit der Ortenauer Bevölkerung.

Noch vor den Operationen hat er Visite auf den Stationen gemacht, und er war jeden Tag im Haus, auch samstags und sonntags. Kaiser hat die Allgemeinchirurgie beherrscht und war insbesondere ein guter Bauch-, aber auch Unfallchirurg.

Die Anästhesie machte lange Zeit Sr. Eliana, die stellvertretende Oberschwester des Hauses. Wir hatten schon damals einen modernen Dräger – Narkoseapparat mit Lachgas und Sauerstoff, so dass für die damaligen Verhältnisse alles gut und auf dem neuesten Stand gemacht werden konnte. Die Schwestern waren deswegen extra nach Freiburg zur weiteren Ausbildung geschickt worden.

Es war von Anfang an bereits geplant, auch eine kleinere Geburtshilfe-Abteilung einzurichten. Doch der dafür vorgesehene

Chefarzt Dr. Bau befand sich noch in Ausbildung. Auch eine Interimslösung, nämlich die Geburtshilfeabteilung durch den Offenburger Frauenarzt Dr. Bauknecht im Josefskrankenhaus vorübergehend zu betreiben, ließ sich nicht realisieren. Aus diesem Grund wurden die für die geburtshilfliche Abteilung eigentlich vorgesehenen Zimmer als chirurgische Kinderabteilung eingerichtet. Auf dieser kleinen Abteilung fühlten sich die Kinder bei der stets freundlichen und liebevollen Sr. Margitta geborgen.

Auch ich war im Grunde genommen Tag und Nacht im Krankenhaus. Damals war ich noch ledig und bewohnte ein kleines Zimmer im Haus, war also dauernd einsetzbar.

Am 14. November 1957 habe ich dann in Peterstal geheiratet. Ich bat deswegen Mutter Stanislawa, die mit mir zusammenarbeitenden Schwestern zur Feier nach Peterstal auf meine Kosten reisen zu lassen. Doch damals waren die Ordensregeln noch so streng, dass dies eigentlich nicht erlaubt werden konnte, selbst bei direkten Angehörigen, und Mutter Stanislawa sagte zunächst auch ab. Sie überlegte es sich dann doch, und ließ die Schwestern fahren. Und so zeigt unser Hochzeitsbild heute noch unsere Verbundenheit mit den Schwestern Eliana, Domitia (Oberin), Fraterna (Küche), Garina (Station Chirurgie), Raineldis (chirurgische Abteilung), Leonilla (OP) und Beatina (Sekretariat). Die Schwestern hatten für uns als Geschenk eine Hochzeitskerze mitgebracht aus der kunsthandwerklichen Werkstatt des Mutterhauses in Gengenbach. Sie brannte während des Gottesdienstes an einem Seitenaltar der Kirche.

Wie ich zum Josefskrankenhaus kam? Ich hatte 1954 das medizinische Staatsexamen und die Promotion an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg abgelegt. Danach war ich zwei Jahre als Assistenzarzt in dem eben eröffneten städtischen Krankenhaus in Kehl tätig gewesen. Ich hatte mich von dort aus schriftlich um eine Stelle am neuen Josefskrankenhaus in Offenburg beworben. Eines Tages kam Superior Schuh nach Peterstal zu einem Besuch bei Frau Huber (Peterstaler Mineralquellen), die mich benachrichtigte, der Superior wolle mich gerne sprechen und kennenlernen. Ich stellte mich vor, er musterte mich sehr eingehend und irgendwie sprang der Funke über. Wir haben uns gut verstanden. Später wurde ich auch ins Mutterhaus bestellt zu der Generaloberin Sr. Stanislawa, die mich ebenfalls zunächst noch kennenlernen wollte. Sie war eine stattliche Frau, von Beruf Lehrerin. Hatte ich in Kehl gerade monatlich 50 Mark und Verpflegung bekommen, so erhielt ich hier nun ein volles Gehalt, das war damals schon etwas Besonderes. Zusätzlich konnte ich in einem auch baulich hervorragenden und modernen Haus arbeiten.

Eine nette Begebenheit trug sich zu bei einem Besuch des Erzbischofs Seiterich im neuen Krankenhaus: Der Erzbischof wollte

vor seiner Abreise noch auf der Schwesternstation, wo die kranken Ordensschwestern lagen, einen Besuch machen und benutzte dazu den Aufzug im Bettentrakt. Er hatte bereits den Mantel angezogen und war also nicht mehr sofort am Habit als Bischof zu erkennen. Der damalige Hausgeistliche Pater Kowalek (später Pfarrer in der Pflegeanstalt Fußbach) sprang kurz vor der Abfahrt noch in den gleichen Fahrstuhl und stellte sich vor: ‚Herr Konfrater, ich bin hier der Hausgeistliche, und wer sind Sie?‘ Die Antwort: ‚Ich bin der Erzbischof von Freiburg‘, ließ den Pater natürlich aus allen Wolken fallen.

Bis heute besteht noch eine innere Bindung von mir an das Josefskrankenhaus, in dem ich seit der Eröffnung bis 1958 auf der chirurgischen Abteilung und danach bis zu meinem Ausscheiden im August 1961 an der inneren Abteilung als Assistenzarzt und Stationsarzt tätig gewesen bin. In dieser Zeit habe ich auch an der Schwesternschule unterrichtet, die bald nach Beginn des Krankenhausbetriebes eingerichtet und staatlich anerkannt wurde.“

Die Schwestern

Im Laufe der Jahre haben viele Schwestern im Josefskrankenhaus gearbeitet, deren Erinnerungen es alle verdient hätten festgehalten zu werden. Stellvertretend für sie lassen wir Sr. M. Fides zu Wort kommen, die von 1956 bis 1960, also in den ersten Jahren, im Josefskrankenhaus tätig war. Gebürtig aus Kenzingen, war sie 1952 in den Orden eingetreten und lernte von 1953 bis 1955 im Gengenbacher Krankenhaus die Krankenpflege. Schon während des Noviziats hörte sie häufig vom Josefskrankenhaus in Offenburg. Kurz nach ihrem Examen wurde sie 1956 von Generaloberin Stanislawina ans neu eröffnete „Josefs“ nach Offenburg entsandt, sie sollte dort zunächst die Nachtwachen übernehmen:

„Zwei Jahre habe ich da gearbeitet, gemeinsam mit einer Schwesternschülerin. Das war eine Zeit, in der ich viel gelernt habe. Ich war ja praktisch auf mich allein gestellt, hatte keine Vorgängerin, die mich hätte einweisen können. Alles war noch im Aufbau begriffen, und dabei waren alle Abteilungen bereits voll belegt. Wenn nachts ein Zugang kam, konnte es sein, dass ich nicht wusste, wohin. Dann hieß es halt, irgendwo ein Bett einschieben. Große Hilfe hatte ich immer dann, wenn Dr. Huber Nachtdienst hatte. Er, ein beim ganzen Personal sehr beliebter Arzt, war stets hilfsbereit und man hat bei ihm viel gelernt.“

Während der Nachtwachen passierte immer etwas. Einmal lag ein Priester mit einer Gallenerkrankung auf der Abteilung, dem man eine Infusion angelegt hatte. Dr. Kaiser hatte mich noch eindringlich ermahnt, der Patient dürfe auf keinen Fall die Infusion herausziehen. Des Nachts geschah aber genau das: der Pfarrer wollte die Kanüle ziehen. Ich verwehrte ihm das, doch er meinte trotzig: ‚Ich werde doch wohl noch Herr über meinen eigenen Arm sein!‘ Nur mit Mühe konnten wir ihn von dem verhängnisvollen Schritt abhalten.

Oder: Im Kinderzimmer schrie nachts ein Junge, er habe Durst! Ich beruhigte ihn und versprach ihm, Tee zu holen. Da meinte er nur: ‚Ich will keinen Tee, ich will Rotwein! Denn mein Opa geht mit mir als in die Wirtschaft, und dann trinkt er nur Rotwein.‘

Auch auf der Station für kranke Ordensschwestern konnte man nachts etwas erleben. Einmal hat eine Schwester geklingelt. Als ich kam, stand sie schon unter der Tür und meinte, sie habe so furchtbare Angst! Ich überlegte, bis ich die Erklärung für die Angst fand. Es war nämlich gerade Vollmond. Und so meinte ich zu ihr: ‚Sie hat der Vollmond geküsst, es gibt keinen Grund zur Angst!‘

Unser erster Hausgeistlicher war Pater Kowalek aus dem Pallotiner-Orden. Zwei Jahre versorgte er unser Krankenhaus, dann ging er nach Fußbach. Er war ein sehr zugänglicher Mensch, und hatte nur einen Fehler: Er aß für sein Leben gern Knoblauch. Dr. Kaiser hat öfter – scherzhaft natürlich – mit ihm geschimpft! Anschließend kam Pater Eugen, ein Trappist, auch er war ein netter, frommer Herr. Später kam Pater Maurus (Trappist) und schließlich folgte Pater Frowin, der die Seelsorge dann 1989 an Pater Burkhard übergab.

Besonders gut verstanden habe ich mich mit Schwester Hugo, der Sekretärin von Professor Stump. Sie hat auch immer gern gelacht und Sinn für Humor gehabt.

Hausköchin war zunächst Schwester Fraterna, eine mutige Frau. Im Dritten Reich saß sie sogar im Gefängnis. Denn als einmal eine Rundfunkübertragung mit einer Rede Hitlers kam und alle zuhören mussten, hatte sie gesagt: ‚Der soll das Maul halten, man hat ja nicht einmal mehr einen Putzlumpen!‘ Unter den Kochlehrtöchtern war aber eine Landratstochter, die alles zu Hause erzählte, und so wurde Schwester Fraterna schließlich verhaftet und für ein Jahr inhaftiert! Wir haben ihr vom Gengenbacher Krankenhaus Päckchen schicken können, und standen im Briefwechsel miteinander. Aus ihren Schreiben konnte man aber immer ersehen, dass sie traurig war und geweint hat.

Unsere erste Hauskapelle war zwar klein, aber ausreichend. Als Sakristanin hatten wir Schwester Richardine, die auch für den

Blumenschmuck sorgte. Bekamen die Schwestern Blumen von den Patienten, so wurden sie zur Ausschmückung der Kapelle verwendet. Die Sekretärin von Dr. Kaiser bat zwar einmal um ein paar solcher Blumen für das Zimmer ihres Chefs, aber es wurden keine Ausnahmen gemacht. Überhaupt: Dr. Kaiser war ein bescheidener Mensch. Manches Mal hat er im Haus gegessen. Und wenn man ihm da etwas Besonderes servieren wollte, lehnte er brummig ab: ‚Was machen die denn für ein Theater, in der Gefangenschaft habe ich aus dem Blechnapf gegessen!‘

Unsere Praktikanten und Studenten machten gelegentlich auch ihre Scherze während der Nachtwache. Dr. Hansert, damals noch Student (später als Internist in Schutterwald tätig), und Dr. Eberwein (später Augenarzt in Offenburg) als Famulus fallen mir da besonders ein. Aber auch der Chefarzt Dr. Kaiser machte selbst gern einen Spaß. Einmal bat er mich um eine übrig gebliebene Salatportion. Darauf setzte er einen täuschend echten Plastikwurm und präsentierte das Kunstwerk dann der Küchenschwester Fraterna mit der vorwurfsvollen Frage: ‚So etwas servierst Du den Privatpatienten?‘ Schwester Fraterna wurde kreideweiß und rief noch: ‚Wer hat den Salat geputzt?‘ So ist das halt mit den Erinnerungen: Blödsinn kann man eher behalten!

Doch auch an traurige, erschütternde Dinge erinnere ich mich, besonders an zwei junge Patienten, die ich in der Nachtwache betreute. Ein junger Mann, 19 Jahre alt, war unheilbar herzkrank. Ich habe ihn oft besucht, er war ein lieber Patient. Eines Abends hat er geklingelt. Als ich eintrat, meinte er: ‚So, jetzt habe ich meine Todesanzeige geschrieben, lesen Sie es mal durch, ob man es so lassen kann.‘ Ich las: ‚Nach langem, mit Geduld ertragenem Leiden verstarb ...‘ Nur wenige Tage später habe ich ihn nachts tot in seinem Bett gefunden, er war friedlich eingeschlafen.

Oder jenes Mädchen, Sara, aus Gengenbach, 16 Jahre alt. Man hatte sie mit Verdacht auf Blinddarmentzündung eingeliefert. Während der Operation sah Dr. Kaiser, dass es Krebs im fortgeschrittenen Stadium war. Daher behielt man sie im Haus. Sie stellte bald fest, dass die anderen Blinddarmpatienten längst entlassen wurden, nur sie nicht. Da begann sie zu ahnen, wie es um sie stand, und ist schließlich selbst auf die Wahrheit gekommen. Todesängste hatte sie, hat nach ihrer Mutter gerufen. Wir haben alles versucht, sie zu trösten. Dann, eines Abends, sagte sie plötzlich zu mir, sie habe nun keine Angst mehr. Auf meine Frage, weshalb, antwortete sie: ‚Heute nacht habe ich den lieben Gott gesehen, er hat mir gesagt, dass ich nun sterben muss. Nun habe ich keine Angst mehr.‘ Am Fest Christi Himmelfahrt 1957 ist sie gestorben.

Anschließend an die Nachtwachen arbeitete ich noch ein Jahr auf der chirurgischen Abteilung, bevor ich erst nach Tödt nau, später

für viele Jahre an ein Krankenhaus im Odenwald ging. Erst 1991 kam ich wieder in die Josefsklinik, diesmal selbst als Patientin. Von Schwester Bartholomäa wurde ich aber bestens versorgt. Sie hat mir und meinem kranken Magen sogar immer etwas extra gekocht aus Dinkelmehl.“

III. Die 60er-Jahre

Das Haus schafft sich einen hervorragenden Namen in der mittelbadischen Krankenhauslandschaft. Die Patienten kommen aus dem Dreieck Karlsruhe – Freudenstadt – Freiburg.

Abteilung für Geburtshilfe und Gynäkologie

Das Angebotsspektrum des Krankenhauses wird nach und nach erweitert. Zunächst wird die Abteilung für Geburtshilfe und Gynäkologie eingerichtet, die Einweihung ist am 15. April 1961. Mit dem Facharzt Dr. Josef Bau wird ein hoch angesehener, erfolgreicher Arzt für die Position des Chefarztes gefunden. Er wird mehr als zwei Jahrzehnte hier im Sinne der christlichen Caritas wirken können und unzähligen Müttern und Kindern beistehen. Die Baukosten für die neue Abteilung betragen 1.759.713,- DM, Architekt ist Gregor Schroeder, Freiburg. Aus dem Bericht über die Einweihung: „Dekan Huggle würdigte in einer einführenden Betrachtung die Bedeutung der



*Ein langgehegter Wunsch
geht in Erfüllung*

neuen Abteilung des St. Josefskrankenhauses und betonte, daß dies ein Haus der Pflege und eine Stätte neuen Lebens sei. Der Weg der werdenden Mütter führe über Schmerzen zu Freuden und Glück. Solch einer Lebensverbindung trage die neue geburtshilfliche Station in vollem Umfang Rechnung. Zum Abschluß seiner Ansprache nahm Dekan Huggle die feierliche kirchliche Weihe des Hauses vor. Er segnete auch die in der neuen Abteilung tätigen Ärzte und Schwestern.“ Die neue geburtshilflich-gynäkologische Abteilung erfreut sich bald einer guten Belegung. Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Geburten zu. Allein im Jahr 1964 erblicken bis zum Fest der Unschuldigen Kinder 1000 Kinder hier das Licht der Welt.

Schwester Florina

Schwester M. Florina, die Hausoberin im Jubiläumsjahr 2006, erinnert sich:

„Nach Eröffnung der geburtshilflichen Abteilung im April 1961 wurde ich als Pförtnerin für den damals separaten Eingang dieser Abteilung nach Offenburg versetzt. Als Gartenschwester arbeitete Sr. Lätara. Gemüse für die Küche und Blumen für die Kapelle wurden selbst gezogen. Es war anfangs ein großer Garten, der versorgt wurde. Sogar ein Gartenhaus stand dort, ein ehemaliger Bauwagen, in dem die Schwestern sogar schliefen, solange die Schwesternzimmer noch nicht fertig gestellt waren. Es war ein schönes Refugium, dieser Garten, der dann weggefallen ist, als nach und nach die verschiedenen Erweiterungsbauten die Fläche brauchten. Aber wenigstens ein kleines, eigenes Gärtle ist dem Haus geblieben. Hier wächst der Kapellenschmuck heran, die Blütenzier für den Altarraum.

In der Küche arbeitete die resolute Sr. Fraterna, eine Schwäbin vom Sulgen oberhalb von Schramberg. Ihr half auch eine weltliche Kraft, ein Hilfsmädchen, wie auch beim Säubern noch ein Mädchen angestellt war. Alle anderen Arbeiten verrichteten die Schwestern selbst. Man hatte damals in der Anfangszeit nur mit eigenen Ordensschwestern gearbeitet. Aus dem ganzen badischen Ländle waren sie nach Offenburg gekommen. Als wichtiger und guter Geist leistete der Hausmeister der ersten Stunde Franz Geiger seinen Dienst.

Es war ein einfaches Leben damals. Aber wir waren stets bemüht, im Sinne unseres Ordensgründers Pfarrer Berger zu handeln, der die Schwestern ja bewusst zu den Armen und Kranken schickte. Der Orden ist aus der Not der Menschen entstanden.“



Sr. M. Florina

Seit jenen Jahren ist auch Schwester M. Friedburga im Haus auf der Neugeborenenstation tätig. Schwester Rosalda beginnt ebenfalls kurz danach ihren Dienst in dieser Station. Zusammen mit den weltlichen Schwestern und Pflegerinnen betreuen und begleiten sie in den folgenden Jahren viele tausend Frauen mit ihren neugeborenen Kindern.

Schwesternwohnheim St. Klara

Mit dem Neubau des Schwesternwohnheimes St. Klara (mit Schwimmbad) im Jahr 1966 (Baukosten: 1.459.089,- DM, Architekten Alfred Müller, Manfred Wacker, Klaus Stephan, Offenburg) beginnt allmählich die Zeit der baulichen Erweiterungen, die sich im Grunde ununterbrochen bis ins Jahr 2006 erstrecken wird: die ständig wachsenden Anforderungen an die räumliche Unterbringung machen diese Investitionen notwendig.

Über die Einweihung des Personalbaus am 18. August 1966 unterrichtet uns ein Protokoll. Der Superior Dr. Holzapfel wird darin zitiert mit den Worten:

Klinik mit Schwesternwohnheim



„Recht gelungen sei der Bau in vielfacher Hinsicht. Er biete einen gefälligen Aspekt von außen und innen, er füge sich schön in die Landschaft ein, er sei trotz der bekannten Schwierigkeiten auf dem Bausektor in verhältnismäßig rascher Zeit erstellt worden, und endlich habe sich die Sorge als unbegründet erwiesen durch die gute Planung, dass den Patientinnen nebenan die gute Sicht in die weite Landschaft genommen würde. Aller Dank muss zusammengefasst werden in einem Dank an Gott, welcher Kraft gibt dem Geist zum Planen und den Händen zum Schaffen. Er gratulierte den Schwestern und Schülerinnen zu diesem neuen, schönen Heim, in welchem sie ihre physischen und seelischen Kräfte immer wieder erneuern dürfen und in welchem sie sich mühen sollen, zu einer Gemeinschaft zusammen zu wachsen. Dann sagt er, dass dem Haus auch ein Name gegeben werden soll, wofür es viele Möglichkeiten gäbe: Wir stünden in der Oktav eines Muttergottesfestes und könnten das Haus der Muttergottes als Patronin übergeben; wir könnten es auch Mariä Heimsuchung nennen, denn von hier aus gehen sie, die Schwestern und Schülerinnen, hinüber ‚zu ihrer Base Elisabeth‘, zu denen, die ihre Hilfe brauchen. Da wir aber eine Kongregation der Franziskanerinnen sind, geben wir dem Haus den Namen St. Klara. Sie wird auch als Patronin der Kranken verehrt, sie hat ja Jahrzehnte selbst an schwerer Krankheit gelitten und diese mit Heldenmut ertragen. Ärzte haben festgestellt, dass die Krankheit der Heiligen der Krebs gewesen sei und da wäre St. Klara wiederum anzurufen, weil dieser Krebs eine so gefährliche Hauptkrankheit geworden ist. Aber wenn wir das Wort Krebs im weiteren Sinn verstehen und die Krebsübel unserer Zeit kennen, dann ist erst recht St. Klara der richtige Namen; denn St. Klara wollte wie der Hl. Franziskus den Spuren Jesu folgen in Dienntut und Hingabe. Und den Geist der Innerlichkeit, den Klara pflegte, brauchen die Schwestern erst recht heute, um ihren äußeren strengen Dienst verinnerlicht zu tun. Auch die franziskanische Fröhlichkeit möge hier zu Hause sein!“



SCHWESTERN-
WOHNHEIM
SANT
ELISABETH
OFFENBURG



PROGRAMM

zur EINWEIHUNG des Schwesternwohnheims

St. ELISABETH

Fröhlichkeit: Schwester M. Hugo meint dazu schmunzelnd: „Wir nannten das St. Josefskrankenhaus ja ‚Seppelianum‘. Und den ersten Personalbau, der Sankt Klara geweiht, ‚Klärle‘, den zweiten Personalbau St. Elisabeth ‚Lisbethle‘.“

Zytologisches Labor

Es erwachsen dem Haus neue Funktionen und Leistungen wie diese: 1965 wird das zytologische Labor eingerichtet, eine Initiative des Chefarztes für Gynäkologie Dr. Josef Bau, und das einzige Labor dieser Art im weiten Umkreis, das sich sehr schnell entwickelt und auch zum Einsendelabor für die niedergelassenen Ärzte wird. Hier werden Zellen auf ihre Gut- oder Bösartigkeit hin untersucht. Waren es 1965 noch 3565 Abstriche, so wuchs die Zahl 1966 auf 6509 und 1968 auf 11.278 – die eindrucksvollen Zahlen sind ein schlagender Beweis dafür, dass das Krankenhaus eine medizinische Marktlücke entdeckt hat.

Der Offenburger Urologe Dr. Ziegler hat im St. Josefskrankenhaus einige Belegbetten. Er operiert hier auch seine Patienten: Schon zu einem frühen Zeitpunkt arbeitet das Haus mit niedergelassenen Fachärzten zusammen, zum Wohl der Kranken und im Sinne einer optimalen medizinischen Versorgung der Bevölkerung.

IV. Die 70er-Jahre

Die erste Generation der Chefarzte, jene, die von Anfang an das Haus begleitet haben, tritt allmählich in den Ruhestand.

Schwesternwohnheim St. Elisabeth

Der 19. November 1975 sieht die Einweihung des Schwesternwohnheimes St. Elisabeth durch den damaligen Spiritual des Mutterhauses, Pater Dionysius. Die Feierstunde stand unter dem Wort: „Dies ist der Tag, den der Herr macht!“

Verabschiedung des Chefarztes der Inneren Medizin, Dr. Werner Stump, im Rahmen einer Feierstunde am Mai 1977. In über zwanzig Jahren hat er dem Haus zu Rang und Namen verholfen (s. u.).

Neues Leitungskonzept



*Dr. Baumeister, Dr. Nolte,
Dr. Rieseberg (v. l.)*

Mit der Pensionierung von Dr. Stump treten am 1. April 1977 drei neue Chefarzte ihren Dienst an: Dr. Jürgen Nolte und Dr. Thomas Rieseberg übernehmen gemeinsam die Innere Medizin; Dr. Ludger Baumeister vertritt die neu geschaffene Röntgenabteilung. Das neue Leitungskonzept in der Abteilung für Innere Medizin war zuvor intensiv diskutiert und mit dem Träger abgestimmt worden. Es hat etliche Vorteile, darunter die Möglichkeit der schwerpunktmäßigen Verteilung der Aufgaben, die gegenseitige Vertretung – und es bedeutet eine Kostener-

sparris für den Träger, da die Chefärzte im Unterschied zu den Oberärzten keine Bereitschaftsvergütung bekommen. Und die Oberarztstelle entfällt. Im Ortenaukreis ist das Josefskrankenhaus das erste Haus mit einem derartigen Leitungskonzept in der Inneren Abteilung.

Abschied von den Chefärzten der ersten Stunde



Dr. Fritz Kaiser, Chefarzt der Chirurgie von 1956 bis 1978, wird am Samstag 7. Oktober 1978 verabschiedet, sein Nachfolger Dr. Alexander Stumpf wird vorgestellt. Ein Schwesternchor und ein Streichquartett haben die musikalische Gestaltung übernommen. Gleich zu Beginn erklingt das „Kaiser-Quartett“ von Joseph Haydn, das, so ein Sprecher, „Haydn vielleicht in weiser Voraussicht für diesen Anlass geschrieben hat!“

Einhellig sind die Redner der Ansicht, Dr. Kaiser habe im Josefskrankenhaus ein wahrhaft klassenloses Krankenhaus verwirklicht, Privat- und Kassenpatienten wurden stets gleich behandelt. Im Namen der niedergelassenen Ärzte in der Ortenau erinnert Dr. Geiger an Beobachtungen der letzten Zeit: nicht wenige Patienten hätten in den letzten Wochen noch gesagt: „Ich muß jetzt noch zum Kaiser, bevor er geht.“

Der langjährige Chirurg verabschiedet sich vom Haus mit persönlichen Worten:

„Sehr verehrte Generaloberin Mutter Angela und Mutter Stanislawa, meine lieben Schwestern, liebe Kolleginnen und Kollegen, werte Gäste!

Vorsehung und Gengenbacher Schwestern spielten in meinem bisherigen Leben eine ganz besondere Rolle. Als ich vor etwas mehr als 65 Jahren auf dem Horni-Hof im Hotzenwald zur Welt kam, war ein heißer, schwüler Sommertag, vormittags um 11 Uhr. Die Blitze krachten, der Donner rollte, und ein heftiger Wolkenbruch überschwemmte Weg und Straße. Da suchte eine Gengenbacher Kinderschwester vor diesem Unwetter Schutz auf unserem Hof. Der fürchterliche Sturm hatte ihr den Regenschirm zerfetzt und sie war naß bis auf die Haut. Gerade in diesem Augenblick wurde ich geboren. Alle waren zur Ernte draußen auf dem Feld. Die Hebamme und die Kinderschwester versorgten den brüllenden Buben, der nunmehr im Sternkreis des Löwen das Licht der Welt erblickt hatte. Die Kinderschwester meinte, es sei ein gutes Zeichen, bei einem solch fürchterlichen Wetter auf die Welt zu kommen, und die Vorsehung habe mit dem Buben etwas Besonderes vor. So erzählte mir viele Jahre später meine Mutter. Ich entwickel-

te mich anscheinend prächtig, denn schon mit 3 Jahren nahm mich die genannte Gengenbacher Kinderschwester in ihre Kinderschule auf. (...) Ein viertes Mal schickte mir die Vorsehung eine Gengenbacher Schwester. Es war der Nikolaustag 1955, als mich die damalige Generaloberin Mutter M. Stanislawa in der Chirurgischen Klinik aufsuchte und mir das neuerbaute St. Josefskrankenhaus in Offenburg anbot. ‚Ein Geschenk des Himmels aus dem Krabbel-sack des Hl. Nikolaus‘, dachte ich. Mit Einverständnis meines damaligen Chefs und im Bewußtsein der bisher in meinem Leben von den Gengenbacher Schwestern erfahrenen Güte und Vorsehung sagte ich zu, und so kam ich dann im Juni 1956 in dieses Haus.

Der Anfang war schwer. Alles war neu. Alles mußte angeschafft, eingerichtet und in Betrieb genommen werden. Doch es ging mit affenartiger Geschwindigkeit, Dank einer sehr erfahrenen Operationsschwester, die einfach im Schweizer Laufenburg geklaut und nach hier versetzt wurde, nämlich Schwester Leonilla. Sie trug die Hauptlast, war Packesel und Blitzableiter, Zuflucht, Ratgeber, Wegweiser und Sorgenbrecher, Hilfe und Trost aller Betrübtten, einfach Kummerkasten für Alles. Die damalige Oberin Schwester Domitia stand kraftvoll, umsichtig und verständnisvoll über dem Ganzen und Schwester Eliana, die damalige Narkoseschwester, schon erfahren in diesem Fach, sorgte hervorragend für guten, zeitlich sicher begrenzten, aber nicht für ewigen Schlaf. Die Stationen wurden mütterlich und liebevoll betreut von Schwester Garina, Schwester Raineldis und Schwester Margitta, von Schwester Willibalda, deren stabiles Stehvermögen, und wie man es so alemannisch ausdrückt, ‚gute Kutteln‘ auch Schlechtwetterperioden bis heute durchgestanden hat. Ja, ein Choleriker und im Tierkreis des Löwen geborener ‚Hotz‘ braucht halt ab und zu Wetter- und Klimaveränderung, sonst wäre er kein ‚Hotzenblitz‘. Denn in einer Arbeitssymphonie haben auch schrille Töne einmal ihr Recht.

Fast in jedem Jahr, vor allem in den Herbst- und Wintermonaten, schoben wir eine Warteliste von Patienten vor uns her, manchmal gegen die Hundert. Wir hatten Glück, die Vorsehung meinte es gut mit uns und der holzgeschnitzte Hl. Josef, der auf eine so ‚krumme Tour‘ in unsere Kapelle gekommen war, hielt merkbar seine schützende Hand über uns. Ja, die krumme Tour! Es war so: Anlässlich eines Urlaubs in den Lechtaler Alpen kam ich mit meiner Frau in das Schnitzerdorf Elbigenalb. Wir waren begeistert von dieser Schnitzkunst und da in unserer Kapelle ein Hl. Josef fehlte, ließen wir vom Holzschnitzer nach unseren Vorstellungen einen jungen – nicht alten – Hl. Josef als Modell entwerfen, der uns gefiel, und wir gaben ihn in Auftrag. Im Jahre darauf war er fertig. Wir packten ihn in eine Wöllecke, verstaute ihn im Kofferraum

unseres Autos und ab ging's zur deutsch-österreichischen Grenze, Bregenz zu. Am Zoll fragte uns der Zöllner, ob wir etwas zu verzollen hätten. Ja', sagte ich, 'wir haben den Hl. Josef im Kofferraum.' Er langte mit dem Zeigefinger an seine Stirn, um uns unmißverständlich anzudeuten, wir hätten einen Vogel. 'Haut ab', befahl er, und mit piekfein sauberem Gewissen ging's mit Vollgas und affenartiger Geschwindigkeit mit einem Mordsglück im Bauch dem Bestimmungsort Offenburg zu. Wie dann die nachfolgenden Jahre bewiesen haben, nahm uns der Hl. Josef diesen 'Schmuggel' nicht übel. Er stand zu uns, auch in manch körperlicher und seelischer Not. (...) Häufig schien uns das Walten der Vorsehung nicht nur verborgen, sondern auch verworren, zumal wenn etwa eine junge Mutter an einer heimtückischen körperverschlingenden Krankheit von ihren 5 Buben wegstirbt. Oft begriffen wir solche Vorsehung nicht, nur glauben konnten wir sie. Denn Gott spricht auch heute noch immerzu: 'Meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken; und Eure Wege sind nicht meine Wege!' Da kann man wahrlich an der Vorsehung zweifeln, weil so viel Leiden und Krankheit in der Welt ist. Aber ist nicht oft gerade Leiden und Krankheit ein erster, ernster Zeuge, daß Gott vorsieht und vorkehrt? Hier liegt für ungezählte Dulder das Unverständliche, ja Unerträgliche. Und oft scheint es, daß doch fast häufiger die Vorsehung die Guten mit Leiden und Krankheit bedenkt als die Bösen; dem einen zur Strafe, dem anderen zur Bewährung und einem anderen zur Gnade. Hier wird uns Glauben, Gehorsam und Unterwerfung abverlangt.

Denn verstehen können wir es nicht, und es ist für uns unfassbar, wenn die Hand der Vorsehung, die nach Opfern sucht, zumal die Besten, Liebsten auserwählt. Ja, manchmal scheint es sogar, als ob bei der Vorsehung die Bösen in größerer Gunst als die Getreuen stünden.

Diese meine Grundeinstellung zu und mit der Vorsehung bestimmte den Gang und den Rhythmus der Arbeit in unserem Krankenhaus, das persönliche Verhältnis zu jedem Mitarbeiter, ob Arzt, Schwester oder Patient und zwangsläufig ergab sich daraus ein momentanes Vertrauen, das persönliche 'Du'. Es war nicht Hochmut, Erhabenheit oder Geringschätzung, sondern einzig und allein der Ausdruck des Gefühls zum Miteinander, zur Geborgenheit, zum gemeinsamen Helfen-Wollen und auch zur Beseitigung der Angst. Ein jeder Kranke war für mich ein Bote der Vorsehung und damit eine Erfüllung dessen, was zu seinem Heil geschehen muß.

In all den vergangenen 22 Jahren mußten wir alle bittere Bürden und drückende Lasten tragen. Aber auch viele sonnige und frohe Tage haben wir gemeinsam erlebt, und dafür mußten wir eigentlich als Dank an die Göttliche Vorsehung den Sonnengesang

des Hl. Vaters Franziskus anstimmen, auch als Dank dafür, daß wir in all den vergangenen, oft sehr hektischen Jahren, die an erdrückender Arbeit im Übermaß voll waren, gesund und heil und ohne Herzinfarkt geblieben sind. Ein dankbares Gedenken muß ich hier noch einfügen. Es ergab sich für mich die unerwartete große und dankbare Freude, daß ich jene Gengenbacher Kinderschwester aus meiner Heimat nach über 50 Jahren des Getrenntseins, in unserem Krankenhaus mit Erfolg operieren durfte. War es Zufall? Schicksal? Vorsehung?

Ich weiß, meine lieben Schwestern, daß Sie für das Gelingen unserer gemeinsamen Arbeit viel gebetet haben, vor allem das VATER UNSER mit seinen sieben ausdrücklichen Bitten. Sie erflehten mit diesem Bittgebet nicht Änderung, sondern Erfüllung der Göttlichen Vorsehung. Denn wir können in das unveränderliche Wesen der Vorsehung nicht eingreifen, auch wenn der Arzt den Kranken heilt, der ohne ihn nicht mehr lebte. Ihnen allen dafür ein herzliches Vergelt's Gott. (...) Damit verlasse ich schweren Herzens dieses mir liebgewordene St. Josefskrankenhaus, das mir Heimat, voller, zufriedener Lebensinhalt und glückliche Vorsehung war. Gottes Vorsehung möge es weiter schützen, vor Schaden bewahren und gedeihen lassen. Ihnen, die Sie weiterhin im St. Josefskrankenhaus arbeiten, möchte ich aber aus Erfahrung einen Rat mit auf den Weg geben: ‚Sorget nicht für den morgigen Tag! Denn der morgige Tag wird für sich selber sorgen. Jeder Tag hat an seiner eigenen Plage genug!‘“

Schwester Ortraud erinnert sich im Jahr 2005 noch gern an Dr. Kaiser: „Wenn er morgens zur Visite kam – und er war bei den ersten Patienten schon um 7 Uhr – konnte es sein, dass er fragte: ‚Was haben wir heute für einen Heiligen?‘ Wusste der Patient das nicht, war die Schwester dran, die bei der Visite dabei war. Also war schon aus diesem Grund in der Heiligen Messe morgens Aufmerksamkeit gefragt, es durfte keinesfalls geschlafen werden. Gerne brachte Dr. Kaiser seine Anliegen, seine Sorgen um die Patienten vor schwierigen Eingriffen usw., in der Kapelle dem Heiligen Josef vor. Er war wie wir Schwestern ein großer Verehrer des Vaters der Heiligen Familie.“

Dr. Kaiser aus der Sicht eines niedergelassenen Arztes: Dr. Rolf Geiger, langjähriger Vorstand der Ortenauer Ärzteschaft, war befreundet mit Kaiser: „Kaiser war durchaus eine Gegenposition zum Chirurg Gamstätter am Städtischen Krankenhaus. Er war ein väterlicher Freund, der eine große Menschlichkeit ausstrahlte, und der auch mal meinte: ‚So musch's mache!‘ Die Patienten hat er geduzt; gesiezt hat er nur, wenn er jemand nicht leiden konnte.“

Sr. Scholastika war 41 Jahre in der Chirurgie-Wachstation tätig, von 1956–1997, und bildete mit Dr. Kaiser zusammen ein perfektes Team. Auch sie lobte die Zusammenarbeit mit dem leutseligen, herzlichen Chefarzt Dr. Kaiser. „Morgens begann er um 6.45 Uhr mit der Visite auf den Stationen und der Wachstation. Allein schon seine Art war aufmunternd für Mitarbeiter und Patienten. Und freitags konnte es geschehen, daß er zur Begrüßung rief: ‚Heut ist der Tag der toten Fische!‘ Oder: Eine Mitschwester litt an einer rätselhaften Gewichts- und Umfangzunahme, die sich schließlich bei der Operation als große Wasserzyste erwies. Dr. Kaiser’s Kommentar: ‚Menschenskind, Du mußt doch wissen, daß Du kein Kind kriegst!‘“



Dr. Werner Stump, Chefarzt der Inneren Abteilung von 1956 bis 1977, „einer der nobelsten Herren, die ich in meinem Leben kennengelernt habe ...“ (so die langjährige Sekretärin von Dr. Stump, Sr. M. Hugo Schlang)

Im Mai 1977 wird der Internist Dr. Stump (1911–1991), im Rahmen einer Feierstunde verabschiedet. In über zwanzig Jahren hat er dem Haus zu Rang und Namen verholfen. In seiner Ansprache hebt Dr. Stump hervor, er habe sich die beiden Jahrzehnte hindurch stets bemüht, das Haus in einem christlich-humanitären Geist zu führen, und jeden Patienten, gleich welcher Herkunft, ernst zu nehmen. Schon nach drei Monaten habe er 1956 ein volles Haus gehabt und so sei es bis heute geblieben. Das St. Josefskrankenhaus sei so etwas wie ein überregionales Krankenhaus geworden, das von Patienten aus dem ganzen Raum zwischen Freiburg, Freudenstadt und Karlsruhe aufgesucht werde. – „Eine besondere Dankadresse widmete der scheidende Chefarzt seiner langjährigen Sekretärin, Schwester M. Hugo, die wie ein treuer Zerberus ihn mit schwäbischem Humor nach außen abgeschirmt und nach insgesamt 34jähriger Tätigkeit als Arztsekretärin inzwischen eine leichtere Arbeit erhalten habe.“ (Badisches Tagblatt 9. Mai 1977)

Über seine Jahre in der Josefsklinik meint Dr. Stump im Rückblick:

„Als Arzt eines weitgehend durch Ordensschwestern betreuten Krankenhauses, deren liebevoller hingebender Geist sich heilsam ansteckend auch auf die weltlichen Pflegerinnen überträgt, war ich zusammen mit meinen ärztlichen Mitarbeitern in der glücklichen Lage, die einzelne Krankenschwester vorzüglich als sehr heilsamen personellen Umweltfaktor zu erleben, nicht nur als verlängerten technischen Arm, sondern als erweitertes Gemüt. Wie oft wird jenes Gespräch und jene echte Partnerschaft mit dem Patienten,

deren wir Ärzte –hoffnungslos absorbiert von der ablenkenden Vielgestaltigkeit unserer Aufgaben – oft nicht mehr fähig sind, von der Krankenschwester aufgenommen und entscheidend gestaltet.

Wir alle sind uns darüber klar, daß Krankenhäuser einerseits humanistische Institutionen im Sinne des ursprünglichen mittelalterlichen Spitalkonzepts eines Hotel de Dieu sein sollten, andererseits haben sich die Krankenhäuser im Rahmen eines wachsenden ‚technologischen Imperativs‘ immer mehr zu höchst komplizierten, apparativ-technischen, laborbezogenen Dienstleistungsbetrieben entwickelt. (...) Die Bequemlichkeiten der Apparatur lenken ab vom Denken, sie geben auch ein falsches Gefühl von Sicherheit. (...) Der Einblick in die Seele aber bleibt verwehrt, der Blick für die tieferen Zusammenhänge des Krankseins wird durch die Technik eher verdunkelt. (...) Gerade hier sind wir in Gefahr, die Bedeutung des Wortes, die Heilkraft des Gesprächs zu vernachlässigen. (...) Die moderne – vor allem klinische – Medizin hat einen Januskopf: das eine Gesicht ist jenes der medizinischen Technik, es ist krankheits-orientiert, es sieht ausschließlich das erkrankte Organ. Das andere Gesicht ist jenes der ärztlichen Kunst, ist dem Kranken selber in seiner Ganzheit zugewandt. Wir Ärzte brauchen sie beide. (...)

Wer sich als Arzt dem Leiden anderer zuwendet, der führt dem Kranken immer auch das Rätsel und das Unbegreifliche seiner Wirklichkeit vor Augen. Im wahren Sinne handelt der Arzt, der weiß, daß er diese Wirklichkeit mit dem Patienten teilt. Der Unterschied zwischen Arzt und Krankem besteht darin, dass der eine dem anderen anschaulich macht, was für beide gilt: daß nämlich unser Geschick – dem Psalmwort zufolge – nicht in unseren Händen liegt.“

Nach seiner Pensionierung referiert Dr. Stump häufig vor interessiertem Publikum, darunter auch vor dem Katholischen Bildungswerk in Offenburg über das Thema „Medizin zwischen Technik und Humanität“. Dabei verweist er stets auf die große Bedeutung, die den Angehörigen eines Patienten im Krankenhaus zukommt. Sie können wertvolle Hilfe leisten, können Angst, die Isolation, das Gefühl des Ausgeliefertseins beeinflussen, sind eine Brücke zur Außenwelt. „Zu größtmöglichem Entgegenkommen sind wir Ärzte vor allem bei Angehörigen sterbender Patienten verpflichtet. Im Sterbezustand werden Verwandte oft geradezu zum Zentrum des therapeutischen Teams: zwei entgegengesetzte Erlebnisse sind dabei immer wieder beeindruckend: einerseits die Erfahrung unentwegt präsenter, keine Anstrengung scheuender Sterbebegleitung durch Angehörige, andererseits leider auch das Gegenteil: unüberwindbare

Scheu vor dem Sterbenden, Unbeholfenheit, sogar die Flucht und Distanzierung der Angehörigen angesichts des Sterbenden, der von seinen Nächsten allein seinem Schicksal überlassen wird.“

Viele Jahre war Schwester Maria Hugo die rechte Hand von Dr. Stump. Sie stammt aus Ulm und lebt heute (2004) achtzigjährig im Schwesternaltenheim St. Elisabeth in Heiligenzell. Ihr Namenspatron ist der heilige Benediktinerabt Hugo von Cluny.

An ihren Chef erinnert sie sich gern: „Dr. Stump war einer der nobelsten Herren, die ich in meinem Leben kennengelernt habe. Er hat nie etwas Negatives gesagt, und war völlig frei von Dünkel. Dabei war er sehr fürsorglich eingestellt für Patienten wie für Mitarbeiter. Er hatte auch Augen dafür, wenn es irgendwo Arbeit gab, und war sich nie zu schade, selbst zuzupacken. Kurz: ein hochgebildeter Mann, solidarisch mit seinen Leuten, ausgestattet mit einer hervorragenden Menschenkenntnis, und ein äußerst konzentrierter Arbeiter. Sorgfalt ging ihm über alles. Dr. Stump war auch als Dozent an der Universitätsklinik Freiburg tätig und hat dort Vorlesungen gehalten. Wirklich: er war ein seltenes Exemplar, hat nie aufgegeben. Ich habe das immer geschätzt und bewundert. Seine Maxime war: als Arzt muss man die ganze Person einbringen.“

Natürlich sind ihr auch noch die langen Arztbriefe in Erinnerung, die sie anfangs nach Diktat mitschrieb. Erst spät nämlich wurden ein Diktiergerät und eine elektrische Schreibmaschine angeschafft. Alle diese Briefe waren immer sorgfältig geschrieben und gut begründet. Stump rauchte übrigens beim Studium der Röntgenbilder gerne eine Pfeife, duldet aber nicht, wenn jemand für ihn das Rauchzeug säubern wollte. „Ich hab geraucht, ich mach auch sauber!“, meinte er nur.

Sr. Hugo war von 1956 bis 1977 am Josefskrankenhaus tätig. Natürlich erinnert sie sich mit Humor an manches Problem der Anfangszeit, etwa an die Bauarbeiten. Da hatte jemand die neuen Fenster erst frisch gestrichen und dann gleich geschlossen – und so konnten sie natürlich nach dem Trocknen der Farbe nicht mehr geöffnet werden!

„Beinahe jeden Tag sind in den ersten Wochen weitere Ordensschwestern nach Offenburg ins Krankenhaus gekommen. Wir gingen anfangs, als wir noch keinen Hausgeistlichen hatten, in die Weingartenkirche zum Gottesdienst. Da hörte ich einmal, wie hinter uns die weltlichen Gottesdienstbesucher abzählten und dabei feststellten, dass schon wieder neue Schwestern unter uns waren!“

Über die vielen baulichen Erweiterungen, die angesichts des erfolgreichen Klinikbetriebes im Lauf der Jahre erforderlich wurden, meint Sr. Hugo fröhlich: ‚Unter uns sagten wir gelegentlich: Alle zehn Jahre gibt’s bei uns ein Fünfjähriges!‘

Man kann die Klinik heute (2004) beinahe nicht mehr wiedererkennen, so hat sich alles verändert. Ich muß gestehen: ich habe mich kürzlich sogar verlaufen und musste jemand nach dem Weg fragen!“

Dr. Josef Bau, Facharzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe, leitet über 28 Jahre als Chefarzt die gynäkologisch-geburtshilfliche Abteilung seit deren Eröffnung im Jahr 1961.

1923 in Biberach im Kinzigtal geboren, beendete er 1948 sein Medizinstudium in Freiburg, und war zunächst Assistenzarzt im Gengenbacher Krankenhaus. Nach der Facharztausbildung arbeitete er seit 1957 als Oberarzt in der neuerrichteten Frauenklinik der Saarknappschaft bei Saarbrücken. Dort erhielt er die Berufung nach Offenburg als Chefarzt der neuen geburtshilflich-gynäkologischen Abteilung des St. Josefskrankenhauses.

Als er 1988 als Dank und Anerkennung für seinen unermüdlichen Einsatz im Dienst am Nächsten das Bundesverdienstkreuz erhielt, meinte die damalige Generaloberin M. Bonaventura: „Dr. Bau hat seinen Dienst in unserem Haus beispielhaft nachahmenswert und dankenswert geleistet. Er hat seinen Glauben unzweifelhaft bezeugt und vielen Frauen geholfen, Ja zum werdenden Leben zu sagen.“ Nicht nur als Arzt, auch als Kommunalpolitiker im Kreistag erwarb er sich große Verdienste bei der Schaffung sehr guter Verhältnisse in der Gesundheitsvorsorge des Ortenaukreises. Er war ein Vorbild als Arzt, Mensch und Christ, das zeigte sich in den Ansprachen aller Gastredner bei seiner Verabschiedung am 31. März 1989. 21.950 Geburten hat er ärztlich betreut. Dr. Bau gab den nachfolgenden Generationen den Rat mit: „Bleiben oder werden Sie Ärzte, nicht Gesundheitsingenieure oder Medizinalfunktionäre. Der helfende und verstehende Arzt und Mensch ist mindestens ebenso wichtig wie die technischen Apparate!“ Sein Nachfolger, Dr. Jan Willem Siebers, hat bereits drei Jahre mit dem alten Chefarzt zusammengearbeitet und ihn kennengelernt „als Mensch und Kollegen, den man ins Herz schließen muss“.

1994 verstarb Dr. Bau im Alter von 71 Jahren und wurde unter großer Anteilnahme der Bevölkerung auf dem Offenburger Stadtfriedhof zu Grabe getragen.



V. Die 80er-Jahre

Seit 1981 wird die Arbeit der Laborassistentinnen durch ein Zentralanalysegerät unterstützt. Dieses vollautomatische Merhrfachanalysegerät erlaubt bis zu 360 Tests pro Stunde bei gleichzeitiger Analyse von bis zu 32 verschiedenen klinisch-chemischen Parametern. Ein Wunderwerk der medizinisch-diagnostischen Technik. Überhaupt: Die apparative Ausstattung des Hauses ist immer auf dem neuesten Stand.

Das erste Vierteljahrhundert

25 Jahre

St. Josefskrankenhaus Offenburg

Am 3. Juni 1981 feiert das Krankenhaus 25-jähriges Bestehen. Den Beginn der Feierlichkeiten macht ein Festgottesdienst in der Kapelle des Krankenhauses. Der Offenburger Stadtpfarrer Ruck, Krankenhauseelsorger Pater Basileus und Neupriester Jürgen Faulhammer konzelebrieren die Eucharistiefeier als Dankgottesdienst. Dem schließt sich im Gemeindezentrum der Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit ein Festakt an. Nach der Begrüßung durch Chefarzt Dr. Rieseberg hält Generaloberin Sr. M. Angela die Ansprache. Sie beginnt mit dem Dank an alle, die über die Jahre hinweg im Haus gearbeitet haben, dankt besonders auch dem Hausmeister Franz Geiger, der seit den Eröffnungstagen dabei war, und sie schließt mit dem Wunsch, das St. Josefskrankenhaus möge eine Quelle der Gesundheit und des Segens bleiben für viele Menschen. Chefarzt i. R. Dr. Stump in seiner Laudatio: „Jeder kann spüren, dass sich alle Mitarbeiter bemüht haben, den einzelnen Kranken in seiner leiblichen, geistigen und seelischen Not ernst zu nehmen, sodass das St. Josefskrankenhaus in Offenburg einen guten Ruf erhalten hat.“ Chefarzt Dr. Bau schilderte die Entwicklung der Frauenabteilung über die Jahre hinweg: 24.183 Kinder haben das Licht der Welt hier erblickt! Auch eindrucksvolle Grußworte eines Patienten sind zu hören, bevor der Schwesternchor mit dem Lied „Dies ist der Tag, den der Herr macht“ die Feierstunde beschließt.

In vielen Glückwunschbriefen drücken die Menschen der Ortenau ihre Freude über das Jubiläum aus. So schreibt etwa der damalige Offenburger Oberbürgermeister Martin Grüber, dass „das 25-jährige Bestehen des St. Josefskrankenhauses für die gesamte Stadt Offenburg Anlaß zur Freude und zum Dank für die aufopfernde und segensreiche Tätigkeit all derer ist, die in diesem Krankenhaus tätig sind. Deshalb darf ich Ihnen auf diesem Weg meine herzlichsten Glückwünsche übermitteln und meiner Hoffnung Ausdruck geben, daß das St. Josefskran-

kenhaus auch in Zukunft seinen wertvollen Dienst an der Gesundheit unserer Mitbürger erfolgreich leisten kann.“

Der Caritasverband für den Ortenaukreis bestätigt in seinem Glückwunschschreiben, „daß das Krankenhaus St. Josef einen sehr guten Ruf genießt. Daß die Atmosphäre in Ihrem Haus eine wohltuende ist, durfte ich bei verschiedenen Patientenbesuchen selbst erfahren, und ein besseres Renommee gibt es für ein Krankenhaus nicht, als daß die Kranken sich dort gut aufgehoben fühlen!“

Für die Ortenauer Ärzteschaft erklärt Dr. Geiger im Rückblick auf die Geschichte: „Es war sicher eine merkwürdige Situation in diesem Jahr 1956; neben vielen freudigen hat es sicher viele kritische Stimmen gegeben. Probleme der Konkurrenz zum damaligen städtischen Krankenhaus tauchten auf. Die ungeliebte Frage, ob das alte Bisherige plötzlich nicht mehr gut genug sei dem Neuen gegenüber. Schließlich das Problem, das jeder Mensch erfährt, wenn sich Gesprächspartner – im Fall der Ärzte die Patienten – abwenden und wo anders hingehen. Wir können, glaube ich, heute feststellen, daß aus dem Nebeneinander der beiden Krankenhäuser unserer Stadt ein Miteinander geworden ist. Ärzte und Patienten sind sehr froh darüber.“

Seit dem 21. September 1981 arbeitet Pater Frowin Möller als Krankenhausseelsorger im Josefskrankenhaus. Er gehört dem Konvent der Kapuziner in St. Fidelis an.

Akuter Raummangel: Es muss gebaut werden

„Akute Platznot herrscht derzeit noch im St. Josefskrankenhaus. Weil die zur Verfügung stehenden Räume schier aus allen Nähten platzen, plante man schon vor mehreren Jahren einen Funktionstrakt. Nun ist es endlich soweit. Entstehen werden da, wo zurzeit ein großes Loch gebaggert wird, ein OP-Trakt und eine neue Intensivstation. Ein provisorischer Parkplatz in der Waldbachschenke, den sich die Krankenhausverwaltung wünschte, wurde nicht genehmigt.“ (1984)

Die Gynäkologie des Kreiskrankenhauses kommt an die St. Josefsklinik

1985 fällt das Sozialministerium eine folgenschwere Entscheidung: die geburtshilflich-gynäkologische Abteilung des Kreiskrankenhauses Offenburg wird geschlossen und im St. Josefskrankenhaus weitergeführt.

März 1986: Die baden-württembergische Sozialministerin Barbara Schäfer kommt zum Spatenstich für den viergeschossigen Erweiterungsbau der gynäkologischen Abteilung des Josefskrankenhauses. Die Presse: „Auch eine Ministerin lernt halt nie aus. Im gelben Kostüm und blauem Schuhwerk griff gestern die baden-württembergische Sozialministerin zu einem Handwerkszeug, das sonst nur gestandene Männer vom Bau benutzen: Im Josefskrankenhaus schritt sie zum ‚ersten Spatenstich ihres Lebens‘ als Ministerin.“ Das kurze Zeremoniell galt als offizieller Start der sechs Millionen Mark teuren Erweiterung des Frauenbaus. Die Ministerin hatte einen harten Tag. Stunden zuvor wohnte sie der Einweihung des neuen Bettentraktes im Offenburger Kreiskrankenhaus bei. Im Josefskrankenhaus war sie ein gern gesehener Gast, schließlich hatte sie für den Erweiterungsbau 5,2 Millionen Mark Zuschuss aus dem Landeshaushalt locker gemacht. Freilich: Barbara Schäfer stand im Wort, schließlich war es ihre Idee, die Gyn am Kreiskrankenhaus zu schließen und das Josefskrankenhaus als Spital der Zentralversorgung für Gynäkologie und Geburtshilfe auszubauen, mit künftig 75 Betten. Die Ministerin erinnerte sich bei der Gelegenheit auch an den massiven Protest vieler Offenburger Frauen gegen ihre Pläne. Doch mittlerweile haben sich die Wogen geglättet.

15 Betten mehr, so präsentiert sich die Frauenklinik am Josefskrankenhaus zum Jahresbeginn 1986. Eine Hebamme (Schwester Else), eine Kinderschwester (Schwester Helene) und drei Ärzte wechselten von der nunmehr geschlossenen Gynäkologie des Klinikums zum Josefskrankenhaus.



30 Jahre St. Josefskrankenhaus
Offenburg

5. Juni 1986: Feierliche Stunden aus Anlass des 30-jährigen Bestehens des Hauses. Besonders hervorgehoben wird von den Rednern die Bedeutung des neuen Funktionsbaues mit seinen drei Operationssälen. Oberin Schwester Angela meint mit kritischem Blick: „Wenn es kein Krankenhausförderungsgesetz gäbe, hätten wir den Neubau schon lange! Das Land hat kein Geld, also bauen wir dieses Haus ohne öffentliche Mittel.“ Die Verhandlungen über eventuelle Zuschüsse hatten sich lange hingezogen – bevor dann leider doch die Absage des Landes kam.

Für die Ärzte sagte der ärztliche Direktor Dr. Rieseberg den Schwestern ein herzliches „Vergelt's Gott“ für all ihre Mühen in den drei Jahrzehnten. Und er meinte: „Die beste Helferin des Arztes kann nur die Schwester sein!“

Die neue Intensivstation geht am 1. April 1987 in Betrieb. Die Abteilung mit ihren sechs bis neun Betten für Risikopatienten stellt eine große Arbeitserleichterung für Ärzte und Schwestern dar, denn von nun an entfallen die Sitzwachen am Bett. Eine Intensivstation ist rund um die Uhr in Betrieb.

Die neue Gyn: Dem Leben dienen

2. Dezember 1987: „Die neue Gyn ist fertig. Frau Minister wünscht reichen Kindersegen“, so meldet die Presse über die Einweihung des Erweiterungsbaus der Frauenklinik. Mutter Angela dankt der Landesregierung für die sachliche Entscheidung, die zentrale geburtshilflich-gynäkologische Frauenklinik im Josefskrankenhaus einzurichten. Daraufhin habe der Träger mit Hilfe von Landesmitteln diese Abteilung ausgebaut. „Unsere Ordensgemeinschaft, und insbesondere die Schwestern, die in der erweiterten Frauenklinik zusammen mit unseren Ärzten und dem Personal dem ungeborenen wie dem gefährdeten Leben dienen, Mütter mit ihren Neugeborenen betreuen, kranke Frauen und Mütter pflegen, sehen ihren Auftrag als Heilsauftrag, der in die Kurzfassung gebracht werden kann: Sie wollen dem Leben dienen.“

Der Chefarzt der Frauenklinik, Dr. Josef Bau, hebt bei dieser Gelegenheit besonders die enge Zusammenarbeit mit den Ärzten für Neugeborene im Kreiskrankenhaus hervor; jetzt brauche man keine Freiburger Neonatologen mehr! Bevor Weihbischof Wolfgang Kirchgässner den Neubau segnet, dankt er dem Haus für die große Leistung im Dienst am Menschen und am Leben. Nach wie vor seien Kinder ein Geschenk. Damit ist nun nach Inbetriebnahme des Funktionstraktes und der Intensivstation im vergangenen Jahr die dritte große Baumaßnahme abgeschlossen. Nun verfügt das Haus über 220 Betten: Chirurgie 65, Innere Medizin 80, Geburtshilfe und Gynäkologie 75. Und für das kommende Jahr plant man bereits die vierte Maßnahme: den Neubau von Heizzentrale und Küche. Ministerin Schäfer kann dazu die frohe Kunde mitbringen: das Land stellt weitere Mittel dafür bereit.

17.2.1988: Das Krankenhaus trauert um Dr. Kaiser, der zehn Jahre nach seiner Pensionierung auf einer Urlaubsreise verstarb: „In seiner ihm eigenen Art hat er Freude und Vertrauen ausgestrahlt, das die Menschen und uns alle beeindruckte. Viele Menschen haben zu ihm aufgeschaut und haben ihm vertraut, Patienten, Schwestern und die ärztlichen Mitarbeiter. Er hat an die Vorsehung Gottes geglaubt und sich in seinem Tun als bescheidenes Gotteswerkzeug gefühlt. Er hat nicht nur für seine Patienten gearbeitet, er hat auch für seine Patienten gebetet.“

Der langjährige Leiter der Gyn- und Geburtshilfe, Dr. Josef Bau, wird am 16. August 1988 für seinen unermüdlichen Einsatz an der St. Josefsklinik mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Seit 1961 hat er diese Abteilung aufgebaut und ihr zu

einer Bedeutung weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus verholfen. Die Generaloberin Mutter Maria Bonaventura: „Dr. Bau hat seinen Dienst in unserem Haus beispielhaft, nachahmenswert und dankenswert geleistet. Er hat seinen Glauben unzweifelhaft bezeugt und vielen Frauen geholfen, ja zum werdenden Leben zu sagen.“

Am 31. März 1989 findet die feierliche Verabschiedung von Dr. Josef Bau, Chefarzt der gynäkologisch-geburtshilflichen Abteilung, und die Amtseinführung seines Nachfolgers Prof. Dr. Jan Willem Siebers statt. Damit geht eine 28-jährige Dienstzeit



*Begrüßung und Abschied:
Dr. Siebers, Sr. M. Bonaventura,
Dr. Bau (v. l.)*

zu Ende, in der Dr. Bau, wie er in seinen Abschiedsworten aufzeigte, 21.950 Geburten medizinisch betreut hat. Die Generaloberin Sr. M. Bonaventura dankte Dr. Bau dafür, dass sein Wirken immer von christlicher Überzeugung getragen gewesen sei. Er habe bezeugt, was ein Mensch aus dem Glauben heraus zu halten imstande sei.

Die Einladung zur Feierstunde ist mit dem Text verbunden: „Hoffen ist ein tragendes Wort, das in den Morgen hinein weist. Hoffende Menschen sind mutige Menschen. Hoffen ist ein göttliches Wort. Die Ähren bricht kein Sturm, weil sie biegsam sind. Sie vertrauen auf das Wunder der leeren Hände. Darum sind hoffende Menschen ein Zeichen Gottes.“

VI. Die 90er-Jahre

Auch dieses Jahrzehnt sieht wieder viele und umfangreiche Baumaßnahmen und große Investitionen in die medizinische Technik. Die Zahl der Patienten, die jährlich stationär aufgenommen werden, beträgt im Jahr 1993 rund 8000. Wegweisend ist die Kooperation mit dem Krankenhaus in Schlettstadt. Die zweite Generation der Chefarzte tritt nach und nach den wohlverdienten Ruhestand an.

Neben der Sonographie von Bauchorganen und Schilddrüse ist die Endoskopie ein Schwerpunkt der Klinik. Unter der Leitung von Prof. Dr. Nolte und Dr. Rieseberg werden täglich eine große Zahl von Magen- und Dickdarmspiegelungen vorgenommen. Die endoskopische Entfernung von Dickdarmpolypen erspart vielen Patienten einen chirurgischen Eingriff. Zusätzlich gewinnt die Spiegelung der Luftwege an Bedeutung. Und auch der zweite Schwerpunkt der Inneren Abteilung, die Untersuchung von Herz, Kreislauf und Gefäßen, wird ständig ausgebaut. Wichtige Techniken dafür sind die Farbdopplerechokardiographie, die auch seit 1993 von der Speiseröhre aus erfolgen kann. Ultraschalluntersuchung, EKG, Langzeit-EKG und Langzeitblutdruckmessung sind weitere Untersuchungsmethoden. Auch eine Herzschrittmacherambulanz hat mittlerweile ihren Platz in der Klinik gefunden.

Kultur in der Klinik

Seit dem Sommer 1991 finden monatlich ein bis zwei öffentliche Veranstaltungen im Josefssaal statt: Kultur, Kunst und Künstler, Musikalisches und Literarisches, Tradition und Brauchtum, Nostalgisches und Geschichte, Heimatliches und der Blick in ferne Länder, Religion und fröhliche Unterhaltung stehen auf dem Programm von Astrid Magg-Kremm. Start ist am 15. August mit „Mariä Himmelfahrt – Kräuterbüscheltag im Kinzigtal“. Die „Unterhaltung am Nachmittag“ wird auch in die Patientenzimmer per Krankenhausfunk übertragen. Mit der Zeit wird das reichhaltige Programm, zu dem auch die Bevölkerung der Stadt immer häufiger kommt, auch auf den frühen Abend ausgedehnt. Und im Advent 1991 wird das erste Fensterchen im „St. Josefs-Adventskalender“ geöffnet: täglich ein paar Minuten mit Wort und Musik zur Weihnachtsvorfreude. Als eine der ersten Kliniken hat es das Josefsklinikum gewagt, Unterhaltungsangebote in die Gesundheitsarbeit einzubinden. Denn bereits ein kleines Lied kann viel Dunkel erhellen!

Die 1990er-Jahre sehen auch den Beginn der öffentlichen Vorträge rund um die Gesundheit. Ärzte der Klinik referieren in durchweg sehr gut besuchten Veranstaltungen über alle wichtigen Themen. Die Reihe ging aus einer Anregung von Prof. Dr. Nolte bei der Volkshochschule Offenburg hervor. Auch die



*Astrid Magg (li.) beim
Kräuterbüscheltag*

Krankenkassen interessieren sich für diese populäre Art der Gesundheitsvorsorge und beteiligen sich an den Abenden. Als im Juli 1998 der Chefarzt der Anästhesiologie und Intensivmedizin der Klinik, Dr. Heinrich Hinsken, über Akkupunktur spricht, kann die mitveranstaltende Kaufmännische Krankenkasse gar nicht alle 180 Anmeldungen annehmen und muss einen zweiten Termin anbieten.

Das Krankenhaus gibt ab September 1990 „Aussteigerinnen“ neue Chancen. Ehemalige Krankenschwestern, die sich beispielsweise für Jahre der Familie gewidmet haben, haben nun die Möglichkeit, auf neuen Wegen in den Pflegeberuf zurückzukommen. Drei Monate lang werden den „Rückkehrerinnen“ in sämtlichen Fachbereichen der Klinik die notwendigen theoretischen und praktischen Kenntnisse vermittelt. Eine „Patin“ erleichtert den Wiedereinstieg in das Berufsleben. Das Pilotprojekt Pfiff (Pflegerische Initiative für Frauen mit Familie) wird vom Bundessozialministerium gefördert. Und die Nachfrage ist groß: 14 Frauen werden eingelernt. 12 von ihnen arbeiten nach Abschluss des Projektes am Josefskrankenhaus weiter.

Neue Küche

Für die Küchenleitung, für Schwester Viktorina und Schwester Rosalia, geht ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung: die neue Küche nimmt im Februar 1991 den Betrieb auf. Der Neubau

und die gleichzeitige Anlage eines Wirtschaftshofes wurden durch die Verlegung des Haupteingangs in das neue Funktionsgebäude ermöglicht. Nun konnte der gesamte Ver- und Entsorgungsbetrieb von der Weingartenstraße weg zum neuen Wirtschaftshof verlegt werden. Täglich sind etwa 400 Beköstigungen für Patienten und Personal erforderlich. Die Speisen werden für jeden Patienten individuell berechnet und angefordert, das Anrichten erfolgt individuell über das Portionierband. Durch einen Bringdienst werden die Gerichte dann im geschlossenen Transportwagen auf die Stationen gefahren.

Eine Fachzeitschrift, der „GVmanager. Fachmagazin der Führungskräfte in Großgastronomie und Gemeinschaftsverpflegung“, schreibt in seiner Ausgabe 6 (1991) nach einem Besuch in der Josefsklinik: „Wie bereits erwähnt, kann die Leistung durchaus mit solidem Gastronomiestandard konkurrieren. Im St. Josefskrankenhaus wird mit ‚christlicher (Nächsten-)Liebe‘ gekocht, wie das Zeugnis des verkostenden GVmanagers beweist.“



Speiseausgabe am Verteilband

Nachtrag: Die Küche war seit 1956 fast unverändert und in den gleichen Räumlichkeiten untergebracht. Die bisherige Anlieferungsstelle wird im April abgerissen, sie macht gärtnerischen Anlagen Platz, die dem Haus ein neues, schöneres Gesicht geben.

Im April 1991 verstirbt der langjährige Chefarzt der Inneren Medizin, Dr. Werner Stump.

Zur 125-Jahr-Feier der Ordensgemeinschaft lädt das Krankenhaus zu einem Festakt und informiert in einer Ausstellung über die Geschichte der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu.

Schwester Leonilla verlässt im Oktober 1991 nach 36 Jahren unermüdlichen Einsatzes das Josefskrankenhaus. Die letzten 18 Jahre war sie als Hausoberin verantwortlich tätig gewesen. Ver-

waltungsdirektor Dr. Hahn bezeichnet sie in seiner Abschiedsrede als „Stütze des Hauses“. Ihre Ideen und Initiativen hätten wesentlich zum Aufbau und zum heutigen Bestand des Krankenhauses beigetragen. Professor Nolte würdigte die Schwester als eine gerechte, immer zum Lächeln bereite, von den Ärzten stets geschätzte Oberin.

Einblick

Im ersten Halbjahr 1992 erscheint erstmals der „Einblick“, das bebilderte und informative Magazin des Josefskrankenhauses. Dr. Hahn stellt im Vorwort das Selbstverständnis und die Aufgabe des nun zweimal jährlich erscheinenden Blattes vor: „Es spricht für eine Einrichtung und insbesondere für ein Krankenhaus, wenn es nicht nur die Erwerbstätigkeit und Fachlichkeit seiner Mitarbeiter erwartet, sondern sie als Menschen mit ihrer gesamten Einstellung und Lebenshaltung einfordert. Gerade dies wirkt einer Entfremdung entgegen und ist ein wesentlicher Beitrag zur Humanisierung der menschlichen Arbeit. Die Selbstentfaltung des Menschen in den Berufen hat immer auch eine soziale Dimension. Zur Entfaltung seiner Persönlichkeit oder menschlicher Qualifikationen wie Vertrauen, Rücksicht, Offenheit usw. kommt der Mensch im Miteinander mit Anderen. Kommunikative Beziehungen sind angesprochen. Beiden Aspekten, Einforderung und Information, soll mit dieser Zeitschrift in besonderer Weise Beachtung geschenkt werden.“

Anbau an Bauteil B: 1990 war mit den Bauarbeiten begonnen worden, für Ende 1993 ist der Abschluss vorgesehen. Das alte Gebäude B wird von Grund auf saniert und um ein Stockwerk aufgestockt. Der neue Gebäudekomplex erhält: Speisesaal und Refektorium der Schwestern, Erweiterung der Küche und des Speisesaals des Personal, Behandlungsräume, die Gastroenterologie, ein neues Labor, zwei Bettengeschosse für die Innere Medizin und eine neue Kapelle. 45 neue Betten ändern am Gesamtbestand von 220 Betten nichts, sie werden quasi nur verschoben. Zwischen 14 und 15 Millionen Mark kostet der neue Komplex, Land und Träger übernehmen die Summe. Am 4.12.1992 ist Richtfest. Die Generalvikarin Sr. M. Gebharda wünscht von ganzem Herzen, dass auch in diesem Haus die Menschen Schwestern und Brüder werden mögen. Ein gutes Omen sei es, dass der Festtag der Tag der Heiligen Barbara sei, an dem man also im Gedenken an die Heilige in die Zimmer Zweige stellt – an Weihnachten blühen sie auf. So solle auch dieses Haus blühen und den Menschen Freude und Frieden bringen.

Ein Richtspruch

Stürmisch ist der Wind beim Richtfest. So schart sich die Festgemeinde im Innenraum der neuen, aber noch unfertigen Kapelle zusammen und lauscht von dort aus dem traditionellen Richtspruch:



*Der Bau vom Maurer fest gefügt,
vom Zimmermann hoch aufgerichtet,
an dem sich eins ans andre schmiegt,
unlösbar fest verbunden und verdichtet;
der Bau steht stark und fest im Grund
im Schoß der heiligen Mutter Erden
und kündet treuer Bürger Bund,
zu lindern Leiden und Beschwerden.*

*Wer, vom Schicksal heimgesucht,
gebeugt von Ungemach und Schmerzen,
der bangen Stunden träge Flucht
verfolgt mit trübem, sorgenvollem Herzen,
wer aus der Seele tiefer Not
sich hilfesuchend aufwärts wendet
nach Mitteln, die der liebe Gott
durch Ärzte-Kunst uns gnädig spendet:*

*Hier bietet sich ihm ein Asyl
und milde, heilgewandte Pflege,
hier stützt ihn menschlich Mitgefühl,
hier leidet Liebe auf dem Schmerzenswege.
Hier heilen unter treuer Wacht
der kranke Leib, die wunden Glieder,
hier grüßt nach dunkler Leidensnacht
der helle Tag der Freude wieder.*

*Wir haben unterm Himmelsdom, den Gott gegründet,
hier Ihm zu Ehren eine Stätte uns erbaut,
darin das Wort des Lebens wird verkündet,
darauf, so hoffen wir, Gott gnädig niederschaut.
Drum freut sich jeder heut, der weiß, daß Jesus Christ
des Baues Meister und sein Eckstein ist.
Mög' die Kapelle alle, die erscheinen,
als Kinder eines Vaters hier vereinen
zu Lob und Preis und Dank und Bittgebet,
von ahnungsvollem Schauer fromm durchweht.
Wer sich in gleichem Glauben weiß verwandt,
der reicht dem Nächsten gern die Bruderhand.*

*Gern wollen wir, wenn dieser Bau vollendet,
mit Andacht dankbar auch für jene flehn,
die mitgewirkt mit ihrem Scherflein Geld,
den Bau geplant, geleitet und erstellt.
Gott gieße stets von diesem Gotteshaus
auf sie und alle reichen Segen aus!*

*Dieses Glas, das ich jetzt leer'
es möge nun im Grund zerspringen
und diesem Haus nur Glück
und Frieden bringen!*

(Einblick 3/93)

Von Kunst und Künstlern

Ende 1992 erscheinen erstmals Künstler im Krankenhaus. Eva und Stanislaus Vajce, 1987 aus der Tschechoslowakei in die Bundesrepublik übersiedelt, stellen ihre textilen Arbeiten und Bilder in zentralen Bereichen des Krankenhauses aus: ein Anstoß für Geist und Phantasie. Denn der Mensch in seiner Ganz-



1994 stellt der peruanische Künstler Jaime Colán aus

heit soll auch im Krankenhaus angesprochen sein. Dafür sorgen dann im Jahr 1993 auch die farbenfrohen Bilder und Skulpturen des weithin bekannten Künstlers Otmar Alt. Reinhard End schreibt über den Künstler: „Der Ortenau ist er schon seit langem über freundschaftliche Kontakte verbunden, doch gerade im St. Josefskrankenhaus wird seine künstlerische Botschaft eines über Höhen und Tiefen erworbenen heiteren Lebensmutes sicherlich gut verstanden. Fest steht, daß seine Arbeiten in der Regel auch denen gefallen, die moderner Kunst sonst eher ablehnend gegenüberstehen“ (Einblick 3/93) Im Zusammenhang mit der Ausstellung erwirbt das Krankenhaus auch eine große Bronzeplastik des Künstlers und stellt sie im Freigelände vor dem Eingang auf. Der Skulptur hatte Otmar Alt zwar den Arbeitstitel „Jongleur“ gegeben, er lädt aber Patienten und Mitarbeiter ein, selbst einen neuen Namen zu suchen. Das veranlasst eine Leserbriefschreiberin zur heiter-ironischen Ausei-



Die Skulptur von Otmar Alt wird aufgebaut



*Blickfang vor der Klinik.
Otmar Alt: „Jongleur“*

nandersetzung mit der modernen Kunst: „Die Skulptur als solche finde ich gut. Auch das Material, die matte schwarze Bronze mit den Goldeffekten ist gut gewählt. Nur gerade diese Figur vor einem Krankenhaus, das auch eine renommierte Chirurgie hat? Unwillkürlich kommt mir dabei die Assoziation, es sei im OP etwas schiefgelaufen und der Patient ist über das ‚Ergebnis‘ erstaunt ...“ Auch in den Folgejahren stellt die Klinik regelmäßig Künstler und ihre Werke vor.



*Regelmäßig beteiligt sich die
Klinik mit einem Stand auf der
Oberrheinmesse*

Schon am 1. Dezember 1992 wird in der Presse das 1000. Baby vorgestellt, das in diesem Jahr in der Josefsklinik das Licht der Welt erblickte. Die Zahl liegt zwar noch unter dem Rekord von 1966, als 1142 Babys gezählt werden konnten. Aber sie bestätigt doch einen erfreulichen Trend: 1977: 521, 1986: 833, 1989: 940, 1990: 1000.

Der zweite Grundstein 1993



Die neue Grundsteinurkunde wird eingelegt

Am 9. Juli 1993 wird der Grundstein des Josefskrankenhauses wieder in die Mauern zurückgelegt, oder richtiger: er wurde in die Seitenwand der neuen Kapelle eingemauert. Wieder werden, altem Brauch gemäß, Dokumente und Dinge beigelegt, etwa Reliquien, Bilder, Texte zur Gegenwart, sowie, neben der alten, eine neue Grundsteinlegungsurkunde.

Text der Urkunde:

„Umfangreiche Baumaßnahmen fanden im St. Josefskrankenhaus in den zurückliegenden Jahren statt. Neben dem Neubau des Funktionstraktes, der Erweiterungsbau der gynäkologisch-geburtshilflichen Abteilung, der Inbetriebnahme der Intensivstation und dem Neubau der Heizzentrale stellt der Neubau des Bauteils B einen weiteren bedeutsamen Abschnitt dar. Dieser eröffnet durch die Freisetzung des Grundsteins aus dem Jahr 1954 einerseits die Möglichkeit, forderte aber andererseits auch die Notwendigkeit, die Urkunde der Grundsteinlegung fortzuschreiben. Insoweit stellt dieses Dokument das neben der ersten Urkunde seinen Platz im ursprünglichen Grundstein in der neu erbauten Krankenhauskapelle finden wird, eine zeitgemäße Ergänzung dar:

„So wie schon früher in gewissem Sinne das vergangene Hospital für Kranke, Alte und Sieche war, so ist erst recht das heutige Krankenhaus für Kranke aller Leiden und Zustände, aller Herkunft und Situationen eine der kostbarsten Schöpfungen menschlicher Begabung und Begnadung, mitmenschlicher Sorge und Hingabe, zugleich ist es eine der schutzbedürftigsten Gestaltungen unserer personalen und sozialen Geschichte und Gegenwart, schließlich ist es eine der schwerwiegendsten Aufgaben für den freiheitlichen Rechtsstaat wie für die solidarische Leistungsgesellschaft unserer Tage.

Dieses Krankenhaus aber ist auch der Ort vieler Entbehrungen wie ungezählter Erbarmungen, vieler Offenbarungen wie unerkannter Verhüllungen – immer aber ist es der bergende Raum für den zutiefst in seinem Personenkern getroffenen leidenden Men-

schen wie für den zuforderst in seinem Herzen bewegenen helfenden Mitmenschen.

Zugleich aber ist das St. Josefskrankenhaus stets Ausdruck und Leistung einer dieses bleibende Werk helfender und heilender Dienste zielbewußt und tatbereit bestimmenden und tragenden menschlichen Gemeinschaft, der Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu, Gengenbach. Das St. Josefskrankenhaus sei aber nicht nur Ausdruck und Werk nach außen bekundeter und tätiger Caritas Katholica. Es ist zugleich nach innen gewandter gemeinsamer Auftrag und Dienst, erwachsen aus der lebendigen Glaubenskraft der teilhabenden Christengemeinde und erfüllt von dem Wesen der von ihm in den gemeinschaftlichen Dienst genommenen Mitarbeiter. Er umfaßt aber auch die ihm geborgene, ständig sich anbahnende, sich wandelnde und sich erneuernde Gemeinschaft der Leidenden und der Dienenden im Hause. Das St. Josefskrankenhaus möge zeugnishaft die universale Solidarität aller Menschen unter seinem Dach und die horizontale Solidarität aller Mitarbeiter in seinen Mauern bekunden, wobei diese Solidarität in einer christlich motivierten Dienstgemeinschaft letztlich nicht um des angestrebten Vorteils, sondern um des bejahen Gemeinwohls tätig werden muß.

Im Jahr 1992 sind 54 Schwestern der Kongregation im St. Josefskrankenhaus tätig. Neben der Grundsteinlegung kann in diesen Monaten auch auf die Einweihung des Pflgetraktes im Haus Bethanien in Gengenbach und auf einen Besuch der ehrwürdigen Leitung der Kongregation, Sr. M. Bonaventura, in Chile und Peru hingewiesen werden.

Mit der Durchführung dieses Bauteils, der die neue Krankenhauskapelle, das Refektorium, die Küche, den Funktionsbereich der Gastroenterologie, das Labor, die chirurgische Wachstation und Teile der beiden internistischen Abteilungen beinhalten wird, wurden betraut: mit der Planung und Baugestaltung Herr Architekt Heinz Gaiser, Karlsruhe; mit der Haustechnik das Ingenieurbüro Sütterlin, Freiburg; mit der Bauleitung Herr Architekt Karl Metzger. Mit den Rohbauarbeiten ist die Firma Schnell, Bühl, die nach dem tragischen Unfall von Herrn Rudi Wacker beim Bau der Offenburger Kinzigbrücke diese Firma übernommen hat, betraut.

Möge das St. Josefskrankenhaus weiterhin hineinwachsen in die Zukunft als eine Stätte des Friedens und der Liebe unter der Führung des ewigen Gottes. Er mache dieses Krankenhaus zu einer wahren Segensstätte auf alle Zeiten.

Gengenbach – Offenburg, im Frühjahr 1993

gez. Sr. M. Bonaventura Kiefer, Generaloberin“



Probealarm

Das Direktorium der Klinik
(ca. 1993):
Pflegedienstleiterin *Ingrid Fuchs*,
ärztlicher Direktor
Dr. Rieseberg, Generaloberin
Sr. M. Bonaventura,
Ingenieur *Burkhard Struck*,
Verwaltungsdirektor
Dr. Franz Hahn



„Komm, bau ein Haus!“

Am 25. Oktober 1993 wird der Bauteil B offiziell eingeweiht durch Spiritual Pfeiffer und Pater Frowin in Anwesenheit zahlreicher Vertreter aus Politik und Wirtschaft. Ein Schwesternchor trägt das Lied vor: Komm, bau ein Haus! Die Generaloberin Sr. M. Bonaventura eröffnet die Feier: „Wieder dürfen wir im Entwicklungsprozeß des St. Josefskrankenhauses am Ende eines Bauabschnittes feiern und das, was entstanden ist, seiner Bestimmung übergeben. Das tun wir mit großer Freude und Dankbarkeit allen gegenüber, die in irgendeiner Weise zur Realisierung dieses Bauteils beigetragen haben. In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat sich ein großer Wandel in der Krankenhauslandschaft vollzogen, und so hat sich auch das St. Josefskrankenhaus in diesem Zeitabschnitt besonders stark verändert und sich zu einem komplizierten Wirtschaftsunternehmen entwickelt, in dem Hochleistungsmedizin in einer reichen Palette angeboten und betrieben wird. Doch was ein Krankenhaus wirklich ist, hängt von den Menschen ab, die in diesem Haus einen Auftrag haben.“ Auch der Patientengarten wird bei dieser Gelegenheit der Öffentlichkeit übergeben. Letzterer hat 900.000 Mark, der

Neubau dagegen 18,5 Millionen Mark gekostet, wovon 9 Millionen das Land Baden-Württemberg übernahm.

Auch die Röntgenabteilung investiert weiter: Im Dezember wird mit „Diagnost“ ein digitales Sofortbild-Gerät installiert. Es ist das erste Gerät dieser Art in der Region, das nächste befindet sich erst in Heidelberg. Die Strahlenbelastung für den Patienten wird mit dieser neuen Technik weiter gesenkt.

Im April 1994 stirbt der frühere Leiter der gynäkologisch-geburtshilffichen Abteilung, Dr. Josef Bau, im Alter von 71 Jahren.

Seit Anfang Mai 1994 können sich Patienten, Besucher und Mitarbeiter im neuen „Patientengarten“ erholen und erfreuen an Wasserspielen, Pavillon, Kinderspielplatz und Teich. Gut ausgebaute Wege ermöglichen einen Spaziergang, Sitzbänke laden zum Verweilen ein. Besonders der Teich zieht die Menschen an: sie bewundern die Seerosen, die fröhlichen Goldfische, lauschen dem Gequake der Frösche und der plätschernden Fontäne.



Eine Oase: der Patientengarten

1994 erhält der Warteraum der Inneren Abteilung eine Holzplastik der Bildhauerin Margot Stempel-Lebert. Aus einem 250 Jahre alten Eichenholz hat sie ein Menschenpaar geschaffen im naturalistischen Stil. Die Arbeit ist eine Stiftung von Ehepaar Prof. Dr. Nolte. (siehe Abb. S. 80)



*Prof. Dr. Nolte und
Sr. M. Ehrentrudis vor der
Skulptur „Paar“*

1994 hält die kleine Orgel von Remy Mahler Einzug in der Klinik. Im Josefsaal erfreut sie optisch und akustisch die Herzen. Und wenig später wird die große Orgel desselben Meisters in der Krankenhauskapelle fertiggestellt. Die Disposition: ein Werk mit 16 Registern und drei Pedaltransmissionen. Letzteres ist eine mechanische Vorrichtung, die es erlaubt, ein Register des Manuals selbstständig auf dem Pedalwerk zu spielen. Das Gehäuse aus Nadel- und Pappelholz wurde mit einer blauen venezianischen Stukkierung behandelt, harmonisch die Farbigkeit des neuen Kapellenraums aufgreifend und ergänzend.

Die neue Kapelle

Im Zuge der Sanierung und Erneuerung verschiedener Funktionsräume hatte auch die alte Kapelle weichen müssen. Drei Jahre lang mussten die Gottesdienste der Klinik in einem „Container“ stattfinden. Dann, am 8. Dezember 1994 (Mariä Empfängnis) kann der Altar in der neuen Kapelle von Weihbischof Wolfgang Kirchgässner geweiht werden. Er weist in seiner Ansprache auf die Bedeutung der Kapelle in einem Krankenhaus hin, und zeigt dies am Beispiel des Hotel Dieu in Beaune (Burgund). Dort ist im mittelalterlichen Spital der Gottesdienstraum

gleichzeitig auch der Krankensaal gewesen. Die Kranken hatten von ihren Betten aus die Sicht zum Altar und zum Kreuz, Zeichen der Gegenwart eines liebenden, helfenden Gottes, der keinen allein lässt. Ein Ort der Freude und des Trostes soll die Kapelle im Krankenhaus sein.

Blaue Farbtöne beherrschen das neue Gotteshaus. Pater Frowin: „Blau symbolisiert den Himmel, Wasser und das Leben“. Rund 100 Sitzplätze hat die Kapelle, auch Rollstuhlfahrer oder Bettlägrige können am Gottesdienst teilnehmen, was in der alten Kapelle nicht möglich war.

Die Technische Abteilung, die sämtliche Geräte des Krankenhauses katalogisiert, wartet und prüft, zieht im September 1994 um in das Untergeschoss des Traktes A. Für die Klinik



Feierliche Weihe der neuen Kapelle durch Weihbischof Wolfgang Kirchgässner

führt der Betriebs- und Sicherheitsingenieur Burkhard Struck sämtliche sicherheitstechnischen Überprüfungen nach der Medizinischen Geräteverordnung selbst aus. Dadurch werden enorme Kosten für die Wartung durch fremde Firmen eingespart.

Wiedersehen nach dreißig Jahren: Der Kursjahrgang der Krankenpflegeschule 1964–1968 trifft dreißig Jahre später wieder zusammen. Hedwig Zeller schreibt darüber im Einblick (8/1996): „Am Samstag, 30.9.1995, trafen wir nacheinander ein und wurden an der neuen Pforte (die alte fanden wir nicht mehr) von Ingrid und Schwester Assumpta empfangen. Wir erkannten das Josefsküsterlein nicht wieder und hatten oft Orientierungsschwierigkeiten. Da gab es neue Bauten und Ausbauten, wie z.B. die Gynäkologie, den Kreißsaal, das Kinderzimmer (...) Eine ganz große Überraschung war die neue Kapelle, die eigentlich ein großes Gotteshaus geworden ist. Oben auf der Empore steht eine ‚gewagt-schöne‘ Orgel, die wie eine blaue Wolke über allem schwebt. Nach diesen vielen Eindrücken wurden wir an eine liebevoll gedeckte Kaffeetafel in der neuen Cafeteria geladen. Während unserer Gespräche kamen immer wieder Ordensschwestern, die uns noch kannten, um uns zu begrüßen – es war eine Freude!“

Grenzüberschreitende Kooperation

Das Centre Hospitalier Selestat und die Josefsklinik starten 1995 grenzübergreifende Kontakte zu aktuellen Fragen im Gesundheitswesen. 2002 schließen sich der Regionalverbund kirchlicher Krankenhäuser Freiburg, das Herzzentrum Bad Krozingen, die AOK Südlicher Oberrhein, das Marienhaus Offenburg, die Klinik Wissembourg und die Union Régional des Caisses d'Assurance Maladie der Initiative an.

Am 21.06.1996 treffen sich erstmals die Beschäftigten des Centre Hospitalier und der St. Josefsklinik zu einer gemeinsamen Weiterbildungsveranstaltung in Kehl. Rund 100 Beschäftigte beider Einrichtungen – hauptsächlich Krankenpflegeschülerinnen und -schüler – informierten sich über das Thema AIDS. Die Presse ist voller Lob über die Initiative und meint: „Zwei Krankenhäuser machen Ernst mit Europa!“



*Liebevoller Betreuung
der kleinen Patienten*

40 Jahre, „weil wir die Menschen mögen“



Fröhliches Fest

„Weil wir die Menschen mögen, möchten wir gerne mit ihnen feiern ...“ Unter diesem Motto stehen 1996 die fünf Fest- und Feiertage zum 40. Geburtstag der Josefsklinik. Ein Betriebsfest, eine Feierstunde, Konzert und Kolloquium lassen viele Freunde des Hauses zusammenkommen. Ein breit gefächertes Programm bietet für jeden etwas. Abschluss und Höhepunkt zugleich ist der feierliche Gottesdienst am Sonntag, den Dekan Schnappinger und Pater

Frowin zelebrierten. Zahlreiche Redner würdigen im Anschluss die verdienstvolle Arbeit des Hauses als eine unverzichtbare Einrichtung im Ortenaukreis, ja, als „Eckpfeiler der Krankenhausversorgung“ (Landrat Günter Fehrer). Generaloberin Sr. M. Gebharda blickt in einem modernen Märchen in die Zukunft des Jahres 2056, wenn man das 100-jährige feiern wird: Zuversicht und Nächstenliebe werden sich nicht unterkriegen lassen, trotz Geld- und Stellenkürzungen des Jahres 1996. Ihr Wunsch zum Jubiläum: „Dass wir weiter ohne Vorbehalte für die Menschen da sein und ihnen dienen können.“

Große Resonanz findet eine Podiumsdiskussion zum „Burn-out-Syndrom“. Prof. Dr. Nolte referiert zu diesem aktuellen Thema.



Volksfeststimmung



Grund zum Feiern

Eine Jubiläumskantate erklingt (Melodie: Im schönsten Wiesen-
grunde, Text: Brigitte Ruf)

*Im schönen Waldbach Grunde,
da ist das Josefshaus
es erlebt so manche Stunde
voll Freud und Leid*

*Ref: Dich mein Josefshaus,
Grüß ich tausendmal,
da verlebt ich manche Stunde
voll Freud und Leid.*

*Vor über vierzig Jahren
Das ist ne lange Zeit
Als die Franzosen da waren
War's noch nicht wie heut.*

Ref.

*Und dann aus Gengenbach kamen
die Schwestern vom Mutterhaus,
sie fingen an zu planen
jahrein, jahraus.*

Ref.

*Nach vielen Arbeitsstunden
War's endlich dann soweit,
voll Freude kam die Kunde:
Einweihung ist heut.*

Ref.

*Viel Arbeit gab's zu Anfang
gar mancher Tag und Nacht
waren alle voll im Gange
und haben geschafft.*

Ref.

*Die Patienten kommen gerne
sie fühlen sich dann gut,
da gibts so viele „Sterne“,
die machen Mut.*

Ref.

*Egal ob Bein, Hals oder Herz
oder sonst wo ist ein Schmerz,
die Dokters wissen Rat
und es folgt die Tat.*

Ref.

*So wars vor vierzig Jahren,
so ist es auch noch heut.
Wir wollen „Danke“ sagen
zu allen Leut.*

Ref.



Luftaufnahme, ca. 1995

Und noch ein Gedicht:

40 Jahre St. Josefskrankenhaus

*Das Josef's wird heut 40 Jahr,
oben unten vorne hinten rundherum.
Drum bringen wir ein Ständchen dar,
oben unten ...
Und alle Leute sollen sehn,
mein Gott, wie ist's im Josef's schön,
oben unten ...*

*Man glaubt es kaum, doch ist es wahr,
oben unten..
Ein Torso war's vor 40 Jahr,
oben unten ...
Und alle Leute sollen sehn,
mein Gott, wie ist es heute schön,
oben unten ...*

*Wo früher man das Feld gehackt,
oben unten ...
entstand der große Bettentrakt,
oben unten ...
Und viele Kohlköpf konnt man sehn,
mein Gott, wie war das Hacken schön,
oben unten ...*

*Wo früher man die Wäsche wusch,
oben unten ...
kam im Notfall Dr. Bau vorbeigehuscht,
oben unten ...
Und die ganze Gyn, die hat's gesehn,
wie schnell Dr. Bau auf der Matte steht,
oben unten ...*

*Fleißig ist man auf der Wochenstation,
oben unten ...
zu bewältigen den grandiosen Babyboom,
oben unten ...
Professor Siebers hat es in der Hand,
sind die Kleinen auch außer Rand und Band,
oben unten ...*

*Ein mancher war ganz blass und bleich,
oben unten ...
dann kam er gleich ins Kaiser's Reich,
oben unten ...
Operiert war er dann gleich im Nu,
zur Heilung trug dann bei das DU,
oben unten ...*

*Motorrad fahrn ist seine große Freud,
oben unten ...
mit Dr. Stumpf begann eine neue Zeit,
oben unten ...
Im Temposchritt geht er voran,
ob OP und Station mithalten kann,
oben unten ...*

Vom St. Josefskrankenhaus zur St. Josefsklinik

28. Februar 1997: Seit heute ist aus dem St. Josefskrankenhaus die „St. Josefsklinik“ geworden. Ein neuer Name für ein neues Konzept. Denn „wir öffnen uns als Klinik nach außen und sind kompetenter Partner der niedergelassenen Ärzte“, so Verwaltungsdirektor Dr. Hahn. Gerade vor dem Hintergrund der gesetzlich geforderten Neuorientierung der Krankenhäuser spielt diese Öffnung eine bedeutende Rolle. Ambulante Behandlung wird zunehmend Priorität haben vor der stationären Pflege – eine neue Herausforderung für die St. Josefsklinik. „Wir wollen unser Wissen und unsere Geräte auch anderen Kolleginnen und Kollegen zur Verfügung stellen. Krankenhaus klingt statisch und nach alten Strukturen. Klinik hingegen ist das Wort für Flexibilität und neue Wege“, so der Chefarzt der Inneren Medizin, Prof. Dr. Jürgen Nolte. (Einblick9/97)

Mit vielen Gästen feiert der beliebte Kapuzinerpater Frowin, der seit 1981 als Seelsorger in der Klinik tätig ist, sein 60. Priesterjubiläum mit einem Festgottesdienst in der Klinikkapelle.

März 1997: Als erstes Ortenauer Krankenhaus hat die Josefsklinik eine eigene Internet-Homepage: www.josefsklinik.de. Mehr als 50 Internetseiten geben Auskunft über alle denkbaren Fragen. Die Internet-Besucher werden detailliert über die Struktur des Hauses informiert. Und Ärzte können sich unkompliziert und umfassend über die Klinik unterrichten, bekommen Hinweise auf die Ausstattung und die besonderen Stärken. Gerade für niedergelassene Ärzte sind das wichtige Informationen zum Nutzen der Patienten.

Die private Schwimmschule Weiss bezieht im Mai 1997 Räumlichkeiten in der Klinik. Mit ihrem Präventivkonzept wird sie dazu beitragen, das Krankenhaus nach außen zu öffnen und einen Bereich der Gesundheitsvorsorge abzudecken.

Auch Schwestern und Mitarbeiter der Josefsklinik beteiligen sich im September 1997 am grandiosen Freiheitsfest zum Gedenken an die Badische Revolution. Heilung von anno dazumal zeigen sie: mit Kirschsäckchen und Quarkwickel geht man damals gegen die Krankheiten an. Und damit man auch nach den Feierlichkeiten zu Hause noch weiß, wie ein Krautwickel fachgerecht anzuwenden ist, gibt es Rezepte zum Mitnehmen. Eine Broschüre mit dem Titel „Heil- und Linderungsmethoden des St. Andreas Hospitals“ erinnert an die traditionelle Volksmedizin.

1998: Gedanken von Prof. Dr. Jürgen Nolte zum Thema: „Die St. Josefsklinik: Wandel und Beständigkeit“:

Vor zwei Jahren hat die St. Josefsklinik unter großer Anteilnahme der Bevölkerung unter dem Motto ‚Wir sind für die Menschen da‘ ihren 40. Geburtstag gefeiert, im letzten Herbst lud der Träger, die Franziskanerinnen in Gengenbach, zum Franziskustag ein. Bei beiden Gelegenheiten war Anlaß genug gegeben, optimistisch in die Zukunft zu blicken. Mehrere Fakten bestärken uns auch in dieser Zuversicht.

So ist unsere Klinik nach erheblichen Vorleistungen des Trägers im Krankenhausplan des Landes Baden-Württemberg mit weiteren Baumaßnahmen berücksichtigt worden. Wir werden in den nächsten vier Jahren den ganzen südlichen Bettenbau und wichtige Funktionseinrichtungen neu gestalten können.

Und auch im Inneren sieht es gut aus: Die Anzahl der Beschäftigten (alle Teilzeitkräfte eingerechnet sind es 520) konnte gehalten werden, manche Anstrengungen, die die Begegnung und das Zusammenarbeiten der Mitarbeiter untereinander und Fortschritte in ihrer weiteren Qualifikation zum Inhalt haben, führten, wie wir glauben, zu einer Atmosphäre des Vertrauens in unserer Klinik.

Das bedeutet in einer Zeit, in der überall, so auch im Gesundheitswesen, kräftig gespart werden muß, einen großen Schatz, den man pflegen muß. Die innere Gründung und wirtschaftliche Sicherung eines christlichen Krankenhauses geschieht nicht zum Selbstzweck, sie schafft geachtete Arbeitsplätze und dient der Versorgung der uns anvertrauten Patienten.

In all ihrer Not und Sorge um Diagnose, Art der Erkrankung, möglichst wirkungsvolle, aber auch schonende Behandlung und auch baldige Entlassung wieder nach Hause, brauchen unsere Patienten eine Atmosphäre, die ihnen Würde, Achtung und Schutz garantiert. Wir arbeiten daran und wünschen uns, daß alle Organe der Klinik so gut aufeinander abgestimmt funktionieren, daß unser Ziel erreicht wird.

In einem Leitbild für unser Krankenhaus heißt es: ‚Wir haben Ehrfurcht vor dem Leben in seinem Werden, Sein und Vergehen‘. Wir geben uns Mühe, diesem Anspruch gerecht zu werden.“

Chefarzt Dr. Thomas Rieseberg wird am 29. Mai 1999 feierlich verabschiedet. 24 Jahre hat er die Abteilung für Innere Medizin geleitet, gemeinsam mit seinem Kollegen Prof. Dr. Nolte, davon 20 Jahre als ärztlicher Direktor der Klinik. Generaloberin Mutter Gebharda zieht in ihrer Dankes- und Abschiedsrede eine Parallele vom 23. Psalm Davids über den guten Hirten zu Dr. Riesebergs langem und segensreichem Wirken für die Klinik: „In den Nöten des Lebens, in der finsternen Schlucht ist einer da! Ein Gott, der mir die Hand entgegenstreckt!“

Teure Investition



Kraftakt: die Mauer muss durchbrochen werden für den Kernspintomographen

November 1999: Seit wenigen Wochen verfügt die Klinik über einen Kernspintomographen. Erhebliche Umbaumaßnahmen und Installationen waren dazu erforderlich. Mit der Inbetriebnahme des Gerätes ist die Klinik jetzt in der medizinischen Diagnostik auf dem neuesten Stand.

Grenzüberschreitende Krankenhauskooperation: eine Dokumentation

Das Centre Hospitalier im elsässischen Schlettstadt und die St. Josefsklinik kooperieren über die Grenzen hinweg. Über Konzeption, Zielsetzung und Verlauf dieses bedeutenden und weit- hin beachteten Projektes unterrichtet Dr. Franz Hahn ausführlich in der Hauszeitschrift Einblick (10/1998, 7ff):

„Die Zielsetzung unseres gemeinsamen Projektes ist insbesondere die Zusammenführung in fachlicher und persönlicher Hinsicht der Berufstätigen in beiden Krankenhäusern im Rahmen der Fort- und Weiterbildung; der Informations- und Erfahrungsaustausch zu Themen aus dem Gesundheitssektor; Hospitationen in der Ausbildung; die Förderung und Erweiterung der fachspezifischen Verständigung.

Dies soll erfolgen durch die Abhaltung gemeinsamer Sprachkurse im Vorfeld und während des Austauschs; durch eine regelmäßige Durchführung von Praktika im Rahmen der schulischen Ausbildung; durch die Erarbeitung eines fachorientierten Wörterbuches; durch einen Austausch innerhalb aller Berufsgruppen durch Hospitationen; durch die Förderung der sprachlichen Verständigungsmöglichkeit; durch den fachspezifischen Austausch mittels Vortragsver-

anstellungen; durch die Dokumentation allgemein interessierender Aktivitäten und adäquater Öffentlichkeitsarbeit.

Bereits in den ersten Kontaktgesprächen zwischen Vertretern der beiden Häuser vor 3 Jahren wurde offenkundig, daß teilweise unterschiedliche, für die jeweilige Region typische Pflegepraktiken, Behandlungs- und organisatorische Tagesabläufe vorliegen. Diese beeinflussen die Erwartungshaltung der jeweiligen Bevölkerung. Das Personal des Krankenhauses kann auf diese Erwartungshaltung nur eingehen, wenn bei diesem ebenfalls die hierzu notwendigen Informationen über ‚den Anderen‘ vorhanden sind. Diese Kenntnisse haben wir uns erst anzueignen. Hierzu dienen die vorgesehenen Hospitationen innerhalb aller Berufsgruppen des Krankenhauses.

In erster Linie werden das ständige Personal und die Krankenpflegeschüler der beiden Krankenhäuser in das Projekt eingebunden sein. Nicht primär ist an Praktikanten gedacht, denen aber im Einzelfall bei Interesse eine Beteiligung am Projekt nicht verwehrt werden sollte. Ein Projekt wie das unsere wurde im Bereich Oberrhein-Mitte in dieser Form noch nicht durchgeführt. Es existierte noch keine Kooperation im Bereich des Krankenhauswesens. Von allen Seiten wurde hier für die Zukunft eine Zusammenarbeit angeregt. Eine grenzüberschreitende Krankenversorgung ist grundsätzlich anzustreben. Hierzu ist eine Vielzahl an Voraussetzungen zu schaffen, die selbstverständlich alleine mit diesem Projekt nicht angegangen werden können. Sind die externen Rahmenbedingungen gegeben, so kann die Versorgung und Umsetzung zweifelsohne nicht ohne das Zutun der einzelnen Krankenhäuser erfolgen. Dieses Projekt soll einen Beitrag gerade auch an dieser Stelle leisten. Die Betroffenen, die im Krankenhaus Tätigen, sollen das System des Nachbarn kennen lernen, um auf dieses Ziel hinzuwirken.

Wir erwarten auch, daß der Patient in erster Linie sowohl indirekt als auch direkt von der Durchführung dieses Projektes profitieren wird. Einerseits geht es um die Vermittlung von Pflegepraktiken und spezifischer Kenntnisse, was gleichzeitig zu einer Qualitätssteigerung führen wird. Dieses Ziel ist nur durch einen gegenseitigen Austausch zu erreichen.“

Bereits seit März 1996 fanden Sprachkurse statt, um die wohl größte Hürde der grenzüberschreitenden Kooperation zu meistern. Nach etlichen Vorgesprächen innerhalb der Krankenhausleitungen trafen sich am 21.06.1996 erstmals die Beschäftigten des Centre Hospitalier und der St. Josefsklinik zu einer gemeinsamen Weiterbildungsveranstaltung in Kehl. Rund 100 Beschäftigte beider Einrichtungen – hauptsächlich Krankenpflegeschülerinnen und -schüler – informierten sich über das Thema Aids.

Während der Straßburger Medizin-Professor Jean-Marie Lang über Verbreitung, Symptome und Therapien der Immunschwäche referierte, sprach Thile Kerkovius, Leiter des Aids-Hospizes „Haus Maria Frieden“ in Oberharmersbach, besonders von der Betreuung der Kranken. Ganz konkrete Tipps zur Pflege der Aids-Kranken und zum Umgang mit deren Angehörigen gab eine Straßburger Krankenschwester. Über ethische Aspekte bei der Aids-Debatte und im Umgang mit Infizierten sprach bei dem Treffen der elsässische Krankenhauspfarrer Denis Udogar.

Im Oktober 1996 trafen sich die Chefarzte der Chirurgie bzw. der Orthopädie und Schwestern des Fachgebietes im Centre Hospitalier. Die Teilnahme an Arthroskopien und die anschließende Diskussion wurden ermöglicht. Desweiteren standen u. a. die Zentralsterilisation und hygienische Maßnahmen auf dem Programm. Am 22.04.1997 fand dann der Gegenbesuch in Offenburg statt. Hier konnten die französischen Gäste bei einer offenen laparoskopischen Cholezystektomie zuschauen. Auch informierten sie sich über elektrische Geräte, Video, Containerunterbringung, Prothesenlagerung, usw. Beide Seiten freuen sich auf ein baldiges Wiedersehen.

Ein weiteres Projekt innerhalb dieser Kooperation ist die Erstellung eines deutsch-französischen Krankenhausvokabulars. Der bisherige Austausch war u. a. auch dafür bestimmt, die häufigsten Begriffe und Wortwendungen zu erfassen. Die Sammlung dieses Wortschatzes trägt insoweit auch der Fachabteilungsstruktur der beiden Einrichtungen Rechnung.

Das Tagesseminar zum Thema „Diabetologie“ fand am 17. Juni 1997 wiederum in der Fachhochschule Kehl statt. Rund 100 Beschäftigte beider Einrichtungen informierten sich bei diesem Informationstag über das Thema. In dem einführenden Vortrag von Frau Dr. Pilz aus der St. Josefsklinik wurde die Krankheit Diabetes mellitus den Schülerinnen und Schülern erläutert und auch anschaulich durch Overhead-Folien nähergebracht. Dr. Francis Rio referierte über die Behandlung der Krankheit Diabetes. Weitere Aspekte, z. B. Arbeit/Arbeitsweise im Team auf einer Diabetesstation, Umgang mit Patienten und Angehörigen, wurden durch die französische Krankenschwester Anita Fohrer und den Krankenpfleger Jean-Pierre Hug genannt. Die französischen Krankenpflegeschüler des dritten Ausbildungsjahres zeigten anhand eines selbst hergestellten Videobandes die Probleme eines Diabetikers vor und während des Urlaubs.

Am 30.04.1997 trafen sich Schüler der Krankenpflegeschulen des Centre Hospitalier und der St. Josefsklinik Offenburg in Selestat. Nach einer kurzen, herzlichen Begrüßung durch den Verwaltungsdirektor Eric Heller, die Schulleiterin Geneviève

Taillefer und die Schulsekretärin informierten sich die Schülerinnen und Schüler des zweiten Ausbildungsjahres über die Ausbildung in beiden Ländern. Nach dem Mittagessen besichtigte die Gruppe die Altstadt von Sèlestat. Sie erhielt eine Führung in deutscher und französischer Sprache.

Durch die Aufnahme des Projektes in das Interreg-II-Programm sind bereits Grundlagen für einen Erfahrungs- und Leistungsaustausch im ambulanten und stationären Bereich des Gesundheitswesens geschaffen worden. Viele weitere Begegnungen folgten und die eingangs vorgeschlagenen Projekte wurden realisiert. Im März 1999 beispielsweise konnte das medizinische deutsch-französische Fachwörterbuch von beiden Kliniken vorgestellt werden. Seminare, Austauschprogramme, gegenseitige Besuche füllen auch zukünftig das Projekt mit Leben.

Dr. Franz Hahn: „Diese Krankenhaus-Kooperation mit Schlettstadt ist ein ‚Kind‘ von mir. Das dortige Krankenhaus ist zwar eine öffentlich-rechtliche Einrichtung, aber mit deutlich konfessioneller Ausrichtung. Diese Kooperation hat mit den Jahren eine sehr positive, freundschaftliche Entwicklung genommen. Auch hier bestätigt sich wieder, dass die ‚private Schiene‘, die persönliche Beziehung, vieles erleichtert und ermöglicht. Inzwischen haben wir diese Kooperation ausweiten können auch auf andere Institutionen, etwa in Hagenau, mit dem Landeswohlfahrtsverband, und wir planen, unsere Kooperation als Europaprojekt fördern zu lassen, mit dem Ziel, dass die Diplome der an unserer Schule ausgebildeten Pflegekräfte auch in den beteiligten Ländern anerkannt werden. Damit wird unsere Schule internationalisiert und unsere Josefsklinik ist wieder ein Stück erfolgreicher geworden.“

VII. Die Jahre nach 2000

Im Januar 2000 beginnt Pater Burkhard seine Tätigkeit als katholischer Krankenhausseelsorger als Nachfolger von Pater Frowin. Der Kapuziner aus Zell a. H. meint: „Die Berufung durch meine Ordensoberen als Krankenhausseelsorger war von mir nie geplant oder vorgesehen. Doch je länger sie dauert, umso mehr erfüllt sie mich mit Freude. Der kranke Mensch ist für mich immer einer, der Hilfe und Zuspruch braucht und ersehnt, und dabei geht es mir nicht nur um fromme Sprüche, sondern um die Begegnung von Mensch zu Mensch. Dabei darf ich ihm oft auch die Hilfe der Kirche in den Sakramenten anbieten. Ich hoffe, dass ich viele Jahre vielen Menschen in Gespräch und Predigtwort die Liebe Gottes vermitteln darf.“ (Einblick2/2002) Pater Frowin, der in den Ruhestand tritt, meint bescheiden über seine segensreiche 18-jährige Tätigkeit in der Klinik: „Ich hab’ doch bloß meinen Dienst getan.“ Hausoberin Schwester Ehrentrudis würdigt seine Verdienste: „Mit der täglichen Feier der Eucharistie, mit der Verkündigung des Wortes Gottes und mit den Predigten haben Sie Herzen bewegt.“

Ende Juli 2000 wird im Hausteil EE ein kleiner Friseursalon eröffnet. Patienten, Klinikmitarbeiter und Kunden von außerhalb können sich von Bernhard Bächle und seinen Mitarbeiterinnen bedienen lassen. Ein besonderer und sinnvoller Schwerpunkt ist der Perückenservice, eine hilfreiche Unterstützung bei der Bewältigung mancher Krankheits- und Therapiefolgen (Chemotherapie).



Dr. Bernhard Hügel

Am 1. April 2001 tritt Dr. Alexander Stumpf in den Ruhestand ein, sein Nachfolger ist Dr. Bernhard Hügel. Auch der Chefarzt der Röntgenabteilung, Dr. Ludger Baumeister, verlässt die Klinik nach 24 Jahren Dienst am Kranken, am 27. April 2001.

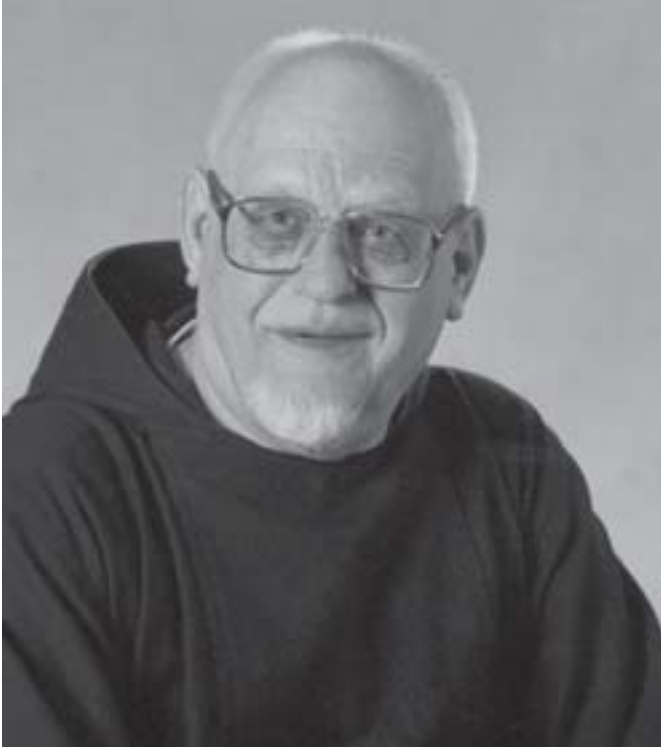
Im September 2001 wird die Baby-Intensivstation (sechs neonatologische und pädiatrische Betten des Klinikums stehen nun in der St. Josefsklinik zur Verfügung. Es sind jene Betten, die wenige Jahre später wieder zurückverlegt werden mit fadencheinigen Begründungen des Kreises) eröffnet und auch andere Bauprojekte können erfolgreich abgeschlossen werden. Die



*Einweihung des
Hubschrauberlandeplatzes 2001*



Badische Zeitung: „Die Josefsklinik kommt aus dem Einweihen nicht heraus. Nach der Einweihung der Neonatologie gibt's jetzt gleich drei Anlässe auf einmal: die Eröffnung des neuen Parkdecks am Rande der Waldbachsenke, die Freigabe des Hubschrauberlandeplatzes und die Fertigstellung des neuen Treppenhauses im Bauteil D“ (BZ 23.10.2001).



Der langjährige und bei Patienten wie Mitarbeitern gleichermaßen hochgeschätzte und beliebte Krankenhauseelsorger Pater Frowin stirbt am 30. Oktober 2001. Aus der Ansprache von Pflegedienstleiterin Ingrid Fuchs bei der Trauerfeier (8. November 2001):

„Tief bewegt und trauernd stehe ich hier am Sarg von Pater Frowin, um im Namen der St. Josefsklinik Offenburg und aller Ordensschwwestern, Ärzte, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Abschied zu nehmen von unserem

langjährigen Hausgeistlichen, dem wir viel zu danken haben. Wir wollen ihn heute zum Grab begleiten, in der Hoffnung, dass wir uns in der Ewigkeit wiedersehen dürfen.

20 Jahre diente Pater Frowin der St. Josefsklinik als Seelsorger im wahrsten Sinne des Wortes, wenn es sein musste, manchmal rund um die Uhr, und er hätte es trotz seines hohen, gesegneten Alters gerne noch weiter getan, wenn es ihm gesundheitlich möglich gewesen wäre. Sein Primizspruch war: ‚Dienet dem Herrn mit Freuden!‘ – und das tat er sein Leben lang.

Mit dem Heiligen Josef – dem Schutzpatron unseres Hauses – hat sich Pater Frowin besonders verbunden gefühlt. Wie St. Josef war er ein Hörender, Horchender und Beschützer der ihm anvertrauten Seelen – und auch besorgt um die Sterbenden. Er war Ordensmann und Priester aus Berufung! Seine Überzeugung war: ‚Wir leben, um unserer Welt Zeichen zu geben von der unerschöpflichen Liebe und der Gnade Gottes, und um allen Menschen Hoffnung und Freude aus dem Evangelium zu bringen!‘

Bei unserem heutigen schwermütigen Abschied von Pater Frowin bin ich zum Schluss doch ganz sicher, er würde uns nicht traurig sehen wollen. Ich denke, er wird im Verein mit den himmlischen Heerscharen kräftig seine Stimme erheben – und wie im Leben seinem Herrn freudig singen. Und wir behalten ihn immer in unserem Herzen! Shalom, Pater Frowin, Friede sei mit Dir!“

Bereits auf zehn Jahre erfolgreiche Arbeit kann Astrid Magg-Kremm mit ihrem Extraser-vice für die Klinik zurückblicken. Aus ihrer „Unterhaltung“ wurde im Lauf der Zeit eine beliebte, bunte Mischung aus verschiedensten Themenkreisen und Mitwirkenden, zehn Jahre Kultur und Unterhaltung im Dienst der St. Josefsklinik und im Dienst am Nächsten.

Am 1. April 2002 übernimmt Dr. Jörg Wirthle als Nachfolger von Dr. Baumeister die Leitung der radiologischen Abteilung der Klinik. Die Schwerpunkte seiner Tätigkeit sind vor allem die Diagnostik mittels Kernspin- und Computertomographie sowie Sonographie. Nächste Ziele sind u. a. der Ausbau einer Zentraldiagnostik für Brusterkrankungen.

Der 2. September 2002 sieht den Startschuss für die onkologische Ambulanz zur Versorgung von Patienten mit bösartigen Erkrankungen. In angenehmer, wohnlicher Umgebung können die Patienten, die zur ambulanten Chemotherapie in die Klinik kommen, versorgt werden.

Seit dem 1. Dezember 2002 ist Dr. Friedrich Afflerbach Chefarzt der anästhesiologischen Abteilung. Sein Credo lautet: Therapie nach aktuellstem, gesichertem Stand der wissenschaftlichen Kenntnis, größtmögliche Patientenzufriedenheit bei maximaler Patientensicherheit. „Auch die Anästhesie der Josefsklinik wird ihren Beitrag leisten, damit unsere Klinik die Beste wird, und damit unsere Patienten für uns abstimmen!“

2003: Es werden Pläne bekannt, der Kreis wolle die im Oktober 2001 vom Klinikum an die Josefsklinik verlagerten sechs Intensiv-Kinderbetten aus Kostengründen wieder zurück verlagern. Teilweise heftige Diskussionen und Verstimmungen sind das Ergebnis. In einem „Offenen Brief“ informiert der Orden aus seiner Sicht über die Hintergründe der Entwicklung und hält fest:

„Die bestmögliche Versorgung der Bevölkerung war und ist das oberste Gebot des Trägers der St. Josefsklinik. Zur Erfüllung dieses Auftrages ist der Träger weiterhin jederzeit zu fairen Verhandlungen mit dem Träger der Kreiskliniken bereit, selbst zum Abfangen der dort bestehenden finanziellen Probleme. Erwartet wird ein offener, fairer und von wahrer Partnerschaft getragener Verhandlungsstil.“

Schließlich fällt die Entscheidung in Stuttgart für die Rückführung der Betten. Doch die Josefsklinik wird im Juli 2005 die Kooperation mit dem auf Neonatologie spezialisierten Kinderarzt Uwe Härle eingehen und es auf diese Weise ermöglichen, trotz des Abzugs der sechs Intensivbetten auch weiterhin frühkindliche Notfallpatienten zu betreuen.

Seit dem 1. Februar 2003 ist Cordula Spitzmüller mit ihrem Team Pächterin des Cafés und Restaurant in der Josefsklinik. Patienten, Besucher, Mitarbeiter, Gäste von außerhalb oder einfach Spaziergänger dürfen sich in der ansprechend gestalteten Umgebung wohl fühlen und verwöhnen lassen. Auch für Festlichkeiten oder Feiern steht das Lokal jedem offen.



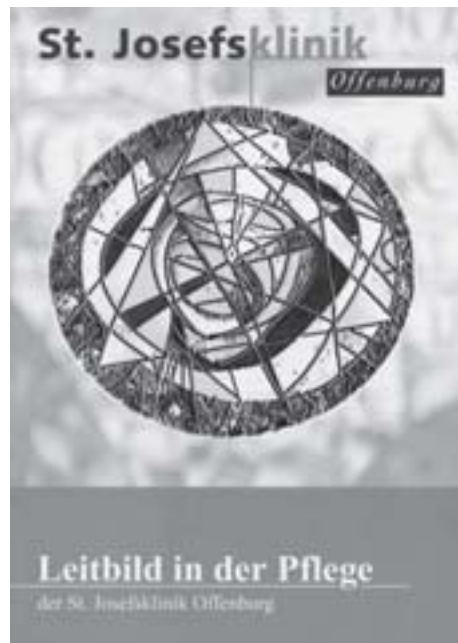
Für die Mitarbeiter im Pflegebereich wird im Rahmen eines Fortbildungstages das Thema „Humor in der Pflege“ behandelt. Dass ein Lächeln oder ein unbeschwertes Lachen manchmal Wunder bewirken kann, ist bekannt. Wie man den Humor auch im Krankenhaus, wo vielen Menschen ja zunächst nicht zum Lachen zumute ist, einsetzen kann, das erfuhren die Teilnehmer bei der Veranstaltung.

Über eine Million Zuschauer verfolgen im Jahr 2003 einen Fernsehgottesdienst des ZDF, der live aus der Kapelle der St. Josefsklinik ausgestrahlt wird. Der Gottesdienst spricht durch

seine besondere Gestaltung vor allem Menschen an, die als Patienten auf ein Krankenhaus angewiesen sind und die dort arbeiten als Ärzte und Pfleger. An dem Gottesdienst in der Kapelle nehmen Angehörige und Freunde des Hauses teil, darunter auch die Generaloberin der Gengenbacher Franziskanerinnen, Schwester M. Gebharda Frank.

Das Leitbild

In einem feierlichen Akt wird den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am 3. April 2003 das „Leitbild der St. Josefsklinik“ überreicht. Zwei Jahre hatte es gedauert von den ersten Gedanken bis zur Fertigstellung. Verwaltungsdirektor Dr. Franz Hahn bedankt sich bei allen, „die das Leitbild erarbeitet haben, aber auch bei all denen, die es in Zukunft mit Leben füllen werden“. Generaloberin Sr. M. Gebharda betont, wie wichtig es sei, dass die Grundgedanken des Generalkapitels des Ordens so großartig umgesetzt wurden. Der unabhängige Mentor des Prozesses, Dr. Georg Betz von der Katholischen Akademie für Gesundheit und Pflege in Regensburg, weist darauf hin, dass die erfolgreiche Umsetzung nun von der gemeinsamen Anstrengung aller Beteiligten abhängt. Auch Prof. Nolte, Ärztlicher Direktor, fordert die gemeinsame Umsetzung des Leitbildes.



Heute zeugt im Eingangsbereich der Klinik das Leitbild sowohl vom hohen Anspruch an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als auch vom Versprechen an die Patientinnen und Patienten, ihnen hier optimale Hilfe zu leisten. Denn das Leitbild wird gelebt, wird Tag für Tag mit Leben erfüllt. Konflikte werden solidarisch behandelt, die Interessen aller müssen gerecht beachtet werden. Immer wieder trifft man auf Klausurtagungen zu Arbeitssitzungen mit dem Träger zusammen. Viele grundsätzliche ethische Diskussionen werden dabei geführt. Für viele Mitarbeiter war die Erarbeitung des Leitbildes ein konstruktiver Prozess. Frau Dr. Pilz (seit 1981 im Haus): „Die Erarbeitung des Leitbildes war für alle Beteiligten ein Gewinn. Allein schon deshalb, weil man Einblick in Bereiche erhielt, die einem sonst verborgen waren. Das ganze Haus wurde jedem erschlossen – wenn es auch eine anstrengende Diskussion, ein nicht gerade leichter Prozess war.“

Im Anschluss an die Festschreibung des umfassenden Klinikleitbildes erfolgt zudem noch die Formulierung eines spezifischen Leitbildes für die Pflege. Zentraler Punkt dabei ist der Begriff der „professionellen Pflege“. Beide Leitbilder liegen in Broschürenform im Haus aus.

Am 28. Juni 2003 wird Prof. Dr. Jürgen Nolte in den Ruhestand verabschiedet, und zum 1. Juli tritt Prof. Dr. Wolf-Bern-

*Prof. Dr. Offensperger,
Generaloberin Sr. M. Gebharda,
Prof. Dr. Nolte*



hard Offensperger seine Nachfolge an. Damit endet auch eine „Ära Nolte“, die 26 Jahre gedauert hat. „Es war eine gute Zeit“, so der Arzt, der sich stets zu den drei Säulen der Medizin bekannt hat: „Es muss eine wissenschaftsbezogene und eine gute praktische Medizin sein, und die Mitarbeiter müssen kontinuierlich geschult und weitergebildet werden. Denn Gutes zu wollen, reicht nicht, man muss es auch können, und zwar auf der Höhe des medizinischen Standards.“ Den scheidenden Chefarzt begleiten künftig zwei Engel aus Lindenholz. Schwester Gebharda überreichte sie als Sinnbilder für die musische Ader des Arztes und als Zeichen der Hoffnung, dass ihm nun für diese Seite des Lebens mehr Zeit bleibt. Er bleibt dem Hause eng verbunden durch den „Freundeskreis der St. Josefsklinik“, der sich auf seine Initiative hin im Jahr 2003 findet. Regelmäßig wird dieser lockere Verbund zu Vorträgen und Veranstaltungen eingeladen, und er nimmt regen Anteil an allem, was die Klinik betrifft.

Brustzentrum

Im Juli 2003 erhält die Klinik als zweite Klinik Deutschlands die erfolgreiche „Pilot-Zertifizierung“ zum „Brustzentrum“ nach den Kriterien der ISO 9001:2000, der Deutschen Krebsgesellschaft und der Deutschen Gesellschaft für Senologie. Unter Federführung der Klinik werden alle notwendigen Fachrichtungen optimal koordiniert. Der Leitsatz: Im Brustzentrum Offenburg soll erkrankten Menschen die bestmögliche medizinische Behandlung und menschliche Betreuung zuteil werden.

Ein weiteres medizintechnisches Highlight der St. Josefsklinik ist der neue Magnetresonanztomograph. Er erweitert die

Josefsklinik erfüllt die höchsten Standards

OFFENBURG (BZ). Die Josefsklinik hat sich ein hohes Ziel gesetzt – und den Anspruch voll erfüllt. Die Klinikleitung zieht mit Stolz Bilanz, nachdem drei unabhängige Gutachter ihre Zertifizierungs-Untersuchungen abgeschlossen haben. Die Urkunde wird in Kürze überreicht werden, aber das Ergebnis steht seit gestern fest: Die St. Josefsklinik erfüllt die höchsten Qualitätsstandards, die es für einen Klinikbetrieb gibt.

diagnostischen Möglichkeiten der Radiologischen Abteilung erheblich und ergänzt sie mit weiteren Schwerpunkten.

Immer wieder wundern sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aber auch Patienten und Besucher, wenn sie einer munteren Kindertruppe in der Klinik begegnen, die mit Mundschutz, OP-Hauben oder Gipsärmchen ausgestattet sind. Es sind Vorschulkinder verschiedener Kindergärten aus Offenburg und Umgebung, die hier spielerisch die Angst vor dem Krankenhaus verlieren lernen. Auch das Rote Kreuz beteiligt sich an dieser wichtigen Maßnahme, und stellt die Rettungsfahrzeuge für die Erkundung und eine Proberunde zur Verfügung.

Richtfest für die neue Frauenklinik am 25. November 2003. Klaus Erdrich und Markus Eisinger sprechen das traditionelle Festgedicht:

*Nach manchem Stoß und hartem Schlag
Und manchem herben Arbeitstag,
mit Eifer und mit viel Bedacht
ward unser stolzes Werk vollbracht.*

*Schaut her, wie prächtig dieser Bau,
empor sich reckt zum Himmelsblau!
Der Richtbaum grüßt ins Land hinaus
der Bauherr ruft zum frohen Schmaus.
(...)*

*Der Herrgott möge seinen Segen
Dem Bauwerk und dem Bauherrn geben
Vor Unheil, Wasserbruch und Brand
Schütz er dies Haus mit starker Hand!*

*Hier sollen Kranke Heilung finden,
geplagt von Leiden vorn und hinten,
Und wenn vorbei ist dann die Pein
Kehrt man gesundet wieder heim.*

*Darauf lasst das Glas mich heben,
Unser Handwerk es soll leben,
Glas in tausend Scherbe spring
Und Glück und Heil der Klinik bring!*

1. Februar 2004: In der Klinik können ab sofort „Hämodiafiltrationen“ durchgeführt werden. Es handelt sich dabei um ein am Patientenbett durchgeführtes Nierenersatztherapieverfahren. Bei drohendem Nierenversagen kann dies Verfahren oft erfolgreich eingesetzt werden. Die Hämodiafiltration übernimmt dabei die Nierenfunktion, sodass sich das geschädigte Organ leichter erholen kann. Damit ist die Versorgung der Patienten auf der Intensivstation weiter optimiert worden.

Eine weitere Neuerung: Schädliche Magenbakterien können nun auch ohne Magenspiegelung nachgewiesen werden. Ein neuartiger Atemtest ermöglicht eine einfache, kaum belastende Untersuchung, die auch bei Schwangeren und Kindern eingesetzt werden kann.

Elf ausgebildete Physiotherapeuten betreuen im Jahr 2004 die Kranken. In einer Zeit, in der immer mehr Geräte in der

Medizin zur Anwendung kommen, ist die Physiotherapie eine sinnvolle Alternative oder Unterstützung. Sowohl ambulant als auch stationär sind die Mitarbeiter im Einsatz. Die Abteilung verfügt über einen sehr gut ausgestatteten Raum für medizinische Trainingstherapien. Außerdem können Übungen im Halenbad der Klinik durchgeführt werden.

Qualitätsmanagement

26. Mai 2004: Das Qualitätsmanagement-System wird in Kraft gesetzt. Es ist niedergeschrieben in einem Handbuch von 217 Seiten, und seine Inhalte entsprechen den Anforderungen an ein QM-System, das die Vorgaben von proCum Cert und der DIN EN ISO 9001 erfüllt. Jeder Mitarbeiter trägt von nun an seinen Teil dazu bei, dass diese wichtige Maßnahme erfolgreich und effizient umgesetzt werden kann. In sinnvollen Zeitabständen wird der Verlauf überprüft und bewertet. Darin enthalten sind auch die Kernsätze des Leitbildes und das Bekenntnis für die Zukunft: „Bis heute ist die St. Josefsklinik Teil des großen Werkes der Gengenbacher Franziskanerinnen geblieben, ihre größte eigene Einrichtung. Und sie soll es auch unter sich weiter verändernden Rahmenbedingungen – möglichst getreu ihren geistigen Wurzeln und ursprünglichen Idealen – noch lange bleiben, zum Wohl der Kranken, ihrer Angehörigen, wie auch der Mitarbeiter und der Gesellschaft!“

Seit Juli 2004 ist die Zytologie der St. Josefsklinik in den guten Händen von Frau Dr. Michaela Nägele.

23. September 2004: Die Gutachter bestätigen den hohen Qualitätsstandard der Klinik und das Haus erhält das Zertifikat

10. November 2004: Landestreffen der kirchlichen Krankenhäuser in der Josefsklinik: Die christliche Klinik – Ein Wert in unserer Gesellschaft. Dr. Heiner Geißler (Bundesminister a.D.): Krankenhäuser und die politische Botschaft des Evangeliums.

Die „Tour der Hoffnung 2004“ übergibt im Dezember 2004 der onkologischen Ambulanz der St. Josefsklinik eine Spende in Höhe von 20.000 Euro, mit der u. a. ein Blutbild-Diagnostikgerät angeschafft werden soll.



Dr. Schraeder (M.) bei der Übergabe der Spende an Sr. M. Gebharda

Die Frauenklinik

Am 18. November 2004 kann die St. Josefsklinik in Offenburg einen weiteren Bauabschnitt erfolgreich beenden: der neue Bau J wird eröffnet und eingeweiht. Wer sich die Buchstabenreihe des

Alphabets vor Augen hält, der stellt fest, dass viele Investitionen in neue Gebäude und Vorhaben im Laufe einer bald 50-jährigen Geschichte erfolgen müssen, bis ein Bau „J“ erreicht ist, und der erahnt den damit verbundenen großen finanziellen Aufwand.



Die Frauenklinik

Das Projekt hat die Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach die Summe von 11,7 Millionen Euro gekostet. Doch das Kapital ist bestens angelegt: es dient der körperlichen und seelischen Gesundheit der Ortenauer Menschen, es hilft den Frauen und Kindern der Region.

Die Gelder flossen in zwei Pflegestationen (die Gynäkologie J2 und J3 mit jeweils 22 Betten), eine gynäkologische Ambulanz mit zwei Operationsräumen und einem Sectio (= Kaiserschnitt)-Raum. Es gibt darüber hinaus eine chirurgische Ambulanz mit zwei Operationsräumen und sechs Betten für die zentrale Notaufnahme. Hier kann die kurzfristige Überwachung von Patienten aller drei im Haus vertretenen Fachgruppen (Chirurgie, Innere, Gynäkologie) angeboten werden. Man nennt solch eine moderne Einrichtung zwischen Intensiv- und Normalstation „Intermediate Care“. Das Untergeschoss bietet Platz für Umkleieräume, für die Technik und die Zytostatika-aufbereitung. Auch Archiv und eine Bibliothek haben hier ihren Ort gefunden. Das Dachgeschoss wartet mit einem eindrucksvollen Auditorium auf, einem Hörsaal mit Platz für 320 Personen oder alternativ mit 250 Tischplätzen. Zwei Kabinen ermöglichen das simultane Dolmetschen, was beispielsweise für die deutsch-französischen Aktivitäten der Klinik von Bedeutung ist. Aber auch internationale Tagungen, Kongresse oder Lehr- und Weiterbildungsveranstaltungen werden von dieser Einrichtung profitieren können. Der Hörsaal ist direkt vernetzt

mit den Operationsräumen, was eine unmittelbare und praxisbezogene Lehrtätigkeit (Telemedizin) ermöglicht.

Im neuen Trakt ist auch der Sozialdienst angesiedelt, der eine optimale Nachsorge und Beratung gewährleistet. Die gesamte Haustechnik wird mittels dem Netzleitsystem überwacht. Eine zusätzliche dezentrale Notstromversorgung bietet erhöhte Sicherheit.

Alles für das Wohl der Patienten! Das Leitbild der Klinik hat natürlich auch im Neubau Einzug gehalten. Die Gestaltung der Patientenzimmer zeigt das deutlich. Nicht Krankenzimmer, sondern Gästezimmer stehen hier zur Verfügung. Farblich unterstrichen wird dies durch die Verwendung von warmfreundlichem Buchenholz. Dusche, WC, Telefon, TV, Internet und vollelektrische Betten – die Zimmer bieten den ganzen Komfort eines modernen Klinikhotels. Auch an den eigenen Safe für jeden Patient ist gedacht worden, schließlich soll man sich absolut sicher fühlen können.

Dr. Bernhard Hügel, Chefarzt der Chirurgie, kann zufrieden feststellen, dass die Arbeitsbedingungen mit der Fertigstellung von Bau J wesentlich verbessert worden sind, etwa durch die optimale Ausstattung der Operationsräume. Dass diese universitären Standard besitzen, zeigt sich darin, dass sie als eines von wenigen Referenzzentren der Rastatter Weltfirma Maquet eingestuft worden sind. Das Neueste und Beste auf dem Markt wurde auch mit den Dräger-Narkosegeräten angeschafft. Froh ist man außerdem darüber, endlich über einen eigenen fachinternen Besprechungsraum zu verfügen sowie über eine chirurgische Zentralbibliothek mit Internetanschluss.

Für den Pflegebereich ergibt sich, dass nun kein Stationsbereich älter ist als 15 Jahre, wie Pflegedienstleiterin Ingrid Fuchs hervorhebt. Die Pflegestützpunkte sind größer geworden, und zum gelegentlichen Rückzug gibt es schöne Pausenräume. Auch mit solchen Maßnahmen wurden Voraussetzungen geschaffen dafür, dass die Mitarbeiter das Klinikleitbild mit Überzeugung leben und den hohen Anspruch erfüllen können.

Auf die Frage an die Hausoberin Schwester Florina, weshalb der Orden als Klinikträger dieser bedeutenden Investition und Ausweitung zugestimmt habe, meint sie mit Nachdruck: Wir wollen auch in Zukunft schließlich für die Frauen und Kinder da sein und wollen mit diesem weiteren Bau unter optimalen Bedingungen zur Sicherung der Klinik beitragen.

Für Verwaltungsdirektor Dr. Franz Hahn ist mit dem Bau die Gesamtanierung der Klinik nun weitgehend abgeschlossen. Nur noch einige ergänzende Maßnahmen sollen sich anschließen, die in den frei werdenden Bereichen realisiert werden können.

Über zwanzig Jahre fanden nun nahezu ohne Unterbrechung verschiedene Baumaßnahmen in der Klinik statt, alle mit dem Ziel, eine weitere Verbesserung und Zentralisierung der Arbeitsabläufe zu schaffen. Die große gemeinsame Leistung aller Beteiligten bestand darin, das hohe Niveau und die Qualität der medizinischen Versorgung über die Umbaujahre hinweg konstant gehalten zu haben. Dass dies gelungen ist, das zeigt auch die erst im September erfolgte Auszeichnung der Klinik mit dem proCum Cert-Zertifikat!



Die Neugeborenenstation: Zum Team der Station gehören zwei Ordensschwestern und dreizehn Mitarbeiterinnen im Tag- und Nachtdienst. Auf eine lange Berufserfahrung blicken die beiden Ordensschwestern zurück. Schwester Friedburga ist seit 1960, der Zeit der Eröffnung der Geburtshilfe, im Haus, und auch Schwester Rosalda verfügt über eine ähnlich lange Berufspraxis in der St. Josefsklinik. Die Station hat zwei Kinderzimmer, ein Stillzimmer, ein Familienzimmer, eine Milchküche, ein Stationszimmer und ein kleines Schreibzimmer. Nur das Pflegepersonal und die Mütter haben Zutritt zu den Kinderzimmern. Ziel der Arbeit ist es, die ersten Tage für die Mütter und Kinder so zu gestalten, dass ein möglichst guter Start ins Leben glückt. Eine nicht gerade leichte Aufgabe, wenn man berücksichtigt, dass etwa 900 Kinder jährlich in der Klinik geboren werden.



*Auf der Säuglingsstation
bei Sr. M. Irene*

Hebamme Schwester M. Hildeburga: „Seit 1977 arbeite ich als Hebamme in der Josefsklinik. Vielen Müttern durfte ich in der Stunde der Angst und Schmerzen beistehen. Die glücklichen Augen der Mutter, und oftmals die Tränen des Vaters, sind ein Zeichen des Glücks, ein Glück, das in Worten nicht auszudrücken ist.“

Technische Daten, Flächen etc.
Gesamtnutzfläche ca. 3140 qm
Untergeschoss: Zytologie, Technik, Sozialräume
Erdgeschoss: Tagesklinik, Chirurgie, allgemein
OG: Gynäkologie, allgemein
OG: Wöchnerinnenstation 22 Betten
OG: Wöchnerinnenstation 22 Betten
OG: Auditorium
Beton 3250 Kubikmeter
Stahl 350 Tonnen

Das Zertifikat

Im Rahmen einer Feierstunde erfolgt am Dienstag, 4. Januar 2005 die Übergabe der Zertifikatsurkunde an die St. Josefsklinik. Im neuen Auditorium haben sich zahlreiche Gäste und Mitarbeiter des Hauses eingefunden. Ein kurzer Wortgottesdienst mit den beiden Krankenhauseelsorgern Pater Burkhard und Pfarrerin Monika Wirthle erinnert die Besucher der Feier einleitend an die christliche Basis der Caritas, wie sie gerade in dieser Klinik lebt. Darüber handeln auch die anschließenden grundsätzlichen Gedanken des Verwaltungsdirektors Dr. Franz Hahn. Der Auftrag konfessioneller Krankenhäuser besteht auch darin, ein „Zuhause auf Zeit“ zu sein, damit sich die kranken Gäste seelisch geborgen und aufgehoben fühlen. So wird gelebte Caritas auch zu einem wichtigen Wettbewerbsvorteil. Dass in der Josefsklinik dieser Anspruch hervorragend erfüllt wird, ist der Grund für die hohe Auszeichnung nach proCum Cert und KTQ (Kooperation für Transparenz und Qualität im Gesundheitswesen). Die Josefsklinik hat über zwei Jahre hinweg auf diese Auszeichnung hingearbeitet. Es war ein nicht immer leichter Weg, der von allen Beteiligten ein hohes Maß an zusätzlichem Engagement erforderte. Die Hausoberin Sr. M. Florina, der Vorsitzende der Mitarbeitervertretung Bernhard Rinck und die hausinternen Qualitätsbeauftragten Ralph Klein und Barbara Oswald-Häg stellen diesen Prozess jeweils für ihren Aufgabenbereich noch einmal den Gästen vor. Dann überreicht Clemens Gattinger, Geschäftsführer von proCum Cert, die be-

gehrte Urkunde an das gesamte Haus. Im Eingangsbereich der Josefsklinik ist sie nun ausgestellt, wie das Leitbild ein sichtbares Gütesiegel für den Geist des Hauses und die hohe Qualität seiner menschlichen und medizinischen Dienstleistung.

März 2005: Eine Praxis für Pathologie wird unter dem Dach der Josefsklinik eröffnet. Dr. Michaela Nägele, die bereits in ihrer Praxis in Lahr für die Josefsklinik gearbeitet hat, sorgt nun dafür, dass raschere Entscheidungsgrundlagen geschaffen werden. Untersuchungsergebnisse von Gewebeproben liegen schneller vor und damit wichtige Ansatzpunkte zur weiteren Behandlung von Krankheiten. Die optimale Schnellschnittdiagnostik bewährt sich vor allem bei Eingriffen wie der Brust- und Bauchchirurgie, bei endoskopischen Untersuchungen des Magens oder des Dickdarms oder auch von Arthroskopien. Noch während der Operation weiß der Arzt, ob es sich um bösartige Anteile eines Tumors oder um einen gutartigen Befund handelt. Das ist entscheidend für den weiteren Operationsverlauf und erspart dem Patienten möglicherweise einen weiteren Eingriff. Auch die Untersuchung zytologischer Abstriche im Rahmen der Krebsvorsorgeuntersuchung wird in der Praxis durchgeführt.

Die zweite zweisprachige Dokumentation zum grenzüberschreitenden Austausch im Gesundheitswesen am Oberrhein wird präsentiert. Zusammengefasst sind darin die Beiträge mehrerer Symposien in den vergangenen zwei Jahren. Schwerpunkte waren: Grenzen und Chancen des medizinischen Fortschritts, die Probleme und Herausforderungen bei der Behandlung alter Menschen und die Fragen der Hygiene, Arbeitsschutz und Gesundheitsfürsorge.

Auszeichnung der Weltgesundheitsorganisation

Für die hochwertige medizinische und pflegerische Versorgung des „gesundheitsfördernden Krankenhauses“ erhält die Josefsklinik im April 2005 eine Auszeichnung der Weltgesundheitsorganisation WHO. Die Klinik ist die vierte Einrichtung in Baden-Württemberg und die einzige in der Ortenau, die als Mitglied in das Netz der „Gesundheitsfördernden Krankenhäuser“ aufgenommen wurde. Kennzeichen dieser Häuser sind nicht nur qualitativ hochwertige medizinische und pflegerische Versorgung, sondern auch gesundheitsfördernde Organisationsstrukturen zum Wohle der Patienten, der Mitarbeiter und der Umwelt. Hausoberin Sr. M. Florina meinte im Rahmen der Feierstunde zur Verleihung der Anerkennung: „Wir wollen uns

nicht auf diesen Auszeichnungen ausruhen, sondern sind bestrebt, künftig an der Sicherung und dem Ausbau des Erreichten weiterzuarbeiten.“

Ethik-Symposion

Wie mit dem Tod umgehen? Das vierte Ethik-Symposium im Rahmen der deutsch-französischen Krankenhaus-Kooperation Selestat – Offenburg (Interreg IIIA-Projekt) findet am 10. Mai 2005 in der Josefsklinik statt. Wie ist der Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden human zu gestalten? Ärzte und Pflegekräfte von deutscher und französischer Seite referieren über den täglichen Spagat zwischen Ethik und Recht. Fachkräfte medizinischer Einrichtungen, aber auch interessierte Laien nehmen an der kostenlosen Veranstaltung teil. In der abschließenden Diskussionsrunde wird von Teilnehmern und Referenten deutlich gemacht, wie wichtig die Kommunikation sowohl zwischen Ärzten und Pflegenden als auch Einrichtungen außerhalb der Klinik wie Sozialdiensten, Theologen und anderen ist. Größtes Problem auch hier: der Druck der Wirtschaftlichkeit, dem alle Kliniken durch das neue Abrechnungssystem unterworfen sind.

Mit dem 1. Juli 2005 beginnt die Kooperation der Klinik mit dem auf Neonatologie spezialisierten Kinderarzt Uwe Härle. So wird es möglich, trotz des Abzugs der sechs Intensivbetten an das Klinikum Offenburg weiterhin frühkindliche Notfallpatienten zu betreuen. Der Kinderarzt eröffnet im Haus eine „Zweigpraxis“. Dort können sämtliche Vorsorge-, Ultraschall- und weitere Untersuchungen durchgeführt werden. Auch wird künftig die Notfallversorgung der Neugeborenen von der Abteilung für Anästhesiologie unter der Leitung von Dr. Afflerbach übernommen. Der Leitende Arzt der Anästhesie verfügt aufgrund seiner früheren Tätigkeit am Universitätsklinikum Ulm als Oberarzt in der Kinderanästhesie und als Oberarzt in der Gynäkologie und Geburtshilfe über große Erfahrungen in der Betreuung von Frühgeburten. Durch diese miteinander sinnvoll verknüpften Maßnahmen ist es möglich, eventuelle „Problemfälle“ in der Josefsklinik zu halten und sie nicht an das Klinikum und die dorthin verlagerte Neonatologie abgeben zu müssen. Im April 2006 wird dann auch die integrierte Wochenbettpflege aufgenommen: die bisher praktizierte Trennung von Neugeborenen- und Wöchnerinnenpflege wird aufgehoben.

Ökumenisches Institut für Pflegeberufe

Ab Oktober 2005 bietet das erste Ökumenische Institut für Pflegeberufe eine integrierte Pflegeausbildung. Es ist eine Kooperation der St. Josefsklinik und des Paul-Gerhardt-Werks. Zweieinhalb Jahre hatten die beiden Institutionen daran gearbeitet, ihre Vision der integrierten Pflegeausbildung Realität werden zu lassen. Nun absolvieren die Auszubildenden in Gesundheits- und Krankenpflege (St. Josefsklinik) ihre ersten beiden Lehrjahre gemeinsam mit jenen im Fach Altenpflege (Paul-Gerhardt-Haus). Erst im dritten Schuljahr erfolgt dann die jeweilige Spezialisierung. Ein weiteres Angebot des Ökumenischen Instituts: begleitend zur Ausbildung kann auch die Fachhochschulreife erworben werden. Dafür wird zusätzlicher Unterricht in Deutsch, Mathematik und Englisch angeboten. Auch Hauptschüler können, ein einjähriges Praktikum und eine Mindestnote vorausgesetzt, diesen Weg einschlagen. Die qualifiziertere Ausbildung wird auch eine Aufwertung des Pflegeberufes in der Gesellschaft bewirken. Bis zu 180 Plätze werden im Institut nun bereitstehen für die Ausbildung in Gesundheits- und Krankenpflege, Altenpflege und Altenhilfe.

Der Kreißaal enthält ein weiteres Angebot für werdende Mütter: eine Gebärmutter, über der sich ein funkelnder Sternenhimmel ausdehnt. Ein schönes Symbol für jedes neugeborene Kind: ein neuer Stern erscheint am Firmament. Am 1. November weiht Pater Burkhard die Räume im Rahmen einer internen Feierstunde.

Für ihre langjährigen Verdienste rund um die Klinik wird Ingrid Fuchs, die Pflegedienstleiterin, am 29. Oktober 2005 mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt. Sie nimmt die Auszeichnung aus der Hand der Oberbürgermeisterin Edith Schreiner entgegen, im Namen aller, die in der St. Josefsklinik beschäftigt sind. Fröhlich schildert der ärztliche Direktor des Hauses, Prof. Dr. Jan Willem Siebers, den Alltag der beliebten Pflegedienstleiterin: „Ihr Trippel-Trappel-Schritt hält ihren Kreislauf fit!“ und „Kleine Koller machen sie noch wirkungsvoller!“ Bernhard Rinck, Vorsitzender der Mitarbeitervertretung: „Liebe Schwester Ingrid, wenn ich mir allein Ihr Engagement beim Erstellen unserer ureigensten Achse, nämlich unserem Leitbild, wieder vor Augen führe, dann wird klar, was Sie für unsere Einrichtung sind: Einer dieser Punkte, an dem wir, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, uns immer wieder orientieren und ausrichten konnten.“

Die Josefsklinik freut sich über die Augenärzte Frank Faude und Josef Schmidbauer, die ab dem 1. Dezember 2005 regelmäßig Sprechstunden und ambulante Eingriffe (für Selbstzahler



*Ingrid Fuchs,
Oberbürgermeisterin
Edith Schreiner*

und Privatpatienten) im Haus anbieten. Mit der Eröffnung der Frauenklinik waren die früheren Kreißsäle funktionslos geworden und boten sich für eine Umnutzung geradezu ideal an.

Am 17. November 2005 informieren sich die „Freunde der St. Josefsklinik“ wieder über die Arbeit und Ereignisse des vergangenen Jahres. Verwaltungsdirektor Dr. Franz Hahn gibt einen informativen Aus- und Rückblick. Dann stellen sich die neuen Belegärzte und Kooperationspartner dem Freundeskreis vor: Dr. Michaela Nägele (Pathologie), Dr. Uwe Härle (Kinderheilkunde), Dr. Wolfgang Stutz (Orthopädie), Dr. Wolfgang Bätz (Gefäßchirurgie); Prof. Dr. Schmidbauer, Prof. Dr. Faude (Augenkrankheiten).

Großes Interesse für die neue Entbindungsabteilung herrscht am Tag der offenen Tür am 19. November 2005. Scharen von Besuchern aus nahezu der gesamten Ortenau nutzen die Gelegenheit, sich zu informieren. Die Klinik genießt großes Vertrauen, aus manchen Familien kommt bereits die dritte Generation zur Entbindung hierher. Besonders interessieren sich die Besucher für die neue Geburtswanne; Wannengeburten nehmen an Beliebtheit stark zu.

Medizinisches Versorgungszentrum

Zum 1. April 2006 kann die Josefsklinik mit einer Aufsehen erregenden Meldung aufwarten: Zwei niedergelassene Offenburger Facharztpraxen, der Internist Dr. Joachim Schraeder und der Neurologe Dr. Michael Platz, arbeiten von nun an in der Klinik im Rahmen des Medizinischen Versorgungszentrums. Die Patienten werden vom Hausarzt überwiesen zu den Spezialisten, die fester Bestandteil des Klinikangebotes sind. Ein Tag der offenen Tür am 6. Mai findet großes Interesse.



Dr. Schraeder (3. v. l.) und Dr. Platz (2. v. r.) mit ihren Mitarbeiterinnen, rechts Verwaltungsdirektor Dr. Hahn

Dr. Joachim Schraeder über seine Verbindung mit der St. Josefsklinik:

„Bereits 1969 kam ich in die Josefsklinik, nämlich als Stationsarzt auf die Innere Abteilung zu Chefarzt Dr. Stump. Es war viel Verantwortung, aber auch viel Freude. Und wir hatten damals auch noch Zeit für uns. Unvergesslich sind mir die Begegnungen mit den Schwestern, etwa mit Schwester Rudisindis, einem wahren Rechengenie. Unvergesslich ist mir auch Schwester Maria Hugo: Ich fragte bei ihr, der Sekretärin von Dr. Stump, an, ob und wann ich zum Vorstellungsgespräch kommen könne. Sie meldete sich am Telefon als ‚Schwester Hugo‘, und ich dachte, sie hält mich zum

Narren. Hugo, das kann doch nur ein Mann sein. So verabschiedete ich mich dann von ‚Herrn Hugo‘, was sie höflich-freundlich und bestimmt richtigstellte: ‚Ich bin Ordensschwester‘. Das Vorstellungsgespräch in Offenburg war dann erfolgreich, nach intensiver Befragung stellte mich Dr. Stump am Ende des Gesprächs ein. Er fragte übrigens auch, welches Instrument ich denn spiele. Und er stellte gleich noch meine Frau ein, die damals auch eine Stellung als Ärztin suchte. Sie hatte es als ‚Freiburger Bobbele‘, als gebürtige Freiburgerin, leichter bei ihm mit der Bewerbung als ich.

Das Josefskrankenhaus besaß damals noch nicht die Zulassung zur Facharztausbildung in der Inneren Medizin, und so wechselte ich nach wenigen Jahren nach Singen, wo ich die Facharztausbildung beendete und danach als Oberarzt blieb, bis ich mir sagte: Ich mache eine eigene Praxis auf! So kam ich schließlich nach Offenburg zurück und mietete die Praxisräume in der Steinstraße. Damals war das noch eine lärmige, verkehrsreiche Durchgangsstraße, sie wurde aber bald zur Fußgängerzone. Und nun bin ich bereits 31 Jahre hier.

Etwa vor Jahresfrist kamen Ärzte und Verwaltung der St. Josefsklinik auf mich zu mit der Frage, ob wir, also die Klinik und die Praxis, nicht zusammen etwas Innovatives machen sollten. So geschah es schließlich: ich habe meine Praxis übergeben an das neue MVZ und arbeite dort nun als angestellter Arzt, zusammen mit meinen langjährigen Mitarbeiterinnen. Da ich zugleich Facharzt für Betriebs- und Sozialmedizin bin und Gutachter für die BfA, gehen auch diese Qualifikationen, ebenso wie die Reisemedizin, als Dienstleistung an das MVZ über.

Es ist eine kluge, zukunftsfähige Idee, die hier umgesetzt wurde, und sie ist ganz im Sinne unserer Patienten, die dort sehr gut versorgt sind. Auch für die St. Josefsklinik ist das MVZ enorm wichtig. Am 3. April 2006 starten wir nun in einem eigenen Gebäude mit diesem in Südbaden einzigartigen Modell, das viele Synergie-Effekte bieten wird. Für mich persönlich ist es ein wunderbarer Höhepunkt meiner beruflichen Tätigkeit, ein krönender Abschluss. Ich kann unbeschwerter, freier und ohne Druck als Arzt arbeiten.“

Am 7. April findet im Auditorium das fünfte Deutsch-Französische Ethik-Symposium statt. Zum Thema „Führungsethik“ spricht u. a. der Münchner Abt Dr. Johannes Eckert.

Und unter dem Motto „Fünfzig Jahre St. Josefsklinik“ steht ein Festakt, der am 15. Juli 2006 die erfolgreiche Geschichte und Gegenwart des Hauses würdigt und der St. Josefsklinik Mut macht für die Zukunft der Nächstenliebe.

Abschied von den Ärzten der zweiten Generation



Im Juni 2003 verlässt der Internist und Chefarzt **Prof. Dr. Jürgen Nolte** die St. Josefsklinik, in der er im April 1977 seine lange und erfolgreiche Arbeit aufgenommen hatte. Aus seiner Abschiedsrede:

„Ich selbst glaube an das Gute im Fortschritt, trotz allem. Das Wort von Augustinus in den confessiones ‚Alles Seiende ist gut‘ begleitet mich seit meinen Schulzeiten, es ist mein abgegriffenstes Buch. Augustinus hat viel zu tun mit dem Beginn der modernen Naturwissenschaften, er stand Pate, als Francesco Petrarca 1336 mühsam und als Erster den Mont Ventoux bestieg und – oben angekommen – ein Buch von Augustinus aufschlug. Dort stand 1000 Jahre früher geschrieben: ‚Und es gehen die Menschen zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahin fließenden Ströme und den Saum des Ozeans und die Kreisbahnen der Gestirne, und haben nicht acht ihrer selbst.‘

Wahrscheinlich gibt es nur wenige Generationen, denen es in Deutschland so gut ergangen ist wie der meinen. Wenn die Familie unbeschadet aus dem Krieg hervorgegangen war, ging es im Grunde nur aufwärts, wesentliche Beschränkungen gab es nicht. Ich habe nie vergessen, wie mein Vater nach zweijähriger Gefangenschaft meinen Geschwistern und mir drei getrocknete Pflaumen mitgebracht und uns damit eine riesige Freude gemacht hatte. Aus Dankbarkeit an meinen Vater könnte ich jeden Tag getrocknete Pflaumen essen.

Manche Wünsche der Jugend gingen in Erfüllung, einige habe ich mir noch aufgehoben, so wie es bei Schiller in Don Carlos heißt: ‚Sagen sie ihm, dass er für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird, nicht öffnen soll dem tödenden Insekten gerahmter besserer Vernunft das Herz der zarten Götterblume – dass er nicht soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit Begeisterung, die Himmelstocher, lästert.‘ (...)

Ich habe Ihre Geduld auf die Folter gespannt und möchte schließen. Mein Dank gilt Ihnen, Sr. Gebharda, und Ihren Mitschwwestern, für eine gute Zusammenarbeit, für Verständnis und Vertrauen während all der Jahre. Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Freunde. Dass Sie so zahlreich hierher gekommen sind, hat etwas mit der Achtung vor unseren Schwestern zu tun, die dieses Haus aufgebaut haben und dem Wort Ihres Gründers folgen, für die Nöte der Zeit da zu sein, wie es der Ordensstifter mit auf den Weg gegeben hat. Die Schwestern sprechen nicht viel darüber, sie tun!

Ich möchte mich bei allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hauses bedanken, die Arbeit hat Freude gemacht. Natürlich fällt es schwer aufzuhören. Ich bin mir aber sicher, dass jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Mit 65 ist es zu früh, mit 70 ist es zu spät.“

Chefarzt Dr. Thomas Rieseberg

„Ich kam bereits 1961 für zwei Jahre als Assistenzarzt zu Dozent Dr. Stump ins Josefskrankenhaus nach Offenburg. Das moderne Haus war gerade fünf Jahre alt. Es war mir schon seit meiner Freiburger Zeit bekannt, und wurde mir auch von einem Kollegen empfohlen. (...) Nach dem Studium und den ersten Jahren als Assistenz- und Oberarzt an verschiedenen Krankenhäusern kam ich 1975 wieder nach Offenburg zurück, diesmal zunächst als Oberarzt bei Dozent Dr. Stump bis 1977. In diesem Jahr des Ausscheidens von Stump übernahm ich dann mit Dozent Dr. Nolte gemeinsam die Innere Abteilung. Wir hatten dieses Modell ‚Zwei Chefarzte, keine Oberärzte‘ an anderen Häusern zuvor studiert gehabt und uns mit dem Träger schließlich dafür entschieden. Sicher, es war ein ungewöhnliches Modell, aber wir wollten den Patienten damit auch eine Wahlmöglichkeit anbieten, die in anderen Häusern nicht existierte. Natürlich standen uns Assistenzärzte zur Seite, denen wir die Ausbildung zum Facharzt anbieten konnten.

Die Beziehung zu den jungen Kollegen und zu den Schwestern kann als sehr herzlich beschrieben werden. Dieser gute Kontakt hat viel dazu beigetragen, dass wir stets nahe beim Patienten sein konnten. ‚Ihr seid das entscheidende Element in unserem Haus‘, sagte ich oft zu den Schwestern. Um ein Beispiel zu geben: Einmal wurde ein Patient eingeliefert, und ich stellte bald fest: Herzinfarkt. Die Schwester meinte, ja, das glaube sie schon, aber der Patient habe auch noch etwas mit dem Magen. Und siehe da, so stellte sich heraus, er hatte ein Magencarcinom. Sie hat das regelrecht ‚gerochen‘.

Chefarzt Dr. Stump war ein sehr genauer, exakter Arbeiter. Er gehörte zu jenen Ärzten, die große Erfolge aufzuweisen hatten bei einer aus heutiger Sicht eher geringen Ausstattung an medizintechnischen Geräten, weil z. B. Ultraschall und Fieberglasoptik für Endoskope gerade erst in der Entwicklung waren. Dafür besaß diese Ärztegeneration einen unbezahlbaren Erfahrungsschatz und umfangreiches Wissen. Die Zusammenarbeit mit den Chirurgen war ganz ausgezeichnet, was natürlich in erster Linie den Patien-



ten zugute gekommen ist. Wir waren (und sind) ein Haus der kurzen Wege. Akutfälle haben wir gemeinsam in zwei, drei Stunden gelöst. Manche Klinik braucht dazu länger! Dr. Kaiser, der damalige Chefarzt der chirurgischen Abteilung, war ein hervorragender Operateur, das haben wir noch nach Jahren feststellen können, wenn ein Patient wieder in die Klinik kam und wir Kaisers Operationsergebnisse sahen. Diese gute Zusammenarbeit habe ich unter seinem Nachfolger Chefarzt Dr. Stumpf noch wesentlich intensivieren und vertiefen können.

Als erste Maßnahme baten wir unter meiner ärztlichen Leitung darum, eine Röntgenabteilung im Haus einzurichten, was dann auch geschah. Sie wurde Herrn Chefarzt Dr. Baumeister anvertraut, mit dem sich eine überaus fruchtbare Zusammenarbeit in diesen Jahren entwickelte, was für das ganze Haus sicher ein sehr großer Gewinn war. Bald stellte sich heraus, dass das Haus mit den damaligen baulichen Strukturen nicht in die Zukunft geführt werden könnte, dass also Maßnahmen einer Sanierung und Modernisierung dringend erforderlich waren. So mussten Anträge in Stuttgart beim Sozialministerium gestellt werden. Ich als ärztlicher Direktor fuhr – begleitet von der Generaloberin Mutter Angela, manchmal auch vom Weihbischof Gnädinger und der Hausoberin Schwester Leonilla u. a. – häufig nach Stuttgart ins Sozialministerium, um unsere Pläne zu besprechen und die Baugenehmigung zu erhalten, aber auch, um finanzielle Unterstützung zu erbitten. Dort hörten wir allerdings auch gelegentlich geradezu groteske Dinge von den zuständigen Beamten, etwa angesichts eines Bauplanes: Da ist ja noch im Verwaltungstrakt Raum vorhanden, da könnte also noch ein Patientenzimmer eingerichtet werden! Dies hätte bedeutet, dass die Kranken von den Schwestern der weit entfernt liegenden Station nicht hätten betreut werden können. Nicht nur hier, sondern auch in vielen anderen Bereichen musste ich in meiner ärztlichen Tätigkeit erleben, dass Personen und Institutionen auch in spezifisch ärztliche Bereiche hineinreden und zu bestimmen haben, obwohl sie weder Ahnung noch Kompetenz besitzen. In Anlehnung an das berühmte Wort muss man sagen: ‚Wir leben unter dem Diktat der Inkompetenz!‘

Eines Tages erhielten wir die Zuschusszusage für einen neuen OP. Doch das Geld hätte nur für eine kleine Lösung (d. h. einen gynäkologischen OP) gereicht, niemals jedoch für eine Sanierung aller operativen Einrichtungen des Hauses. So musste man schweren Herzens auf dieses Geld verzichten und in Stuttgart weiter darum kämpfen, um eine Zusage zur Sanierung des ganzen Hauses zu bekommen. Es war die richtige Entscheidung, wie sich bald herausstellte. Und so wurde die große Lösung dann auch realisiert, mit Geldern aus Stuttgart. Aber auch, das muss deutlich hervorge-

hoben werden, mit einem sehr hohen Eigenanteil der Schwestern vom Mutterhaus in Gengenbach. Ein entscheidendes Verdienst hatte dabei die damalige Generaloberin Mutter Angela, die nicht nur den Weitblick, sondern auch den Mut hatte, dieses Riesensprojekt der Sanierung, der Modernisierung und der verschiedenen Neubauten im St. Josefskrankenhaus in Angriff zu nehmen. Einen großen Anteil hatte auch die Hausoberin Schwester M. Leonilla, die mit ihrem Sachverstand, ihrer Umsicht und ihrer Herzengüte alle motivieren konnte: Ärzte, Schwestern, Mitarbeiter/-innen, Bauleute, aber auch Patienten, denn alle Arbeiten mussten ja bei laufendem Betrieb durchgeführt werden.

Dennoch: vieles von dem, was im Lauf der Zeit für das Haus erreicht wurde, ist letztlich nur den Gebeten der Schwestern zu verdanken. Denn unter realistischer Blickweise war es bei manchem Projekt sehr unwahrscheinlich, dass es verwirklicht werden könnte.

Wenn wir die Schwestern von einer neuen Technik oder Apparatur überzeugen konnten, haben wir es auf schnellem, unbürokratischem Weg erhalten, das erste Ultraschallgerät von Siemens beispielsweise. Wir haben übrigens das Mutterhaus, davon bin ich überzeugt, in keinem Fall schlecht beraten. Die Anschaffungen haben sich immer bewährt. Und bei unserem Technischen Leiter Herrn Struck haben wir bei unseren Wünschen auch immer den nötigen Rückhalt gefunden. Struck war und ist übrigens ein phantastischer Mann: er hat sich bei vielen Firmen, von denen wir Geräte kaufen, ein Diplom erworben, das ihn zur Pflege und Wartung der Geräte in eigener Regie berechtigte. Damit hat die Klinik die hohen, regelmäßigen Wartungskosten stark reduzieren können.

Die Patienten waren uns sehr treu und kamen immer wieder. Das erwies sich für uns, aber auch für sie selbst als großer Vorteil. Denn so konnte man ihre individuelle Krankheitsgeschichte viel besser verfolgen. Übrigens auch deshalb, weil bei uns die Unterlagen lange aufbewahrt wurden. Somit war es möglich, z. T. auch nach 30 Jahren das EKG eines Patienten zurückzuverfolgen.

An Patienten habe ich viele Erinnerungen. Zur Illustration vielleicht nur diese eine: Im Kinderzimmer der Chirurgie sorgte sich Sr. M. Margitta liebevoll um ihre Kleinen. Immer hat sie von ‚meinen Bübchen‘ gesprochen. Ein kleiner Junge bekam einmal eine Spritze und wollte unbedingt danach ein Pflaster auf die Einstichstelle. Schwester Margitta ahmte das kindliche Begehren köstlich nach und sagte: ‚Schwester, will e Lässerle habe!‘

Ich habe in meiner ärztlichen Praxis im Patienten immer den ‚ganzen Menschen‘ gesehen, ihn also nie lediglich als Fall gesehen. Schon zur damaligen Zeit nahm das medizinische Wissen in wenigen Jahren um ein Vielfaches zu. Auch der Spezialist konnte

(und kann) in seinem Fachgebiet kaum den Überblick behalten, geschweige denn alles lesen und wissen. So habe ich mich bemüht, nach vielen Richtungen die Fühler auszustrecken, Kontakte zu möglichst vielen Fachdisziplinen und Spezialisten aufzubauen und zu pflegen. Dies gilt auch für die großen Pharmafirmen. Dabei ist der direkte Kontakt und das kollegiale Gespräch sowie der individuelle Rat das Entscheidende gewesen. Internet gab es ja noch nicht. Aber ich würde wohl auch heute den persönlichen Kontakt der anonymen und unpersönlichen Institution (wer steckt eigentlich dahinter?) vorziehen. So hatte ich natürlich Kontakte zu den umliegenden Krankenhäusern, der Universität Freiburg, aber auch nach Heidelberg, Tübingen, Karlsruhe, Stuttgart, schließlich auch ins nahe ‚Ausland‘ Straßburg, Basel, Zürich.

Als negative Entwicklung in der Medizin der letzten Jahre stellt sich für mich das ausufernde Dokumentationssystem dar, das heute 30–50% der Schwesterntätigkeit ausmacht. Es wird ein riesiger bürokratischer Aufwand getrieben. Alles muss gegengezeichnet werden. Und es besteht die Gefahr, dass sich auch fachfremde Einflüsse bemerkbar machen.

Ich arbeitete als leitender Arzt in der St. Josefsklinik von 1977 bis 1999. Mein Abschied vollzog sich im Rahmen einer schönen, liebevoll gestalteten Feierstunde, die mich sehr bewegt hat. Beziehungsvoll war das Geschenk, das mir die Schwestern in den Ruhestand mitgegeben haben: eine Statue des Hl. Josef. Aber auch von den Kollegen, den freien Schwestern und den anderen Mitarbeitern wurde ich mit sehr sinnigen Geschenken bedacht, an denen ich auch heute noch größte Freude habe. Ein Rosenstock blüht immer noch!“

Generaloberin Sr. M. Gebharda würdigte in ihrer Verabschiedung den scheidenden Chefarzt: „Ihre besondere Fürsorge galt, neben Ihrer Tätigkeit in der Inneren Abteilung, den Ordensschwestern. Sie haben vielen Schwestern über Jahre Ihr ärztliches Können, Ihre fachliche Kompetenz und Ihre menschliche Zuwendung geschenkt. Und Sie haben nie auf die Uhr geschaut, wenn diese Ihrer Hilfe bedurften. Im Namen dieser Schwestern darf ich Ihnen dafür von Herzen danken!“

Und Prof. Nolte meinte zum Abschied seines Kollegen Dr. Rieseberg: „Ihre Tätigkeit als Arzt war geprägt durch Ihr Können, Ihre große Erfahrung (Sie hätten ja noch fast die Bedingungen für einen chirurgischen Facharzt erfüllt) und Ihre gütige Zuwendung zu den Patienten. (...) Was verdanke ich Ihnen? Das gemeinsame Tragen der Inneren Abteilung auf vier Schultern, viele Ratschläge und viele Gespräche über Patienten, über

schwierige Diagnosen, belastende Therapien, Personalentscheidungen, Besprechung von Strukturfragen der Klinik. Und ich verdanke Ihnen die schnellste Fahrt mit einem Peugeot 504 entlang der Grasnarben einer schmalen Landstraße ...“

Der Vertreter der Mitarbeiter Bernhard Rinck: „Mehr als dreißig Jahre haben Sie mit Ihrer ruhigen und ausgleichenden Art dem franziskanischen Geist immer wieder Raum geschaffen. Mit Ihrer Hilfe schafften wir Mitarbeiter es immer wieder, kleine und große Probleme im Sinne einer funktionierenden Dienst- und Arbeitsgemeinschaft zu lösen, die bestrebt ist, das Wesentliche nicht aus dem Blick zu lassen: die Arbeit mit und für die Patienten!“

Dr. Ludger Baumeister, Leiter der Röntgenabteilung, war vom 1. Mai 1977 bis April 2001 in der Josefsklinik tätig. Er war über einen Hinweis von Prof. Dr. Nolte, mit dem er bereits an der Freiburger Universitätsklinik gearbeitet hatte, nach Offenburg gekommen.



„So habe ich mich dann hier beworben, unter anderem auch deshalb, weil ich gerne hier im Süden bleiben wollte. Natürlich war die Abteilung erheblich kleiner als in Freiburg, wo ich als Assistent und später als Oberarzt gearbeitet hatte. Zudem waren die Geräte veraltet. Auch die Klientel der Patienten war eine gänzlich andere, und ich fühlte mich anfangs durchaus etwas unterfordert. Eine Röntgenschwester und eine Arzthelferin standen mir zur Seite, Schwester Hortulana war die Seele unserer Abteilung. Bei der Gelegenheit erinnere ich mich gerne an eine erste Begegnung mit meinem chirurgischen Kollegen: Schwester Hortulana zeigte mir gerade die Abteilung, als Dr. Kaiser hereinkam. Ich stellte mich ihm vor, allerdings ohne Nennung meines Dokortitels. Leutselig meinte er: Sie sind der neue Pfleger?“

Meine Stelle als Leiter einer Röntgenabteilung war neu eingerichtet worden, war also die erste Röntgenologenstelle überhaupt des Hauses. Zuvor waren diese Arbeiten der Inneren Abteilung zugeordnet gewesen und von Dr. Stump ausgeführt worden. Ich habe seinerzeit im 1. Funktionsbau A angefangen – im Jahr 2005 wurde Bau J eingeweiht! Ständig wurde die Klinik erweitert. Überhaupt zeigte der Orden als Träger der Klinik stets eine große Opferbereitschaft. Er hat das Haus immer in hervorragendem Zustand gehalten, und ließ es nie veralten, um sein franziskanisches Ideal der Hilfe zu verwirklichen!

Er war auch immer sehr großzügig mit Investitionen und hat umgehend die von mir vorgeschlagenen notwendigen neuen Geräte

angeschafft: Bildverstärker-Fernsehkette und Schichtgeräte, die Vorläufer der Computertomographie usw. Dabei stellte sich bald ein großer Unterschied zur Freiburger Klinik heraus: Hier lief nämlich alles über den kleinen Dienstweg ohne große Diskussionen, während man in Freiburg immer auch in Konkurrenz zu anderen Abteilungen den langen Verwaltungsweg einschlagen und den Investitionswunsch verteidigen musste. Ein Jahr arbeitete ich allein, dann erhielt ich einen Assistenten. Diese personelle Ausstattung blieb dann so bis zu meinem Ausscheiden. Allerdings hatte ich auch gelegentlich Kollegen, die im Rahmen ihrer Facharztausbildung in einer Röntgenabteilung arbeiten mussten.

Der christliche Geist unseres Hauses zeigte sich in vielen Punkten. Eine kleine Beobachtung mag das unterstreichen: Im früheren Haupteingang saßen um die Mittagszeit immer auch ein, zwei ‚Hamberle‘, also Stadt- und Landstreicher, die dort von den Schwestern etwas zu essen bekamen! Und bei Ausflügen der leitenden Angestellten besuchte man gelegentlich eine Kapelle, hielt inne für ein paar Momente der Besinnung. Den Josefstag am 19. März feierten die Schwestern auch für uns Weltliche in sichtbarer Weise, und sie legten dazu ihr Festtagsornat an. Alltäglich gingen sie frühmorgens in die Kapelle, und sie waren auch zwischendurch in regelmäßigen Abständen für kurze Zeit dort, um ihre Stundengebete zu verrichten. Ansonsten haben sie dauernd in ihren Abteilungen gearbeitet mit unzählbaren Überstunden.

In der Klinik gab es überwiegend lange Bleibezeiten beim Personal. Die Arbeitsverhältnisse waren von vornherein eher auf Dauer angelegt. Auch mein Vertrag war zeitlich festgelegt von 1977 bis 2001, also bis zu meiner Pensionierung! Das beweist, welch großes Vertrauen auf beiden Seiten herrschte!“

In seiner Abschiedsrede am 27. April 2001 fasst Dr. Baumeister noch einmal die Zeit in der Klinik zusammen.

„Mein besonderer Dank geht auch an Herrn Struck, ohne dessen Organisationstalent, Fachwissen und nimmermüden Einsatz der Aufbau der Röntgenabteilung bis zu ihrer jetzigen Form nicht möglich gewesen wäre. Mit dem Eingeständnis, dass mir der Abschied nicht leicht fällt, verbinde ich meine aufrichtigen Wünsche, dass die St. Josefsklinik wie bisher ein Ort bleibt, in dem die Patienten sich wohl fühlen und die Mitarbeiter auch bei allen Sparmaßnahmen noch mit Freude und möglichst wenig Frust ihrer Arbeit nachgehen können.“

Sein Kollege, der ärztliche Direktor Dr. Jan Willem Siebers, widmete ihm sogar eine Hymne, die mit den Worten schloss:

*Nun geht er fort,
die Lichtgestalt am Röntgenort.
Er wird uns dort ganz sicher fehlen,
für unser Haus war er ein Segen.
Ich fühl' es tief in meinem Herzen,
wir können Sie nur schwer verschmerzen.
Am Ende möchte ich herzlich danken
Im Namen aller, auch der Kranken!*

Dr. Alexander Stumpf

22 Jahre hat Dr. Alexander Stumpf die Chirurgie der Klinik als Chefarzt geleitet, am 1. April 2001 tritt er in den Ruhestand ein. Er hat in den Jahren seines Wirkens den guten Ruf der Chirurgie weithin gefestigt und den Ausbau engagiert vorangetrieben. Im Jahr vor seinem Ausscheiden wurden in der Josefsklinik 1200 große Operationen und 4500 chirurgische Eingriffe vorgenommen. In ihren Abschiedsworten geht Generaloberin Schwester Gebharda auf das alte biblische Bild von Gott als dem Arzt ein, und sie sieht hinter der helfenden Hand jedes Arztes Gottes Wirken. Durch seine Hand geht Gott gegen die Mächte an, die krank machen, Unheil bringen, das Leben verderben. „Auch Sie, verehrter Herr Dr. Stumpf, dürfen mit Recht sagen: Durch meine Hände hat Gott an den Menschen,



*Dr. Stumpf, Sr. M. Gebharda,
Dr. Hügel*

an vielen Menschen gehandelt. Durch meine Hände ist vieles heil geworden, was krank war. Sie waren immer und sofort da, wenn Sie gebraucht wurden, wenn Menschen in Not waren. Dafür möchte ich Ihnen von Herzen danken.“

Ein chirurgisches Symposium in der St. Josefsklinik aus Anlaß der Verabschiedung des Chefarztes war der offiziellen Feier am 24. März vorausgegangen

Die Nachfolge von Dr. Stumpf tritt Dr. Bernhard Hügel an. Schwerpunkte seiner Tätigkeit sind neben dem gesamten Spektrum der Allgemein- und Unfallchirurgie besonders die Visceralchirurgie (Bauch- und Darmchirurgie), Schilddrüsenchirurgie, Proctologie (Behandlung von Erkrankungen des Enddarms, Haemorrhoiden etc.). Die Minimal-invasive Chirurgie wird unter seiner Leitung besonders ausgebaut und gelehrt. Diese Schlüsselloch-Chirurgie der kleinen Schnitte arbeitet mit Endoskopen und winzigen chirurgischen Instrumenten.

VIII. Einblicke, Rückblicke

Die Küche

Sr. Adelholda (Chile, 21.9.2005) über die Anfänge in der Küche

„Wenn ich mich recht entsinne, kam ich am 19. April 1956 nach Offenburg. Der Anfang war sehr schwer, arm und hart. Wir hatten praktisch nichts. Die Küche war in einer Bauhütte untergebracht und hatte einen kleinen Holzherd. Die Arbeiter waren sehr aufmerksam und brachten uns Holz und Wasser; ein Wasseranschluss bestand noch nicht. Zusammen mit Schwester Clemens, die eine Woche später kam, kochten wir das Essen für die Schwestern, Novizinnen und Postulanten, die im Haus putzten. Das ‚Rohmaterial‘ dazu bekamen wir vom Mutterhaus in Gengenbach. Mehr als einmal vergaßen die ‚Mutterhäusler‘ uns etwas zu schicken und so blieben wir ohne Essen den ganzen Tag. Telefonanschluss gab es auch keinen. In unserer Not suchten wir Brennnesseln und kochten diese als Spinat und eine Pfarrersfrau brachte uns Kartoffeln, sodass wir nicht hungern mussten. Einmal, ich erinnere mich genau, kam Herr Superior Schuh mit einer Schwester, um das werdende Krankenhaus zu besichtigen. Als es ihr plötzlich schlecht wurde, bat Herr Superior Schuh um ein Gläslein Rotwein. Wir hatten es nicht. Dann bat er um etwas Milch; wir hatten keine. Dann bat er um ein wenig Brot. Wir hatten keines. Da fragte er



erstaunt: Ja, von was lebt ihr denn?' Von diesem Tag an kamen pünktlich die Lebensmittel vom Mutterhaus und es wurde mit dem Essen etwas besser.

Es fehlte auch sonst an allem, an Geschirr, an Besteck, an Stühlen usw. Schwester Clemens und ich aßen in der ersten Zeit aus einem Teller. Auch hatten wir keine Toiletten und mußten im Bedarfsfall zu Nachbarn gehen, die sehr nobel waren und uns gerne diesbezüglich aushalfen. Dem Baumeister Wacker fiel das auf und er ließ uns ein ‚Häuschen‘ in den Hof stellen, das von einem Arbeiter bewacht werden mußte, damit uns niemand etwas antun konnte.

Eines Tages kam Mutter Stanislawa mit Schwester Domitia, um sie als Oberin einzusetzen. Sr. Domitia wurde direkt übel bei dem Gedanken, hier vorstehen zu sollen, wo es an allem fehlte. Wir trösteten sie: ‚Haben Sie keine Bange, wir helfen alle zusammen!‘ Sie kam dann jeden Abend zu uns in die Küche, als wir den kärglichen ‚Küchenzettel‘ zusammenstellten. Es ging fast immer auf Mitternacht zu und um vier Uhr standen wir wieder auf. Durch Generalvikar Hirt, der uns ab und zu besuchte, bekamen wir dann ein Mädchen für die Küche. Ganz langsam normalisierte sich die Situation.

Diese erste, schwere Zeit im Offenburger St. Josefskrankenhaus war für mich eine gute Vorschule für Chile.“



„Es war viel Arbeit. Aber es war schön, die ganzen 45 Jahre!“

Schwester M. Viktorina war bereits als Diätassistentin von April 1959 an in der Küche der St. Josefsklinik tätig. Nach 45 Jahren gab sie im Februar 2004 die Arbeit, zuletzt als Leiterin der Küche, an die nachfolgende Generation ab.

„Aus Niederhof bei Säckingen gebürtig, trat ich im April 1955 in den Orden der Franziskanerinnen in Gengenbach ein. Ein lang ersehnter Wunsch ging für mich in Erfüllung. Gengenbacher Schwestern waren mir von Kindheit an vertraut. Auch eine Schwester meiner Mutter war im Orden und arbeitete in einem Studentenheim in der Küche. Als ich kaum 16 Jahre alt war, durfte ich zu meiner Tante, um das Kochen zu erlernen. Diese Arbeit machte mir viel Spaß und Freude.

Bei meinem Eintritt in den Orden wußten meine Vorgesetzten bereits von meinen beruflichen Interessen. So durfte ich im April 1957 die zweijährige Diätfachschule in Köln-Hohenlind besuchen. Im März 1959 bestand ich das Examen als Diätassistentin und kam danach gleich in unser St. Josefskrankenhaus. Hier konn-



Weihnachtsbuffet der
Küchenschwestern Sr. Viktorina,
Sr. Rosalia, Sr. Adalburga (v. l.)

te ich ein schönes und vielseitiges Arbeitsgebiet antreten: die Diätküche, worauf ich mich richtig freute. Trotzdem war es ein rechter Sprung ins kalte Wasser. Gottlob konnte meine Vorgängerin Sr. M. Adelholda (auch Diätassistentin) noch 3 Wochen mit mir arbeiten, sodass ich besser schwimmen konnte.

Der Küchentrakt war eingeteilt in Vollkostküche, Diätküche, kalte Küche, dann die Gemüsevorbereitung und eine Spülküche. Ich übernahm die Diätküche und bekam noch eine fleißige und lustige Schwester, die Sr. Rosalia! Wir hatten die Aufgabe und Verantwortung für die Zubereitung sämtlicher Diätkostformen, d. h. für alle, die eine spezielle Diät verordnet bekamen. Es waren täglich 120–130 Patienten, die eine Diät oder mindestens eine leichte Kost erhielten.

In der Vollkostküche waren 2 Schwestern sowie 2 Küchenhilfen tätig. Sie waren zuständig für die Zubereitung der Normal- oder Vollkost für zirka 30–40 Patienten, 40–45 Ordensschwestern, Ärzte und Pflegepersonal, zusammen etwa 100–120 Personen. Täglich haben wir uns um einen guten Arbeitsablauf bemüht und abgesprochen und einander, wenn nötig, Hilfe angeboten.

Ein großer Gemüsegarten gehörte auch zum Krankenhaus, der von zwei Schwestern angepflanzt wurde. Es gab viel Salat, Bohnen, Möhren, sehr viel Tomaten, rote Beete, jeden Tag frische Petersilie und Schnittlauch aus diesem Garten. Kleinere Mengen an Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren. Reklamationen von Patienten betreff Essen usw. hatten wir Gottlob wirklich keine. Im Gegenteil kamen öfters kleine und größere Dankesbriefe und Grüße, worüber wir uns immer freuten.

Hier ein Text, den uns ein Patient, der bekannte christliche Lehrer und Schriftsteller Heinrich Spaemann (1903–2001), einmal zukommen ließ:

„Dank an die Küche! Ein Gast der Küche in Ihrer Klinik möchte Ihnen danken. Durch Sie habe ich etwas Neues in meinem Leben gelernt: Maler und Bildhauer erfreuen den ganzen Menschen mit Leib, Seele und Geist durch das Auge, Dichter und Komponisten durch das Ohr. Ihnen gelingt ähnliches durch die Weise, wie Sie Ihren Gästen das Mahl zubereiten und den Tisch decken. Auch in Ihrem Bereich gibt es ein Kunstwerk mit seinen drei Merkmalen: wahr, gut und schön. Wahr: An Ihrem Tisch gibt es nichts durch Chemie und Industrie Verfälschtes und Geschöntes. Gut: Aus Ihrer Küche kommt, was dem Wohl des Gastes dient. Schön: Was ein Kunstwerk ausmacht, ist über das Wahre und Gute hinaus ein Glanz des Schönen, den man über die Stunde der Wahrnehmung hinaus unwillkürlich auch in das Ganze des Tages oder Lebens mitnimmt. Dazu gehört das Moment des Erfinderischen und Überraschenden, Originellen und der Frische, der neue Einfall. Das alles gilt für die Art der Zubereitung und Zusammenstellung Ihrer Gerichte. Sie ist subtil, nuancenreich, nie grob und flach, nie bloß Rezept, immer anders und neu. Als ich an Ihren Tisch kam, habe ich auf die Kunst Ihrer Küche zunächst nicht besonders geachtet, weil mir der Bereich des Essens und Trinkens im allgemeinen relativ gleichgültig ist. Sie haben mir deutlich gemacht, daß man auch mit der Kunst der Küche, wenn sie so gemeistert wird wie die Ihre, der Lebensfreude, also dem Leben im Ganzen, nachhaltig zu dienen vermag. Dafür danke ich.“

Patienten, die sehr krank und ohne Appetit waren, habe ich angerufen, meistens tagelang, und kleine Vorschläge gemacht wie: ein kleiner Pfannenkuchen mit Obst oder Marmelade, selbst gemachte Spätzle und Kompott, und sehr oft wurde eine gute Bouillon mit Ei oder Einlagen verlangt oder gewünscht und anderes mehr.

Herr Chefarzt Stump kam öfters in die Küche und wollte sehen, wie es geht, ob alles gut geht, oder ob wir Fragen haben usw. Er legte immer großen Wert auf gut zubereitetes und schön portioniertes Essen für seine Patienten. Das war auch unser aller Bestreben, allen Patienten die ihnen verordnete Diätkost oder auch Normalkost geschmackvoll und verträglich anzubieten. Auch der Nachfolger von Dr. Stump, Herr Dr. Rieseberg, ein menschlicher und gütiger Arzt und Chef, legte großen Wert auf gut verträgliches Essen und besonders auf eine sorgfältige Durchführung aller Diätverordnungen.

Ein Sprichwort sagt: Die Liebe geht durch den Magen und auch das Auge muss was haben. Dazu eine wahre Begebenheit aus einem ordenseigenen Krankenhaus: in den 50er-Jahren war ein Krankenhaus mit einem schönen Festgottesdienst eingeweiht wor-

den. Danach wartete die Schwester Oberin auf den Bischof und sagte etwas eilig: ‚Exzellenz, jetzt gehen wir gleich in den OP.‘ Der Bischof entgegnete: ‚Nein, nein, Sr. Oberin, zuerst gehen wir in die Küche. Denn essen müssen alle Leute, aber nicht alle müssen operiert werden!‘ Somit kommt nach der Kapelle – die Küche, nicht der OP!

Wenn Chefarzt Kaiser am Sonntagvormittag nach seinen Patienten schaute, kam er öfters noch kurz in die Küche. ‚Guten Morgen‘, rief er laut, ‚ich bringe Euch einen Karton voll Dankesgrüße von meinen Patienten für das gute Essen! Was gibt es denn heute? Was kocht Ihr?‘ Er war ein einfacher ansprechbarer Chefarzt und wir freuten uns. Als dann später der Tag des Abschieds kam, zuerst Chefarzt Stump und etwa anderthalb Jahre später auch Dr. Kaiser, waren wir alle sehr traurig. Es gab viel Tränen und Herzeleid für alle.

Im Jahre 1961 konnte der erste Erweiterungsbau für die Gynäkologie und Geburtenabteilung eröffnet werden. Da galt es für uns umzudisponieren, und auch einige Neuanschaffungen wurden notwendig. Die Zahl der Patienten stieg in der Diätküche auf 160–170 und die Zahl der Normalkost auf 40–50 Personen. Nach kurzer Zeit haben wir immer deutlicher gemerkt, dass es mit dem Platz in der Diätküche täglich enger wird und dass es auf Dauer nicht mehr tragbar war. Wir machten uns immer Gedanken, was könnte man ändern? Aus Spaß und Ernst hatten wir uns einen Mini-Umbau geplant mit einem größeren Herd, einem größeren Wärmeofen und einer Tabletrutsche zum Runterklappen, das wurde unser ‚Fließband‘. Mutter Stanislawas zeigte Verständnis, da die Diätküche ja nur für etwa 80 Patienten ausgerichtet war. Es wurde ein Küchenplaner bestellt und unsere berechtigten Wünsche gingen in Erfüllung.

Zur selben Zeit gab es auch personelle Veränderungen. Sr. Clemens wurde noch als Diätassistentin bei uns eingesetzt und Sr. Rosalia kam ins Mutterhaus und durfte ein Jahr später auch die Diätfachschule in Köln-Hohenlind mit gutem Erfolg besuchen. Nach 2 Jahren kam sie wieder zu uns, und Sr. Clemens übernahm im Krankenhaus Forbach die Küchenleitung.

Im Jahr 1972 ging Sr. Fraterna aus Alters- und gesundheitlichen Gründen in den wohlverdienten Ruhestand. Sie kam täglich zu einem kurzen Plauderstündchen oder einer Tasse Kaffee zu uns. Das waren immer sehr schöne Minuten. Von 1972–1999 übernahm ich dann die Verantwortung für den ganzen Küchenbereich.

Im Jahr 1976 kam Sr. Adelburga zu uns in die Völlkostküche, und im April 1985 haben wir den ersten Koch eingestellt, er war 16 Jahre bei uns.

Bei den laufenden Sanierungs- und Erweiterungsarbeiten im Krankenhaus wurde auch eine neue moderne Küche geplant und gebaut. Dank der guten Kooperation mit dem Verwaltungsdirektor Dr. Hahn und dem technischen Leiter Herrn Struck durften wir bei der Einrichtung und Anschaffung sämtlicher Geräte unsere Wünsche und Vorstellungen einbringen.

Im November 1988 bekamen wir den ersten Computer zum Erlernen, und im Februar 1989 haben wir ihn in der alten Küche eingesetzt. Unter großem Zeitaufwand haben wir gottlob vorher die Menükarten zusammengestellt und von der Firma Orga-Card anfertigen lassen. Das war eine wichtige Vorbereitung und nachher eine spürbare Erleichterung.

So konnten wir im Februar 1991 von den alten Räumlichkeiten in eine größere, modern und praktisch eingerichtete Zentralküche umziehen. Mit dem ganzen Team freuten wir uns über das gelungene Werk.

Im Januar 1999 hat Sr. Adelburga die Aufgabe der Küchenleitung übernommen und Sr. Viktorina war zuständig im Küchenbüro, Sr. Rosalia war für die Diätabteilung weiterhin zuständig und verantwortlich bis zum Oktober 2003.

Bedingt durch den immer größer werdenden Schwesternmangel wurde Sr. Rosalia nach Freiburg in ein Studentenheim versetzt als Oberin und tüchtige Organisatorin. Diese Zeit war unendlich schwer für uns alle. Sr. Rosalia und Sr. Viktorina waren 42 Jahre zusammen und Sr. Adelburga 27 Jahre. Drei Monate später kam auch nach 45 Jahren Tätigkeit im St. Josefskrankenhaus die Versetzung. Ich zog um nach Gengenbach in das Haus Bethanien, um dort nochmals die Leitung der Küche zu übernehmen.

Sr. Adelburga ist jetzt als Ordensschwester allein mit ihren guten Mitarbeitern. Zwei hat sie noch dazu bekommen, einen Koch und eine Diätassistentin. Es sind jetzt zwei Köche, zwei Köchinnen, eine Diätassistentin und lauter langjährige gute Mitarbeiterinnen dort tätig. Sr. Adelburga hat nun eine große Aufgabe zu bewältigen, gebe Gott ihr die nötige Kraft und Gesundheit dazu.

Sr. Rosalia und ich sind dankbar, dass wir die vielen Jahre hier zusammenarbeiten durften. Es war eine sehr schöne Zeit, die wir nicht vergessen werden und an die wir oft, gerne und dankbar zurückdenken.

Sr. Adelburga und allen ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wünschen wir weiterhin alles Gute, Gesundheit und frohes Arbeiten.“

Die Verwaltung

Ein wichtiger Ort in jeder Klinik ist die Verwaltung. Hier wird über die Wirtschaftlichkeit des „Unternehmen Krankenhaus“ gewacht. Die Leitung dieser Abteilung ist ein verantwortungsvoller Posten, den der Träger, die Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu, bis auf den heutigen Tag glücklicherweise von Beginn an immer bestens besetzen konnte.

Schwester Ortraud kam 1964 in das Josefskrankenhaus, zunächst zur Pforte, dann ab 1966 als Unterstützung zu Sr. M. Rudisindis, die seit 1956 die Verwaltung des Hauses allein betrieb und aufgebaut hatte. Dort ist Sr. Ortraud, eine gelernte Industriekauffrau, seither ununterbrochen in der Finanzbuchhaltung tätig. 1979 erhielt sie dabei erstmals Unterstützung durch eine „freie“ Mitarbeiterin. Heute (2006) arbeiten hier 20 Fachfrauen und -männer, einschließlich Pfortenpersonal. Sr. Ortraud erinnert sich gerne und lebhaft an die Anfänge in der Verwaltung:

„Ich habe nach gründlicher Einführung durch Sr. Rudisindis die gesamte Finanzbuchhaltung übernommen. Sr. Rudisindis machte anfangs die ganze Verwaltungsarbeit allein! Das erste Sekretariat bestand aus einem kleinen Zimmer oben über der alten Küche. In diesem Büro der Verwaltung stand eine Schreibmaschine, braun und alt und natürlich mechanisch. Die ersten Erweiterungen der Verwaltungsabteilung bestanden später in drei Büros für die Kasse, die Buchhaltung und die Abrechnung. Das Archiv im Keller untergebracht. Die Verwaltungsräume in ihrer heutigen Form wurden im Jahr 1986 errichtet, eine Erweiterung erfolgte 1998.

Nach wenigen Jahren kam Sr. Florina als Unterstützung zu Sr. Rudisindis, und Anfang April 1961 stieß noch Sr. Benediktina dazu, die heute als Leiterin unseres Krankenhauses in Chile arbeitet. Sie hatte die Abrechnung der stationären Patienten, Privatpatienten, Krankenkassen usw. zu erledigen. Der Patient war kaum daheim bzw. entlassen, da hatte sie schon die Rechnung am nächsten Tag fertig, denn die Klinik benötigte das Geld, da Forderungen, Gehälter, Einkäufe zu bezahlen waren.

Die gesamte stationäre Abrechnung erfolgte manuell auf einer Schreibmaschine mit mehreren Durchschlägen, je einer für die Kasse, für das Haus, für den Patienten. Auf der Rückseite wurden eventuelle Zusatzleistungen aufgeführt, was besonders bei den Privatpatienten viel Arbeit bedeutete. Denn die Kassen begnügten sich nicht etwa mit der pauschalen Angabe ‚20 DM für Tabletten‘. Die Tabletten, die teuren Antibiotika beispielsweise, mussten einzeln

aus den Krankenblättern erschlossen und zusammengezählt werden. Auch andere Leistungen wie die Bluttransfusionen wurden penibel aufnotiert und abgerechnet. Es kam leider auch vor, dass Privatpatienten monierten, eine ihnen in Rechnung gestellte Visite des Chefarztes habe nicht stattgefunden. Immer stellte sich aber dann heraus, daß ein vertretender Arzt die Visite gemacht hatte. Es war alles in allem ein großer Aufwand und viel Arbeit, vor allem, wenn man bedenkt, dass auch die Pforte von der Verwaltung aus noch mit betreut wurde! Die gesamte Patientenaufnahme etwa erledigte die Verwaltung, was montags bedeuten konnte, dass zwanzig Aufnahmen gemacht werden mussten. Damals haben wir intern ein Krankenblatt entworfen, das sich sehr bewährt hat. Es wird heute noch benutzt und von den Ärzten als sehr konkret und praktisch bezeichnet, praktischer jedenfalls als manches Klinik-Krankenblatt, wie uns versichert wurde.

Was man alles machen musste? Die Abrechnung aller Gehälter beispielsweise. Oder ab 1961, als die gynäkologisch-geburtshilfliche Abteilung mit Chefarzt Dr. Bau eingerichtet wurde, die Anmeldung der Geburten. Dazu musste eine Geburtsanzeige dem Standesamt überbracht werden, damit überhaupt eine Geburtsurkunde ausgestellt werden konnte. So bin ich täglich auf das Standesamt gegangen, ein Fahrrad gab es damals nicht. Oft hat mich ein Auto unterwegs mitgenommen. Auf gleiche Weise zu Fuß erfolgten auch die Botengänge zur Bank oder Post. Die Lieferantenrechnungen wurden zuerst gründlich von Sr. Rudisindis geprüft, dann auf Einzelüberweisungsformularen bezahlt und die Belege dann zur Bank gebracht. Da unsere Pforte die ausgehende Post mit Briefmarken versah, holten wir auch die Briefmarken auf der Post.

Die Angestellten erhielten anfangs ihr Geld am Ende des Monats bar in einem Briefumschlag direkt ausbezahlt. In diesem Umschlag war auch der Gehaltsstreifen. Die Löhne mussten erst errechnet werden, was vor dem 28. eines Monats geschah. Dann haben wir zusammengezählt, wieviel Geld wir anderntags zur Auszahlung benötigten. Es wurde bar von der Bank geholt, im Verwaltungszimmer in die Umschläge gesteckt und dann über Nacht im Tresor eingeschlossen. Diese Abrechnungsart war übrigens deshalb von Vorteil, weil man so immer den persönlichen Kontakt aufrechterhalten konnte.

Unsere Krankenpflegeschülerinnen erhielten anfangs keinen Lohn, dafür aber monatlich erst 20 DM, später 50 DM Taschengeld. Dieses Geld war steuerlich frei, und wurde zum Beleg auf einem DIN-A4-Blatt quittiert.

In der Verwaltung wurde die gesamte Bilanz der Klinik in enger Zusammenarbeit mit der Treuhandgesellschaft Solidaris (die uns auch heute noch betreut) erstellt. Auch Statistiken waren Ende

<u>Taschengeld - Bescheinigung</u>					
=====					
<u>Krankenpflegeschülerin</u>					
Monat:	Betrag:	Abs.:	erh.:	Datum:	Unterschrift
April 1964	60.-			15. 4. 64	
Mai	60.-			16. 5. 64	
Juni	60.-			15. 6. 64	
Juli	60.-			14. 7. 64	
August	60.-			13. 8. 64	
September	60.-			12. 9. 64	
Oktober	60.-			10. 10. 64	
November	60.-			20. 11. 64	
Dezember	60.-			23. 12. 64	
Januar 1965	60.-			18. 1. 65	
Februar	60.-			15. 2. 65	
März	60.-			20. 3. 65	
April	120.-			9. 4. 65	
Mai			120.-	14. 5. 65	
Juni			120.-	15. 6. 65	
Juli			120.-	16. 7. 65	
August			120.-	14. 8. 65	
September			120.-	16. 9. 65	
Oktober			120.-	14. 10. 65	
November			120.-	15. 11. 65	
Dezember			120.-	8. 12. 65	
Januar 1966			120.-	18. 1. 66	
Februar			120.-	15. 2. 66	
März			120.-	10. 3. 66	
April					

Taschengeldabrechnung

des Jahres anzufertigen, denn man wollte die Zahlen von Jahr zu Jahr im Vergleich sehen. Bis heute darf ich die große Landesstatistik immer noch zusammenstellen. Jeweils im März wurde schon der Jahresbericht geschrieben und vom Mutterhaus, der damaligen Generaloberin Mutter Stanislawa zur Prüfung eingereicht. Ende des Jahres wurde natürlich Inventur gemacht von Lebensmitteln, Medikamenten, medizinischem Bedarf usw. Diese Aufgaben erledigte Sr. Rudisindis aufs Genaueste.

Zur Aufgabe der Verwaltung gehörte auch die jährliche Pflegetatschverhandlung mit den Krankenkassen, bei denen damals stets auch die Generaloberin Mutter M. Stanislawa zugegen war. Sie konnte die Zahlen fast auswendig, denn sie hatte sich zuvor genau informiert. Waren diese Gespräche vorbei, konnte man – anders als heute – sofort nach der Vertragsunterzeichnung schon zum nächs-

ten Ersten nach den neuen Pflegesätzen abrechnen. Gott sei Dank gab es noch keine Fallpauschalen-Abrechnung.

Sr. M. Rudisindis war täglich morgens in der Hl. Messe und auch täglich am Abend um 18 Uhr im Rosenkranz. Dort holte sie sich die Kraft für den Alltag. Sr. Rudisindis wurde überall geachtet als kluge, korrekte, tüchtige Verwaltungsschwester. Sie war stets pünktlich im Büro, die erste am Morgen und die letzte am Abend. Noch Jahre nach ihrem Ausscheiden fragten mich viele Vertreter oder Verwalter von den anderen Kliniken nach ihrem Wohlergehen. So konnte ich ein gutes Erbe antreten. Ich sah in Sr. Rudisindis ein Vorbild für meine weitere Arbeit in der St. Josefsklinik. Bald stellte ich auch fest, dass mir dadurch Vertrauen geschenkt wurde.

Mein gewöhnlicher Arbeitsalltag in der Verwaltung und der Pforte sah so aus: Um sechs Uhr schloss ich die Eingangstür auf, damit das Personal zum Dienst kommen konnte, die Ablösungen der Nachtwachen, der Schichtwechsel, die Putzfrauen und andere dienstbare Geister. Um 6.10 Uhr schloss ich wieder ab, wir gingen zu unserer Frühmesse in die Kapelle. Ich hielt mich meist in der letzten Bank auf und hatte die Tür nur angelehnt, damit ich hören konnte, wenn eventuell der Krankenwagen kam. Denn nachts war unsere Pforte von 21 bis 6 Uhr nicht besetzt. Kam ein Wagen, verließ ich die Kapelle und eilte zum Eingang, um zu helfen. Denn schließlich: Dienst am Nächsten ist auch Gottesdienst.

Um 7 Uhr wurde dann endgültig geöffnet für die Mitarbeiter, die Ärzte und Patienten usw. Mit den Mitschwestern in der Verwaltung haben wir uns dann bis 7.50 Uhr zum Frühstück gegenseitig abgelöst.

In der Pforte wurde auch die eingehende Post in die einzelnen Fächer sortiert. Die ausgehende Post wurde mit Briefmarken versehen und um 18 Uhr vom Postauto abgeholt.

Sr. Rudisindis war vom 1. Juni 1956 bis zum 20. April 1998 im Haus tätig, bevor sie in das Altersheim der Schwestern in Gengenbach ging. Zuvor hatte sie den ganzen Einkauf gemacht, die Anschaffung der Medikamente ebenso wie die Einrichtung des Hauses, ständig hat sie viele Vertreter empfangen. Sie war pünktlich, exakt, sparsam, sogar so sparsam, dass sie die Additionsrollen der Rechenmaschine umdrehte und wiederverwendete (Sr. Benediktina hat dieses Sparsystem übernommen und pflegt es heute noch so in Chile). Sie hatte großes Talent für die Verwaltungsarbeit, hatte das nötige Verhandlungsgeschick und konnte mit 80 Jahren noch schneller im Kopf rechnen als ich.

Gerne erinnere ich mich daran, dass einmal ein Vertreter in die Verwaltung kam, als wir anderen Schwestern gerade nicht anwesend waren. Er meinte: Schwester Rudisindis, wo sind denn heute

ihre Töchter? Wir haben sehr gelacht, als wir das hörten, und später noch fragte mich manchmal Sr. Benediktina aus Chile: Was macht denn die Mutti?

Meine Devise lautet von Anfang an: Jeder hat seine eigene Arbeit, aber es muss alles auch harmonisch zusammenlaufen. Jeder hilft jedem und hat einen Blick auf den anderen. So darf ich in der Gemeinschaft mit meinen Mitschwestern und Mitarbeitern über vierzig Jahre in der Josefsklinik leben und arbeiten.

Über die Anfänge: Sr. Benediktina hat neben der Abrechnung der stationären Patienten in der chirurgischen Abteilung auch die Arztbriefe von Dr. Kaiser geschrieben. Zwischen den Operationen musste man in den OP, um das Diktierband im Gerät zu wechseln, ein leeres einlegen und das besprochene mitnehmen. Der betreffende OP-Bericht wurde dann sofort geschrieben. Dr. Kaiser diktierte jeden Abend sofort persönlich seine Arztbriefe über die entlassenen Patienten, damit der Befund und der Krankheitsverlauf schnellstens an die Hausärzte gelangen konnten. Sr. Benediktina hat auch diese Briefe auf einer manuellen Schreibmaschine geschrieben. Die ersten elektrischen Schreibmaschinen mussten die Chefarzte ihren Sekretärinnen noch vom eigenen Geld kaufen!

Rechte Hand bei Dr. Kaiser war Sr. Wilhelmine, bei Dr. Stump war es Sr. Hugo. Sie konnte sehr schnell schreiben und fand so immer noch Zeit zum Stricken oder Häkeln. Trat der Chef plötzlich ins Zimmer, fiel das Strickzeug schnell in den Papierkorb. Die Arbeit war aber immer schon getan! Jahrelang waren diese Sekretärinnen ‚Mädchen für Alles‘.

Die Briefe von Dr. Stump waren, auch noch nach der Korrektur, mindestens vier bis fünf Seiten lang. Entdeckte er Fehler darin, so mussten sie eben nochmals geschrieben werden, was besonders dann der Fall war, wenn die jungen Ärzte nicht jede Untersuchung oder jeden Befund darin vermerkt hatten. Viel zu schreiben gab es auch, wenn der Chef weg war oder im Urlaub, denn dann konnten die jungen Ärzte sämtliche Diktate ohne Kontrolle zum Schreiben ins Sekretariat bringen.

Abends wurde die Pforte um 21 Uhr geschlossen, das Telefon und die Türglocke wurden in das Nachtwachenzimmer umgestellt. Die Schülerinnen der Krankenpflegeschule hatten etwas Ausgang, mussten aber um 21 Uhr wieder im Wohnheim in ihrem Schlafzimmer sein. Die damalige Schulschwester Jubilata fragte mich abends an der Pforte immer: ‚Sind meine Mädels schon daheim?‘ Ich schaute sie nur an, denn was sollte ich sagen? Denn der Film lief oft bis 21 Uhr 30, so konnte ich doch die Mädels nicht verpetzen. Als Dank bekam ich ab und zu von ihnen eine Eistüte für 10 Pfennig geschenkt ... Von diesen ‚Mädels‘ sind heute noch einige da, die mittlerweile auch schon ihr Dienstjubiläum in der St.

Josefsklinik gefeiert haben. Aus den ‚Mädels‘ sind gute Krankenschwestern geworden, z. B. unsere Pflegedienstleitung, Frau Ingrid Fuchs. Wer hätte das gedacht, dass wir beide seit Jahren Tür an Tür miteinander arbeiten dürfen, denn Pflegedienstleitung und Finanzbuchhaltung müssen für eine gute Klinik zur Verfügung stehen ...“

Das Labor

Schwester M. Lioba

„Ende Mai 1956 bin ich nach Offenburg in das neue Josefskrankenhaus gekommen – und half zuerst noch dabei mit, die Betten in die Stationen zu tragen! Dann habe ich zusammen mit Dr. Huber, dem chirurgischen Assistenzarzt, die verschiedenen Reagenzien für das Labor ausgepackt und eingeräumt. Zuvor hatte ich mich noch bei Dr. Stump in der medizinischen Poliklinik in Freiburg in meine neue Tätigkeit eingearbeitet. Ich habe schon damals und natürlich auch später gerne mit ihm gearbeitet.

Das Labor war nicht einfach im Keller eingerichtet worden, sondern in hellen, großen und schönen Räumlichkeiten. Und das bedeutete schon dadurch eine gewisse Wertung unserer Arbeit.

Es war eine arme Anfangszeit und wir haben überall gespart, haben zum Beispiel Blumen und Gemüse selbst im eigenen Garten angebaut. In der Verwaltung arbeitete Sr. Rudisindis, über die Prof. Nolte, der sie sehr schätzte, einmal sagte, bei ihr habe er sparen gelernt.

Aber nicht gespart wurde bei den technischen Geräten. Wir hatten gleich zu Beginn eine sehr gute Ausstattung, etwa das erste Photometer von Zeiss, mit dem man bestimmte chemische Parameter bestimmen konnte, etwa die Nieren- und Leberwerte oder den Harnstoff. Dr. Stump hatte sich immer um die Laborgeräte gekümmert.

Langsam ist der Betrieb angelaufen, denn so schnell war das Haus ja nicht voll belegt. Ich erinnere mich deshalb noch deutlich an die ersten Patienten. Vor allem aber musste ich als erste Amtshandlung bei allen Schwestern ein Blutbild und BSG machen, denn Dr. Stump wollte schließlich Gewißheit haben, dass alle gesund sind und so erfolgte eine allgemeine Personaluntersuchung.

Wir hatten – wie immer bei uns Schwestern – stets einen durchgehenden Arbeitstag und waren im Grunde genommen ständig im Dienst. Bereits morgens um 7 Uhr machten wir die ersten

Blutzuckerbestimmungen, den ‚Nüchternzucker‘. Erst danach gingen wir zum Frühstück. Was haben wir nicht alles gemacht: etwa die Magensonden eingeführt, um den Säurewert zu bestimmen. Was heute so einfach und automatisch geht, war damals eine komplizierte, langwierige Arbeit. Der Rest-Stickstoff wurde ‚verascht‘ auf dem Feuer. Dazu hatten wir einen Extra-Abzug aus Glas.

Montags vor allem hatten wir viel zu tun mit den neuen Patienten. 20 Blutbilder waren die Regel, und einmal zählte ich sogar 50! So viel Zulauf hatten die Ärzte Kaiser, Stump und Bau dem Haus gebracht. Die Blutbilder haben wir unter dem Mikroskop selbst ausgezählt in einer speziellen ‚Zählkammer‘.

Das Arbeitsverhältnis war immer gut und wir haben gern zusammengearbeitet, auch mit den Ärzten. Der Belegarzt und Urologe Dr. Ziegler nannte mich anfangs immer im Scherz ‚Schwester Hagedorn-Jensen‘, weil ich die ‚Blutzuckerbestimmung nach Hagedorn-Jensen‘ auszuführen hatte. Erst als ich ihn dann ‚Dr. Prostata‘ nannte, hat er sich meinen richtigen Namen gemerkt und mich fortan korrekt angedet.

Schwere Stunden gab es bei uns im Labor, wenn ein besonders schlimmer Befund festgestellt wurde. Ich erinnere mich an jenen jungen Pfarrer, der ins Krankenhaus kam, weil er sich immer so müde fühlte. Beim ersten Blick auf sein Blutbild war meine Reaktion: Oh Gott, die Leukozyten kann man ja gar nicht zählen, so viele waren es. Ich machte zur Kontrolle erneut ein Blutbild, aber der katastrophale Wert blieb. Es war Leukämie, und der Pfarrer, ein gebürtiger Zell-Weierbacher, ist später daran bei uns gestorben. Er hat immer gern Musik gehört und meinte gefasst, es werde wohl einmal im Himmel klassische Musik zu hören sein.

Bis zum Jahr 2000 habe ich im Labor gearbeitet. Seither verrichte ich dort nur noch Nebenarbeiten, denn ich bin schließlich 84 Jahre alt! Die meiste Zeit helfe ich im Bügelzimmer.

Der Anfang war gewiss schwer – doch die Entwicklung gewaltig in diesen vielen Jahren: von der Zählkammer zum Vollautomaten, vom Pipettieren zum Analysengerät und der EDV. Gottes schützende Hand war immer spürbar über uns. In seinem Auftrag und zum Wohl der Menschen habe ich gearbeitet. Und ich erbitte auch weiterhin den Segen Gottes für unser Haus!“

Das Zentrallabor heute (2006)

Das Laborteam besteht aus neun engagierten Mitarbeiterinnen, die durch eine hohe Flexibilität einen 24-Stundenbetrieb in der St. Josefsklinik ermöglichen. Zwei große Ziele hat das Team für seine Arbeit festgeschrieben: „Eine zügige und reibungslose Bearbeitung der uns anvertrauten Patientenproben, damit der Arzt

so schnell wie möglich das Laborergebnis bekommt, aufgrund dessen er seine Diagnose zu stellen vermag und eine entsprechende Therapie einsetzen kann. Der Dienstleistungsgedanke ist uns ebenfalls ein wichtiges Anliegen. Ein großes Anliegen von uns ist das Pflegen von Kontakten im Sinne des Informationsaustausches und das Weiterentwickeln eines guten Miteinanders gemäß unserem Leitbild.“

Ein Nachtportier: Friedrich Koger

„Wenn das Kommen und Gehen auf den Fluren unseres Josefskrankenhauses leiser wird, die Patienten zum Tagesabschluß versorgt sind, und die letzten Besucher das Haus verlassen haben, übernimmt in der Pforte der Nachtportier die Verantwortung. Zumeist ist das Friedrich Koger. Bis in die Morgenstunden hütet er verantwortungsbewußt und zuverlässig unser Haus und bewacht Ein- und Ausgang mit Argusaugen. Ruhig und bescheiden versieht er seinen Dienst ...“, so beschreibt Astrid Magg in Einblick 2/92 den Dienst des Nachtportiers.

Friedrich Koger, der von 1986 bis 31.12.2002 als Nachtportier der Klinik tätig war, erinnert sich gern an seine Arbeit:

„1986 war Franz Geiger Hausmeister im Krankenhaus und er fragte mich eines Tages, ob ich nicht im Nachtdienst in der Pforte arbeiten wolle. Ich sagte zu, obwohl ich ja eigentlich von diesem Job keine Ahnung hatte. Zur Einarbeitung sah ich mich dann im Klinikum in der entsprechenden Abteilung um, das war eine große Hilfe für mich.

Sofort ging es mit vollem Einsatz los, 17 Nächte am Stück, von 21 bis 6 Uhr dauerte der Dienst. Es war nicht leicht, aber ich war ja als selbstständiger Zimmermann selbstständige Arbeit gewohnt.

Wenn ich kam, erfolgte zunächst die Übergabe durch den Tagesdienst. Ich wurde informiert, welche Anmeldungen vorlagen, was zu erwarten sei und so fort. Dann begann der Dienst, wohlge-merkt ohne Fernsehapparat, Radio dagegen war erlaubt.

Zu mir an die Pforte kamen alle Patienten, meist Wöchnerinnen, die gehen konnten. Liegendtransporte erfolgten an einen anderen Eingang. Ich nahm die Personalien auf und informierte dann die Entbindungsstation.

Natürlich hat man in diesem Beruf manches erlebt, Negatives wie Positives. Einmal kam gegen Mitternacht ein Mann ganz aufgeregt zur Pforte. Es war stürmisches Wetter und regnete in Strö-

men. Er rief nach Hilfe, seine Frau bekäme sonst das Kind im Auto. Schnell habe ich das Notbett geholt und bin damit hinaus zum Auto. Wir haben die Frau darauf gelegt, ein Drücken und Schreien – und das Baby war da. Im Hof und im Regen kam es zur Welt. Im Haus haben wir dann die Hebamme geholt, die die Versorgung dann auf Station übernahm. Damit ist die Geschichte aber noch nicht zu Ende: Etwa im Jahr darauf ist derselbe Mann wieder mit seiner Frau gekommen! Wieder in der Nacht und wieder war sie hoch schwanger. Aber diesmal war es noch schneller gegangen: sie trug das Kind schon auf dem Arm herein. Und hat dabei zu mir herüber gelacht.

Ein anderes Ehepaar wollte nach Stuttgart fahren. Doch da hat sie im Auto die Wehen bekommen, und es hieß: nichts wie heim! Als sie hier im Krankenhaus ankamen, hat sie das Kind schon auf dem Schoß gehabt. Auch sie hat im Auto entbunden.

Ich erinnere mich gern an ein paar Geburtenzahlen aus dem Nachtdienst. Rekord waren in einer Nacht zehn Wöchnerinnen. Und ein anderer Rekord: in einer Viertelstunde drei! Da hat selbst die Hebamme um Hilfe geschrien und hat die Zusatzhilfe, die ‚Springerin‘, holen lassen.

Die traurige Gegenseite: Einmal kam nachts ein Sohn gefahren, den Vater auf dem Beifahrersitz. Als wir ihm heraushelfen wollten auf das Notbett, war er zwar noch warm, aber bereits tot. Man hat noch versucht, ihn zu reanimieren, aber es war nichts mehr zu machen.

Auch das gab es: ein alkoholisierter Vater verlangte nachts, seine Frau besuchen zu dürfen, die auf der Intensivstation lag. Er hatte die kleine Tochter dabei, die schon bald weinte und brüllte, denn der Vater wurde immer lauter, weil ich ihn nicht einließ und schließlich mit der Polizei drohen musste. Da trat er plötzlich die gläserne Eingangstür ein, es war ein furchtbarer Lärm. Erst die Polizei konnte ihn fesseln. Doch da war schon das ganze Krankenhaus wach und in Aufruhr.

Ähnlich laut waren auch einige Jugendliche, die schon zwei Tage im Jugendzentrum gefeiert hatten und nun in der Nacht zwei ihrer Kollegen, die man ins Krankenhaus gebracht hatte, glaubten herausholen zu müssen. Die Ärzte erlaubten das nicht, und so rief eine junge Frau: ‚Die holen wir!‘ Mit Gewalt wurde die Tür aufgebrochen. Aber die Polizei war schnell da und fuhr schließlich mit zwei Wagen voller junger Leute wieder davon.

Im großen Ganzen: die Arbeit in der Josefsklinik war ein sehr schöner Abschluss meines langen Arbeitslebens.“

Schwester Angela, Generaloberin von 1970 bis 1988

„1951 bis 1955 war ich als Berufsschullehrerin für Hauswirtschaft an staatlichen Schulen tätig. 1955 bin ich in unsere Ordensgemeinschaft eingetreten, 1970 wurde ich in die Leitung unserer Kongregation gewählt. Nach Beendigung dieser 18jährigen Amtszeit habe ich ordensinterne Aufgaben wahrgenommen.

Das Josefskrankenhaus ist mir schon seit meiner Zeit als Novizin ein Begriff. Damals wurde es gerade eingeweiht. Ich erinnere mich deutlich an die Erzählungen des Superiors Schuh, besonders an seine Schilderung, wie er im Bonner Ministerium dem Offenburger Oberbürgermeister gegenüber stand und der ihm heftig erklärte: ‚In Offenburg wird es nie ein ordenseigenes Krankenhaus geben!‘ Und doch kam es endlich dazu. Kaum waren die Verhandlungen abgeschlossen und der Kampf ausgefochten, kam ein lukratives Angebot der Stadt Waldkirch, der Orden möge doch dort das Krankenhaus bauen. Viele Vergünstigungen stellte man uns in Aussicht. Doch es war zu spät, und schließlich war Offenburg für uns viel besser gelegen. Oft stellten wir uns das später vor und sagten: Wie gut, dass wir nun nicht dauernd über den Berg nach Waldkirch fahren müssen!

An unseren ersten Hausmeister, den Franz Geiger, erinnere ich mich gut. Er war ein tüchtiger, origineller Arbeiter, und er hat uns auch Tipps gegeben, wenn irgendwo um unser Krankenhaus herum ein Grundstück zu erwerben war. Die damalige Generaloberin Mutter Stanislava war nämlich sehr darauf bedacht, den Grundbesitz zu vergrößern. Sie hat dabei schon auf die Zukunft gesehen und weitsichtig an die räumlichen Erweiterungen gedacht, die einmal nötig sein könnten. Unsere Schwestern leben ja schlicht und einfach, ihre Löhne haben sich angesammelt und wir konnten das Geld in das Krankenhaus investieren. Dennoch: wir haben arm angefangen! Selbst als ich Generaloberin wurde, habe ich anfangs noch Darlehen für den Krankenhausbau abzahlen müssen.

Irgendwann haben dann der Raum und das Angebot nicht mehr ausgereicht, wir sind einfach größer geworden, und Erweiterungen wurden notwendig. Wie oft sind wir zu Gesprächen über die Baupläne in das Sozialministerium nach Stuttgart gefahren! Damals wurde der Krankenhausbedarfsplan festgeschrieben und wir mussten verhandeln, haben uns aber nicht unterbuttern lassen. Zwar wurden uns in der Klinik einige Betten gekürzt, dafür ist uns aber die Gynäkologie ganz zugeschrieben worden.

Ich konnte als Generaloberin dreimal unsere Schwestern in Chile besuchen. Auch in Peru sind wir seit dem 25. April 1990 vertreten. Den Anstoß dazu gab der damalige Erzbischof Oskar

Saier, der anfragte, ob wir nicht Schwestern hätten für Peru, dem Partnerland der Erzdiözese Freiburg. Heute haben wir dort drei Niederlassungen, darunter ein Behindertenheim. In Chile führen wir auch ein eigenes Krankenhaus. Der Ingenieur der Josefsklinik, Herr Struck, fliegt jedes Jahr einmal hinüber und bringt dort die Technik auf Vordermann. Ein Glück, dass wir den Mann haben! Bescheiden meint er stets zu diesem Sondereinsatz: Das ist mein Missionsbeitrag!“

Der Pflegedienst: Schwester Ingrid Fuchs

Frau Fuchs ist seit 1989 Pflegedienstleiterin im Haus. 1966 kam sie, damals unter der Generaloberin Mutter Stanislawka, an das Josefskrankenhaus als junge Schwesternschülerin in der Krankenpflege. Das Examen absolvierte sie im Jahr 1969. 15 von 25 Schülerinnen bestanden die Prüfungen. Im Anschluss daran wurde sie Stationsleiterin. In dieser Eigenschaft gründete sie eine Mitarbeitervertretung. Dann erhielt sie den Aufgabenbereich der Pflegedienstleiterin, wobei sie sich immer um einen Ausgleich zwischen den Interessen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer bemühte. Mit dem Direktorium des Trägers kam sie immer sehr gut aus und sie wurde als erste Nichtordensschwester vom Krankenhausträger ins Direktorium berufen. Ihr Prinzip lautete stets und bis heute: Verlässlichkeit! Immer war und ist sie greifbar, ist immer ansprechbar für die Mitarbeiterinnen.

Im Jubiläumsjahr 2006 ist sie zuständig für etwa 285 Mitarbeiter im pflegerischen und hauswirtschaftlichen Bereich. Unter ihrer Mitwirkung wurde das heutige klinische Leitbild erstellt. Für ihr außerordentliches soziales Engagement erhielt sie im Jahr 2005 das Bundesverdienstkreuz.

Aus dem Alltag der Pflegedienstleiterin

In der Josefsklinik wird nach Standards gearbeitet, die ständig überprüft werden, und die jeder, ob Schüler oder Angestellter, kennen und befolgen muss. Für jede Station wurde ein Handbuch erarbeitet, mit dem neue Mitarbeiter seit 1990 in ihr Aufgabengebiet eingeführt werden. Beispiel Standard in den Hygienevorschriften: Was gilt es hier im Detail alles zu beachten? Jede Station hat einen solchen Ordner, der für alle eine verbindliche Arbeitsgrundlage ist. In Arbeitskreisen finden Mitarbeitergespräche statt, denn gerade neue Mitarbeiter müssen genau über die Strukturen im Haus Bescheid wissen. Auch muss jeder die Vorgehensweise kennen, nach denen neue Mitarbeiter eingearbeitet werden. Einheitlichkeit ist hier eine wichti-

ge Forderung. Daneben erfolgt eine Einführung nach den Kriterien Allgemeines und Fachspezifisches. Jeden Monat werden auf jeder Station und in jedem Bereich die Neuen mit Namen, Funktion und Foto vorgestellt.

Ein Arbeitsschwerpunkt liegt auf der Fortbildung. Jeden Monat gibt es mindestens eine entsprechende Maßnahme. Zur Instruktion der Neuen werden zusätzlich Mentoren herangezogen. Großer Wert wird auf Mitarbeitergespräche gelegt, die einmal im Jahr geführt werden und nach einer inneren Gesprächsstruktur erfolgen. Um das optimal zu bewerkstelligen, wird die Qualifizierung in Gesprächsführung gefördert. 20 Mitarbeiter werden dafür geschult. Ein spezieller Arbeitskreis beschäftigt sich mit dem Thema „Neues für die Klinik“, hier werden aktuelle Trends, neue Gedanken zur möglichen Realisierung vorgestellt und diskutiert.

Heute findet einmal im Monat eine Stationsleiterbesprechung statt, in der auch Kritik geäußert werden soll. Ein Protokoll hält den Gesprächsverlauf fest. Doch handelt sie stets nach den Grundsätzen eines kooperativen Führungsstils. Einen großen Stellenwert misst Frau Fuchs der Sterbebegleitung zu. Es gibt in der Josefsklinik allerdings aus grundsätzlichen Erwägungen kein „Abschiedszimmer“. Der Tote verbleibt in seinem Zimmer, und kann dort von den Angehörigen noch einmal besucht werden. Das Wichtige bei der Entscheidung gegen das „Abschiedszimmer“ war: die Mitarbeiter selbst wollten die Toten nicht abschieben in einen solchen Raum. Auch die Betreuung der Angehörigen erfolgt durch die Schwestern, die sich dieser wichtigen Arbeit annehmen. Ein kleines und zu Herzen gehendes Beispiel trug sich kürzlich zu: Ein evangelischer Pfarrer rief Frau Fuchs an und meinte: Sie haben da eine ganz hervorragende Schwester. Kürzlich verstarb ein „Hamberle“ (Obdachloser), und die einzige Person, die ihn zum Grab begleitete, war diese Schwester. Sie gab ihm eine Blume mit.

Auch viele Briefe von Angehörigen sprechen von der Tröstung, die sie in der Klinik erlebt und erfahren haben. Man merkt es an vielen Stellen: Der rote Faden in der Klinik ist das christliche Empfinden, ist das Mitleid, bei aller Professionalität und Qualität der Medizin. „Ich will meine Sache richtig machen“, so Ingrid Fuchs.

Betriebsfest, Weihnachtsfeier mit musikalischem Rahmen, Ehrungen ab 10-jähriger Zugehörigkeit – das sind Selbstverständlichkeiten im Gemeinschaftsleben der Klinik. Langjährige Mitarbeiterinnen werden dabei besonders gewürdigt.

Der Begriff „Pflege der Pflegenden“ steht auf der Homepage der Klinik als Programm. Er meint beispielsweise Rückenschulung für jene, die viel oder schwer tragen müssen.

Ingrid Fuchs erinnert sich an ihre Anfangsjahre:

„Die Schülerinnen hatten abends keinen Ausgang, und auch einen Hausschlüssel gab es nicht. Tagsüber wurden die Mädchen in Zweierreihen unter Aufsicht einer Ordensschwester die Straßen entlang geführt. Nach links oder rechts zu schauen war verboten. Damals, 1966, diente die nicht weit entfernte Ihlenfeldkaserne noch der französischen Besatzung, und die jungen Soldaten zeigten den jungen Schwesternschülerinnen recht deutlich ihr Interesse, wenn sie so an der Kaserne vorbei geführt wurden. Hingucken wurde bestraft. Nicht dabei erwischen lassen, war die Parole. Einmal wurde ich trotz aller Vorsicht beim ‚Kopfverdrehen‘ ertappt. Dafür zur Rede gestellt, hatte ich eine ganz unschuldige Erklärung: ‚Ich kann ja nix dafür, ich bin verkältet und ich hab heut ein schiefe Hals!‘ Die damalige Leiterin der Krankenpflegeschule war die Ordensschwester Jubilata, von uns Mädchen insgeheim und kurz ‚Jubi‘ genannt. Sie wusste es wohl, weil sie nur allzu oft zu so genannten ‚Schnitzelbank-Versen‘ ihrer Schülerinnen herhalten musste. Im Nachhinein denke ich, sie trug diese Albernheiten mit stillschweigender Duldsamkeit und Gelassenheit. Aber einmal erteilte sie mir doch einen Verweis: ‚Merken Sie sich eins, Fräulein Fuchs, ich bin nicht ihre Schwester Jubi, ich bin Ihre Schwester Vorgesetzte!‘ Ein andermal meinte sie kopfschüttelnd: ‚Fräulein Fuchs, Sie werden nie eine gute Krankenschwester, Sie sind zu temperamentvoll!‘

Hinter dem Gemüsegarten des St. Josefskrankenhauses, und gleich neben Schule und Internat, befand sich lange Zeit der Hühnergarten von ‚Opa Maier‘, wie er von uns Schülerinnen der Krankenpflegeschule liebevoll genannt wurde. Zu seinem Garten gehörte auch ein großer Kirschbaum, und wir halfen ihm gerne beim Kirschenpflücken. Ich wurde dafür einmal sogar mit besonderem Lob für meine ‚Hilfsbereitschaft‘ ausgezeichnet: ‚Fräulein Fuchs bemüht sich in vorbildlicher Hilfsbereitschaft, dem alten Herrn Maier beim Kirschenpflücken zu helfen, und die Leiter zu halten.‘ Was die Schule nicht wusste: ‚Opa Maier‘ war bei uns jungen Mädchen nicht nur wegen seiner Kirschen beliebt. Er stellte uns für unsere Hilfsbereitschaft bei Anbruch der Dunkelheit an schönen Sommerabenden seine Leiter ans Haus ‚zum Abhauen!‘.

Auch sonst waren wir Schwesternschülerinnen zu allerhand Unfug bereit. Nicht einmal unsere Vorgesetzten blieben verschont. So erinnere ich mich heute noch mit Vergnügen daran, dass wir den Ärzten einmal Abführmittel in den Kaffee gaben, um später bei der Visite die Reaktionen beobachten zu können.

In späteren Jahren, als die Ärzte mit Anrufgeräten, den so genannten ‚Piepsern‘ ausgestattet waren, reagierte Chefarzt Dr.

Rieseberg einmal während der Visite nicht sofort auf einen Ruf, weil ihm der zu behandelnde Patient vorrangig schien. Da meinte eine im Zimmer anwesende Schwesternschülerin keck: ‚Herr Chefarzt, bei Ihnen piepst es!‘ Die Antwort war trocken: ‚Bei mir piepst’s öfter!‘“

Schwester Doris Brucher

Schwester Doris hat 1965 im Josefskrankenhaus mit der Ausbildung zur Krankenschwester begonnen. Das Krankenhaus hatte schon damals einen guten Namen, auch deshalb, weil die Mädchen hier bei den Ordensschwestern in guten Händen waren, was für die Eltern eine Beruhigung war. Es herrschte Wohnpflicht, man hatte also hier sein Zimmer, zunächst noch im Altbau, dann im Wohnheim Sankt Klara. Heute können die Schülerinnen natürlich auch auswärts wohnen. Abends kam Schwester Jubilata ins Zimmer, segnete die Mädchen mit Weihwasser und sagte: „Schlafen Sie gut, meine Damen!“

Die Ausbildung dauerte bis 1968. In dieser Zeit durchlief Schwester Doris alle Abteilungen im Haus. Der Tag war lang, man arbeitete etwa 60 Stunden pro Woche auf Station. An jedem Nachmittag fand 2–3 Stunden der theoretische Unterricht in der Schule statt. „Zwar erhielt man während der Lehre nur 40 Mark netto, doch war es eine sehr schöne Zeit, vor allem auch, weil wir freundschaftlichen Kontakt untereinander hatten.“

Der Kurs bestand aus neun Schülerinnen, sieben weltliche und zwei Postulantinnen aus dem Orden. Noch bis Ende der 1980er-Jahre trugen alle Schülerinnen ein Häubchen, blaue Kleider mit Trägerschürzen und steifem Kragen. Eine Schulschwester maß übrigens mit dem Maßband den Abstand vom Kleidsaum bis zum Boden, er durfte nicht größer sein als 30 cm, unabhängig von der Größe der Schwester.

Regelmäßig Nachtwachen zu halten, gehörte zu den Aufgaben der Schülerinnen. Sr. Doris erinnert sich an eine besonders lange Nachtwachen-Dauer: vom 12. Oktober bis 31. Dezember. Und nachmittags musste noch der Unterricht besucht werden. Eindrucksvoll war, die als Dauernachtwache tätige Sr. M. Sigmunda zu erleben. Sie war nämlich immer ausgeglichen und hat stets gelächelt.

Eine Episode: In den 70er-Jahren kannte man „die Pille“ noch nicht in größerem Maße. Und so geschah jedes Jahr im November das gleiche. Etwa 80 Kinder kamen dann mehr zur

Welt als im üblichen Monatsdurchschnitt. Das waren die so genannten „Fasnachtskinder“. Deshalb herrschte in dieser Zeit stets ein gewisser Bettenmangel, dem man abhalf mit Weidenkörben als Kinderbettchen.

Schwester Doris: „Das Josefskrankenhaus hat mich mein Leben lang begleitet. Hier habe ich gelernt und gearbeitet, bis die Kinder kamen. Meine drei Töchter sind hier geboren worden. Und als sie größer wurden, bin ich (seit 1990) wieder in den Beruf zurück, arbeite seither wieder fulltime. Es hat sich mit den Jahren sehr viel verändert, wenn man zurückblickt. Damals wurden beispielsweise die Tupfer noch gereinigt und dann wieder sterilisiert und verwendet. Oder ich erinnere mich, wie erstmals ein Mann bei der Geburt seines Kindes dabei war. Das ist für beide Eltern ein schönes Erlebnis. Was allerdings in all den Jahren gleichgeblieben ist, das sind die Ängste der Patienten. Vielleicht konnten wir früher mehr Zeit für den einzelnen Kranken aufbringen?“

IX. Die St. Josefsklinik heute (2006)

Die Abteilungen

Die St. Josefsklinik ist heute ein Krankenhaus der Zentralversorgung mit fünf Abteilungen, ca. 500 Mitarbeitern und einer Bettenzahl von 195.

Medizinische Klinik (Hepatologie/Gastroenterologie/Diabetologie)

Chefarzt Prof. Dr. W.-B. Offensperger

75 Betten, Stationen E2/B2, E3/B3, interdisziplinär: Intensiv- und Schwesternstation

Gynäkologische Klinik (Geburtshilfe/Brustzentrum/Gynäkologische Onkologie)

Chefarzt Prof. Dr. J. W. Siebers

65 Betten, Stationen F2, F3, G3, interdisziplinär: Intensiv- und Schwesternstation

Chirurgische Klinik (Allgemeinchirurgie/Unfall-/Visceralchirurgie)

Chefarzt Dr. B. Hügel

55 Betten, E1, Wachstation, interdisziplinär: Intensiv- und Schwesternstation

Abteilung für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin

Chefarzt Dr. F. Afflerbach

Operative Intensivstation

Abteilung für Diagnostische und Interventionelle Radiologie

Chefarzt Dr. Wirthle

Onkologischer Schwerpunkt, gemeinsam mit Klinikum Offenburg und Klinikum Lahr

Behandlungs- und Schulungszentrum für Diabetes

Anerkanntes Zentrum der Deutschen Diabetesgesellschaft

Medizinisches Versorgungszentrum (MVZ)

Perinatologischer Schwerpunkt

Medizinisch-technische Großgeräte:

Digitale Subtraktionsangiographie

Computertomographie

Magnetresonanztomographie (NMR, Kernspin)

Krankenpflegeschule

Physiotherapeutische Abteilung

Die dritte Ärztegeneration

Chefarzt Dr. Bernhard Hügel

„Es ist heute sehr schwer geworden, Visionen für die weitere Entwicklung eines Krankenhauses zu formulieren, denn der allgemeine Kostendruck lastet zu schwer auf jedem Haus. Doch der Orden fühlt sich der Humanität verpflichtet und stellt das seit Gründung des Hauses sichtbar unter Beweis. Die Basis aller Arbeit in der St. Josefsklinik ist das Bekenntnis: Die Patienten sollen die bestmögliche Behandlung bekommen, wie es sich gehört! Dafür tut der Orden alles. Sichtbares Zeichen ist das Niveau der Ausstattung auf allen Gebieten, sie ist von universitärem Rang. Qualitativ hochstehend ist auch, was die Investitionen in die Zukunft betrifft. Die Schwestern haben immer ein offenes Ohr, und wir Ärzte haben kaum Mühe, sie zu überzeugen, wenn es darum geht, Neues anzuschaffen. Hier liegt ein deutlicher Unterschied zu anderen Häusern, die ich im Laufe meiner Ausbildung und beruflichen Tätigkeit kennengelernt habe. Denn meist war man eher restriktiv, eher sparsam bei Investitionen eingestellt. Deshalb war ich schon sehr erstaunt, über welche Grundlagen man hier verfügen kann. Die Ausstattung ist exzellent.

Ich kenne die Ortenau schon seit meiner Schulzeit in der Lender'schen Anstalt in Sasbach. In diesem Raum einmal arbeiten zu dürfen, das war lange schon mein Wunschtraum, auch dann, als ich im Julius-Spital in Würzburg als Oberarzt tätig war. Deshalb habe ich gerne und sofort auf die Ausschreibung der Chirurgischen Chefarztstelle hier in der St. Josefsklinik reagiert. Und schon der erste Empfang war dann so überaus freundlich und angenehm, dass wir, meine Frau und ich, restlos begeistert waren. Es hat alles gestimmt, und wir haben den Wechsel keinen Augenblick bereut.

Als sehr positiv hat sich bald die überschaubare Größe des Hauses erwiesen. Es ist übersichtlich, man hat direkten Kontakt miteinander, auch das Verhältnis zur Verwaltung ist sehr gut und direkt auf stets kurzem Dienstweg.

Unsere chirurgische Schwerpunkttätigkeit ist die minimalinvasive Chirurgie. Hier werden wir sicher weiter expandieren, wenn wir auch jetzt schon mit etwa 1000 Eingriffen jährlich – mitgezählt auch gynäkologische Eingriffe –, mehr als in allen Ortenauer Kliniken, eine Spitzenstellung auf diesem Gebiet einnehmen. Mit dieser Technik der ‚Schlüssellochchirurgie‘ hat sich schon frühzeitig die Gallenentfernung etabliert und ausgeweitet, auch Dickdarm- und Speiseröhreingriffe sind bei uns längst Routine. Auch der ‚klassische Blinddarm‘ wird überwiegend auf diesem Weg bei uns entfernt.

Natürlich zeigt sich auch in der Chirurgie der allgemeine Wandel einer Gesellschaft. Die Magen-Operationen beispielsweise sind deutlich seltener geworden, was natürlich mit dem großen Fortschritt auf dem Gebiet der Magengeschwürforschung und Medikamentenentwicklung zusammenhängt. Erst 1983 wurde die Entdeckung des *Helicobacter pylori*-Bakteriums veröffentlicht, das für die meisten Magengeschwüre und zum Teil auch Tumore verantwortlich ist. Häufiger geworden sind dagegen Speiseröhrenerkrankungen (Sodbrennen), Steinleiden und Divertikelerkrankungen – alles im Grunde Krankheiten einer Wohlstandsgesellschaft.

Unser Einzugsgebiet ist nach wie vor erstaunlich groß. Selbst aus dem Konstanzer und Freiburger Bereich kommen die Patienten. Ordensleute suchen uns von überall her auf, und gerne begrüße ich auch gelegentlich noch Bekannte aus meiner Würzburger Zeit, die sich hier in der Offenburger St. Josefsklinik behandeln lassen möchten.

Der Geist des Ordens lebt spürbar im Haus. Ich freue mich immer, die Ordensschwestern zu erleben in ihrer so positiven Einstellung. Selbst die alten Schwestern erfüllen ihren Dienst noch mit Freude, wenn sie auch bei weniger schweren Arbeiten eingesetzt werden. Denn sie werden nicht einfach abgezogen, sondern fühlen sich weiter hier wohl, leben mit dem Haus. So kommt es auch, dass das Haus immer so gepflegt ist, mit Blumen geschmückt und stets sauber und freundlich. Alle, Mitarbeiter und Patienten, sollen sich wohlfühlen können.“

Prof. Dr. Wolf-Bernhard Offensperger

„Am 1. Juli 2003 durfte ich in ungewöhnlich harmonischer und wohl vorbereiteter Weise die Nachfolge von Prof. Dr. Jürgen Nolte als Chefarzt der Medizinischen Klinik der St. Josefsklinik antreten. Diese Ernennung betrachte ich als großen Glücksfall. Bereits in den wenigen Wochen seit Beginn meiner Tätigkeit konnte ich mich von der ausgezeichneten Qualität der medizinischen Arbeit der Abteilung und der außergewöhnlichen Atmosphäre des Hauses überzeugen.

Die durch den Träger ermöglichte christliche Grundausrichtung ist in meinen Augen von zentraler Wichtigkeit für diese Klinik. Gerade in unserem Fachgebiet nimmt die Betreuung chronisch Kranker sowie unheilbar Kranker einen wichtigen Platz ein. Es ist meine feste Überzeugung, dass ein christlich fundiertes Krankenhaus eine besonders geeignete Institution für diese Kranken darstellt.

Die Klinik ist sehr großzügig ausgestattet, auch in meinem Spezialgebiet Gastroenterologie. Wir besitzen zwei kostspielige Instrumente, darunter eines zur Doppelballonendoskopie (Dünndarmendoskopie), und wir können auf diesem Gebiet durchaus mit benachbarten Universitäten konkurrieren oder sind sogar besser bestückt. Im Augenblick arbeiten wir also auf sehr gutem Niveau. Mehr sind wir mit grundsätzlichen Überlegungen beschäftigt: Wie können wir unsere ambulante Tätigkeit reaktivieren? Denn in der ambulanten Medizin liegt zweifelsohne eine Entwicklung der Zukunft, die zwar manchem niedergelassenen Arzt Probleme bereiten kann, andererseits aber eben unumgänglich ist. Wie kann man die Ambulanz harmonisch einbetten in die Gesundheitsversorgung? Das sind die aktuellen Fragen.“

Zur Begrüßung des neuen Chefarztes Offensperger überreichte Generaloberin Gebharda einen Türklopfer: Damit sollen dem neuen Leiter der Medizinischen Abteilung nicht nur alle Türen aufgehen. Vielmehr solle auch er das Klopfen der Patienten hören, die ihn mit ihren Bitten, Anliegen und Kümmernissen aufsuchen. Mit dem Hinweis „Notfalls gehen damit auch im Gengenbacher Mutterhaus die Türen auf!“ bot sie ihre Unterstützung an.

Dr. Friedrich Afflerbach

„Seit dem 1.12.2002 bin ich Chefarzt der anästhesiologischen Abteilung in einem Teamarztsystem. Wirklich überrascht hat mich der hohe Grad an Offenheit und die Bereitschaft der Kollegen und der Mitarbeiter der Anästhesiepflege, Neues aufzunehmen und umzusetzen. Vieles von dem, was sich in den letzten Monaten in der Anästhesie der St. Josefsklinik verändert hat, wäre in gleicher Weise und in gleicher Zeit in einem Universitätsklinikum niemals umzusetzen.“

Welche Ideen haben wir bislang verwirklicht? Zwei Punkte: Die zur Zeit modernste Allgemeinanästhesietechnik als lachgasfreie Narkose im so genannten fast geschlossenen Anästhesiesystem mit neuen, dafür optimierten Anästhetika wurde etabliert. Mit der Einführung der so genannten Spinalanästhesie für den Kaiserschnitt im Kreißsaal ist es jetzt auch in unserer Klinik möglich, auf eine Vollnarkose bei Kaiserschnittgeburten in der Regel verzichten zu können.

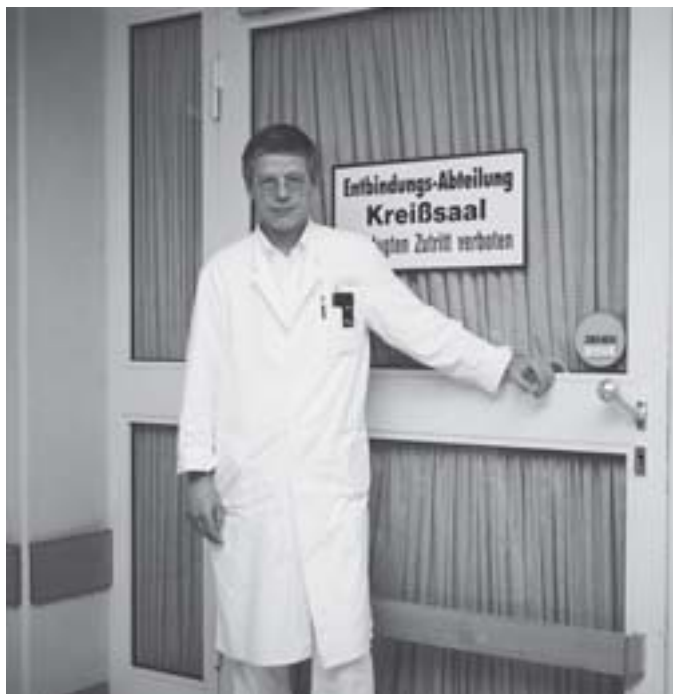
Was sind unsere Ziele bei der Umsetzung neuer Konzepte? Therapie nach aktuellstem, gesichertem Stand der wissenschaft-

lichen Kenntnis! Größtmögliche Patientenzufriedenheit bei maximaler Patientensicherheit! Denn die Zufriedenheit der Patienten ist unser Kapital und damit die wichtigste Grundvoraussetzung für das Bestehen der Klinik in der Zukunft. Noch mehr als bisher werden die Patienten mit ihren Füßen über die Qualität der einzelnen Anbieter von Gesundheitsleistungen abstimmen.

In einem kontinuierlich laufenden Prozess der weiteren Optimierung unseres Vorgehens wird die Anästhesie ihren Beitrag leisten, damit unsere Josefsklinik die Beste wird und damit unsere Patienten für uns abstimmen.

Dr. Jan Willem Siebers

Zuletzt an der Freiburger Uni-Frauenklinik als Oberarzt tätig, tritt er am 1.6.1985 die kommissarische Chefarztstelle in der Gynäkologie des Kreiskrankenhauses Offenburg an. Nach Auflösung der Frauenabteilung wechselt Dr. Siebers als Oberarzt zu der von Dr. Bau geführten Gynäkologie am Josefskrankenhaus, wo er nach der Pensionierung von Dr. Bau dessen Tätigkeit als Chefarzt übernimmt.



Prof. Dr. Jan Willem Siebers

„Ich trat zum 1. Januar 1986 meinen Dienst als Facharzt der Frauenheilkunde in der Josefsklinik an, die leitende Position habe ich etwas später und vereinbarungsgemäß im März 1989 von meinem verehrten Vorgänger Dr. Josef Bau übernommen. Er vertrat noch eine ältere Ärztegeneration, hat mir aber von Anfang an alle Freiheit gelassen. Knapp – und natürlich humorvoll gemeint – formulierte er es so: „Ich regiere, Sie machen alles!“ Die Zusammenarbeit klappte bestens, es war für uns beide eine gute Zeit des Übergangs. Problemlos war auch die Arbeit mit den Schwestern, die stets wunderbare Partner waren und sind. Und immer waren wir medizinisch-technisch hervorragend ausgerüstet, manche Uniklinik hat uns da beneidet. Bei der personellen Ausstattung wurde es im Lauf der Jahre enger, was aber verständlich ist. Denn hatten wir früher vielleicht 35 Brustkrebspatientinnen, so sind es heute 200 im Jahr geworden, was einen enormen Zuwachs an Arbeit mit sich bringt! Doch ist unsere Ergebnisqualität bei der Behandlung dieser Erkrankung sehr gut, wir haben bedeutend weniger Rezidive. Die Zertifizierung unseres Brustzentrums erfolgte in Würdigung dieser erfolgreichen Arbeit.“

Dr. Jörg Wirthle

Als Nachfolger von Dr. Baumeister übernimmt am 1. April 2002 Dr. Wirthle die Leitung der radiologischen Abteilung der St. Josefsklinik. 1990 begann er die ärztliche Aus- und Weiterbildung in der chirurgischen, später radiologischen Klinik des Krankenhauses Porz am Rhein. Nach der Facharztausbildung war er in Oberarztpositionen in Köln und Hameln tätig, bevor er nach Offenburg berufen wurde.

„Schwerpunkte meiner radiologischen Tätigkeit sind vor allem die Schnittbilddiagnostik mittels Kernspin- und Computertomographie sowie Sonographie, einschließlich farbcodierter Dopplersonographie. Am Herzen liegt mir aber auch die gesamte konventionelle Radiologie einschließlich der Mammographie, die immer noch den Großteil unserer alltäglichen radiologischen Arbeit ausmacht. Ich konnte erfreulicherweise eine sehr gut ausgestattete Abteilung von meinem Vorgänger übernehmen und blicke sehr hoffnungsvoll in die Zukunft, da ich fast täglich erlebe, wie mit tiefem Verständnis die Interessen unseres Hauses und meiner Abteilung von den Ordensschwestern der Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu und insbesondere deren Generaloberin Sr. M. Gebharda tatkräftig und vielseitig unterstützt werden.“

Klinik mit Schwimmschule

Ein interessantes Angebot für die Bevölkerung hat die Klinik in der Kooperation mit der Schwimmschule Weiss geschaffen. Was dieses Angebot von den Kursen anderer Anbieter unterscheidet, ist das über Jahre ausgefeilte und bewährte pädagogische Konzept. „Wer bei uns nicht schwimmen lernt, lernt es nirgendwo“, behauptet der Schwimmlehrer und führt entsprechende Referenzen zufriedener Kursteilnehmer an. Außer in Freiburg (im Loretto-Krankenhaus) bietet Weiss Unterricht auch in Achern, Bad Krozingen, Karlsruhe, Lörrach, Offenburg und Zell am Harmersbach an. Wer schon schwimmen kann, kann in Fortgeschrittenenkursen Stil, Ausdauer und Technik verbessern. „Unsere Kursteilnehmer sind dabei unter sich“, betont Weiss. Das ist für viele ein wichtiger Faktor, denn gerade Erwachsene müssen sich überwinden, sich in einem öffentlichen Bad Schwimmen beibringen zu lassen. Möglich ist ebenfalls, durch ein gezieltes Übungsprogramm Tiefenangst abzubauen. Auch Aqua-Gymnastik mit Musikbegleitung ist im Programm, sehr gut geeignet, um Verspannungen abzubauen und den Alltagsstress zu vergessen. Und Mütter mit Kindern im Alter von vier Monaten bis zu einem Jahr können am Baby-Schwimmen teilnehmen, um die Kleinen ans Wasser zu gewöhnen.

Oft sind es die kleinen Dinge, die den Klinikalltag für Patienten und Mitarbeiter freundlich werden lassen. Beispiele:

Der Patientengarten

Rund um die Klinik und in den ruhigen Innenhöfen wachsen verschiedenste Pflanzen im „Patientengarten“ und im Klinikpark. Um das Grün kümmert sich Gärtner Franz Wolf. Im Frühjahr 2004 führt er Kinder der Schule für Körperbehinderte aus Offenburg durch Garten und Gewächshaus. Thema der ungewöhnlichen Unterrichtsstunde sind die Frühlingsblumen. Und jedes Kind erhält zum Abschied eine Pflanze als Geschenk. „Man merkt, dass hier ein anderer Geist herrscht“, meint die Lehrerin an der Schule, Barbara Meier (Einblick 1/2004). Der Garten eignet sich auch bestens für Freiluftkonzerte, wie der leider früh verstorbene Thomas Berger mit der Stadtkapelle Offenburg jährlich bewiesen hat. Patienten, Gäste und Schwestern freuten sich immer sehr über die musikalische Abwechslung.

Die Hausbibliothek

„Ein guter Freund in kranken Tagen ist das Buch. Je nach Autor und Bedürfnis des Lesers bewirkt es Heiterkeit, Ruhe, Spannung oder Wissen. Daher besitzt das Josefskrankenhaus seit 1992 eine Hausbibliothek von etwa 1500 Büchern mit allen Arten von Literatur. Die Bücherei steht auch den Angestellten des Hauses zur Verfügung.“ (Einblick 1/92)

Der Sankt Josefs-Adventskalender

Von Anfang Dezember bis zum Heiligen Abend ist jeden Morgen über den Hausfunk der Sankt-Josefs-Adventskalender zu hören. Die Moderatorin Astrid Magg hält auf jedem Blatt des Kalenders eine schöne Geschichte, ein kleines Lied, ein Gedicht oder etwas zum Nachdenken bereit.

Die kleine Orgel von Remy Mahler

Ein Kleinod besonderer Güte ist diese in einem kostbaren Nussbaumgehäuse untergebrachte Orgel. 1985 erstmals projektiert, war sie 1988 fertig und erklang im Schloss von Bad Krozingen.



Kleine Orgel

1990 war sie dann in Berlin offiziell eingeweiht worden, wo sie in einem neuen Konzertraum drei Jahre ihren Dienst tat. Umständehalber stand sie dann 1993 zum Verkauf, was Dr. Rieseberg, ein langjähriger Freund und Besucher der Krozinger Schloßkonzerte, bewog, sie nach Offenburg in das Josefskrankenhaus zu holen. „Nun steht mein erstes Instrument in Offenburg. Ich hoffe, dass es hier im Krankenhaus einige wohlthuende Klänge schenken kann“, meinte Remy Mahler, der im Jahr darauf eine weitere, größere Orgel in der St. Josefsklinik erstmals erklingen ließ, jene in der Kapelle (siehe dort). Die kleine Orgel wechselte darauf ihren Standort: Seit dem Jahr 2000 schmückt sie die Mutterhauskirche der Franziskanerinnen in Gengenbach.

Sozialer Dienst

Am 1. August 1992 hat diese Abteilung der Klinik ihre Arbeit aufgenommen. Frau Ella Wacker war die erste Besetzung der neuen Stelle, die auf Anregungen von innen wie von außen eingerichtet wurde. Der soziale Dienst im Krankenhaus bietet Hilfe und Unterstützung bei der Lösung krankheitsbedingter psychosozialer, beruflicher und finanzieller Probleme. Die Beratung ist kostenlos. Frau Wacker berichtet über ihre Arbeit:

„Sozialer Dienst – dieses Schild an der Tür lädt manche ein, einfach anzuklopfen in der Hoffnung, Hilfe zu finden in ganz persönlichen Fragestellungen und Nöten. Das Spektrum der Themen ist dabei so groß wie die Anzahl der Menschen, die kommen. Da geht es z. B. darum, wie mit einer lebensverändernden neugestellten Diagnose umgehen, wie erst einmal Schockierendes verarbeiten, welche Veränderungen sich möglicherweise ergeben, wie diese angehen, welche Wege beschreiten jetzt oder später? Wobei mit dem Anklopfen und dem Sprechen über das Problematische schon einer der ersten wichtigen Schritte hinaus ‚aus dem Tal der Tränen‘ erfolgt ist.

Der geschützte Raum direkt und unmittelbar am Ort des Geschehens kann als ein Angebot begriffen werden, Ängste, Verzweiflung, Unsicherheit, Fragen und auch Ärger und Frustration zu zeigen und daraus gemeinsam weitergehende Möglichkeiten zu entwickeln. Verschwiegenheit, eine nicht wertende Annahme und ein entsprechender professioneller Background sowie der jeweils aktuelle Sachstand erwarten die Ratsuchenden dazu hinter der Tür des Sozialen Dienstes.

Mich als langjährige Stelleninhaberin erwartet dagegen statt dieser beständigen Attribute stets Überraschendes, je nachdem was

jeder neue Tag an Unvorhersehbarem bringt. Offen und neugierig interessiert für Menschen sollte man da sein, flexibel und effektiv agieren können. Eine gewisse Gradlinigkeit, orientiert am humanistischen Menschenbild, an systemischen Strukturen sowie an den externen Vorgaben und Möglichkeiten, lässt Kurs halten, wenn das Gegenüber kein Land mehr sieht. Dankbar für das Vertrauen ‚entschädigt‘ der gewährte tiefe Einblick in manches Leben für den unter Umständen steinigen Weg, der mit zu verfolgen ist. Immer wieder zu erkennen, was Freude macht, wofür es sich zu kämpfen lohnt, die Begegnung selbst ist ein Geschenk.

Im Laufe der Jahre immer mehr in den thematischen Mittelpunkt der Arbeit rückt das so genannte Entlassmanagement. Da die Liegezeiten in den Akutkliniken immer kürzer werden, müssen vermehrt Patienten entlassen werden, die noch nicht oder nicht mehr alleine zu Hause zurechtkommen. In kürzester Zeit muss deshalb mit mehr oder weniger vielen Beteiligten – Patient, Angehörige, soziale Ansprechpartner, Ärzte, Pflegende, Krankengymnastik, je nach Fall Kostenträger, Behörden, Pflegeeinrichtungen, Rehakliniken usw. – kommuniziert, recherchiert, analysiert, selektiert und organisiert werden, was den Wünschen und Möglichkeiten des Patienten für die nachstationäre Zeit am nächsten kommt. Dies kann im Einzelfall sehr verschieden sein und ganz unterschiedlich zu gehende Wege, Ziele und Ergebnisse beinhalten. Und auch hier kommt trotz mancher Zeitknappheit der professionelle interdisziplinäre Fundus in psychosozialen und sozialrechtlichen Belangen und der Infrastruktur der externen Partner zum Einsatz.

‚Wann sind Sie da?‘, ‚Wann haben Sie Sprechzeiten?‘, sind oft gestellte Fragen, deren Beantwortung meistens schwer fällt. Am liebsten mache ich feste Termine ab. Nur ist dies bei den oftmals kurzlebigen und umschlagstarken Kontakten nicht immer möglich, sinnvoll und rationell. Wenn z. B. der Patient krankheitsbedingt schnell entlassen werden kann, dem aber ‚plötzlich‘ persönlich Verschiedenstes entgegensteht, bedeutet dies, in kürzester Zeit zu Lösungen zu kommen, die trotzdem idealerweise auch längerfristig tragfähig sind und dem Patienten seinen Platz als Subjekt in diesem Prozess belassen. Oder wenn der Sohn aus München gerade jetzt beim Patienten ist, wie mir die Station mitdenkenderweise telefonisch durchgibt, oder wenn der Arzt das Gespräch mit der Patiententochter ‚schnell‘ an mich weitergeben möchte, weil sich herausgestellt hat, dass diese ganz verzweifelt ist, weil sie nicht weiß, wie es weitergehen soll, oder wenn ich vom Patienten im Krankenzimmer ‚nur‘ eine Information benötige, dieser mich aber zeitlich länger als geplant in Anspruch nimmt, oder wenn ich mit und für Klienten telefoniere, ... – dann bin ich für alle anderen

manchmal unverstandenerweise ‚nicht da‘. Dirigiert von Fällen, die schon in Bearbeitung sind, von neuen konziliarischen Anforderungen im Briefkasten, vom Telefon und seinem Anrufbeantworter, von Menschen, die an die Tür klopfen, von Patienten, die ich am Krankenbett aufsuche, von Mitarbeitern, die mich ‚unterwegs‘ ansprechen, heißt es in fast jedem Augenblick, immer wieder neu zu entscheiden, was jetzt wichtiger ist, das, was gerade in Bearbeitung ist oder das, was neu dazu kommt und eventuell schnell abzuhaken ist oder augenblicklich zumindest ein Stück weiter auf der Wegstrecke gebracht werden kann.

Die Würze bei alledem bedeuten dann obendrein alle möglichen Änderungen. Sei es, dass der Krankheitsverlauf sich anders gestaltet als vorausgesehen, sei es, dass ein externer Partner andere Zielvorstellungen hat als Patient, Angehörige oder interne Kollegen, sei es, dass durch den äußeren Anstoß, den Lebensalltag zu verändern, ein Bewusstseinsprozess in Gang kam, der zu neuen Erkenntnissen und Zielen seitens des Patienten oder der Angehörigen führte, ... dann dynamisch darauf zu reagieren, dem Patienten seinen Weg zu lassen und ihn weiterhin zu unterstützen, eventuell mehr oder weniger neu die Rahmenbedingungen auszuloten, gegebenenfalls Dritten zu vermitteln und zu erklären und letztendlich, wenn gewünscht und nötig, auch in manchmal Unvermeidliches zu begleiten, ist Teil der kompetenten Haltung und des professionellen Anspruchs und bedeutet letztendlich nicht nur für Patient und Angehöriges, sondern auch für das Umfeld insgesamt mehr menschlichen und vielleicht auch materiellen Gewinn.

Die Seelsorge

Das Seelsorge-Team der Josefsklinik arbeitet Hand in Hand und im ökumenischen Geist. Katholische und evangelische Seelsorger wenden sich, gemeinsam mit der Franziskanerin Schwester Benedikta, den Patienten zu.

Im Jahr 2004 stellte das Team ein Faltblatt her, das die Grundgedanken dieser wichtigen Hilfe zusammenfasste, und jedem, der es wünschte, ein Gesprächsangebot machte: „Sie sind zu uns in die Josefsklinik gekommen. Wir wünschen Ihnen, dass Sie sich gut einfinden können, Vertrauen zu den Ärzten und dem Pflegepersonal gewinnen und dass Ihre Behandlung den Erfolg zeigt, den Sie erhoffen. Vielleicht gibt Ihnen der Aufenthalt hier auch Anlass, über manches nachzudenken. Denn es ist sicher nicht leicht, sich mit dem Krankenhausaufenthalt abzufinden, der Sie aus dem Alltag herausgerissen hat. Wenn Sie es

wünschen, stehen wir Ihnen gern zum Gespräch zur Verfügung. Die Kapelle lädt Sie zu jeder Zeit zur Stille und zum Gebet ein.“

Welche Bedeutung der Seelsorge in der Josefsklinik seit jeher zugesprochen wird, geht deutlich aus einem Vortrag hervor, den der langjährige Chefarzt Dr. Stump nach seiner Verabschiedung aus dem Amt 1977 gehalten hat. Er meinte: „Dabei muss ich auch ein Wort über den Krankenhauseelsorger anfügen: er ist ein wichtiger, in seiner Bedeutung leider oft unterschätzter Faktor, der bedauerlicherweise manchmal sowohl von den Kirchen, als auch insbesondere von den Ärzten selber nicht genügend erkannt wird. Diese Fehleinschätzung äußert sich mancherorts in einer quantitativ ungenügenden seelsorgerischen Versorgung, insbesondere wenn die verantwortlichen kirchlichen Instanzen nicht einsehen, dass das Krankenhaus ein Ballungszentrum seelischer Grenzsituationen darstellt. Dass gerade hier eine dynamisch seelsorgerische Elite tätig sein muss, nicht überalterte, körperlich und geistig erschöpfte, den Anforderungen der früheren Pfarrtätigkeit nicht mehr gewachsene Geistliche. Diese Fehleinschätzung zeigt sich vor allem immer wieder an der ungunstigen Tendenz mancher vor allem junger und einseitig apparativ-technisch orientierter Krankenhausärzte, dem Seelsorger fremd oder gar feindselig gegenüberzustehen und ihn auf der Krankenstation als störend zu empfinden. Der Priester, der Geistliche nimmt, vor allem bei schwer- und todkranken Patienten eine zentrale Stellung im therapeutischen Team ein und kann bei richtiger Einstellung der Ärzte die Arzt-Patient-Beziehung sehr fruchtbar beeinflussen.“

Seit dem 1. Januar 2000 hat die St. Josefsklinik einen neuen Krankenhauseelsorger, Pater Burkhard Volkmann, aus dem Orden der Kapuziner. Seine Ordenslaufbahn begann im Jahre 1965 mit dem Noviziat in Stühlingen, 1969 folgte die feierliche Profess. Am 6. März 1971 wurde Pater Burkhard in seiner Heimatgemeinde St. Franziskus in Karlsruhe zum Priester geweiht.

Nach Beendigung seines Studiums (Theologie und Philosophie) war er zunächst lange Jahre in der Pfarrarbeit tätig, dann auch als Erzieher im Internat, als Wallfahrtsseelsorger, dazwischen für zwei Jahre als Kaplan in St. Fidelis in Offenburg, wo gerade das Seelsorgeteam aufgebaut wurde.

Pater Christophorus, der Guardian vom Offenburger Kapuzinerkloster, hielt anlässlich der Einführung des neuen Krankenhauseelsorgers, Pater Burkhard, und der Verabschiedung von Pater Frowin (auch er gehörte zum Konvent der Kapuziner in St. Fidelis) Rückblick und Ausschau, und er sprach Dank, Ermutigung und gute Wünsche für die zwei Priester aus. Pater



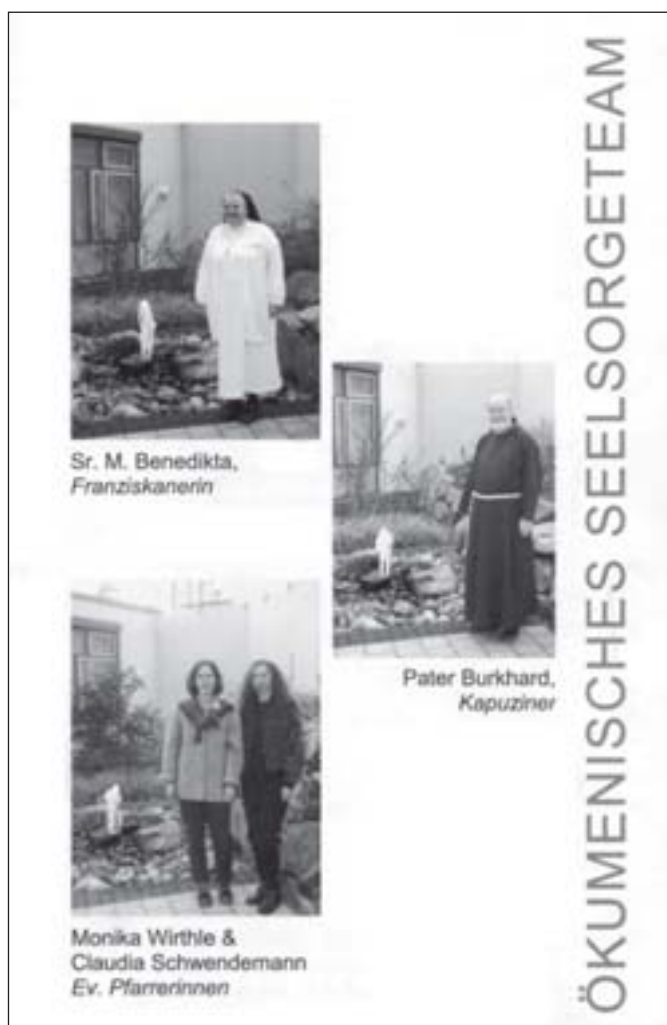
Pater Burkhard

Frowin hat mit viel Freude, Engagement, mit Herz und mit viel Frohsinn 18 Jahre lang seine Pflicht als Krankenhauseensorger getan. Er habe den Menschen gedient. Für Pater Frowin sei es zwar kein Abschied im eigentlichen Sinn. Er darf vorerst mit seinem Nachfolger den Dienst in der Klinik teilen und Pater Burkhard in sein vielfältiges Aufgabengebiet einführen. Sein Wunsch, den Schwestern, den Patienten und den Mitarbeitern in der Josefsklinik froh, gesund und munter noch lange erhalten zu bleiben, hat sich leider nicht erfüllt. Er ist im Oktober 2001 verstorben.

Dekan Peter Schnappinger umriss in seinem Grußwort das Aufgabengebiet der Krankenseelsorge mit wenigen, aber deut-

lichen Worten: Der Dienst in der Klinik sei Gottesdienst, Dienst an den Menschen, um sie zu öffnen für Gottes Wort, Trost und Zuversicht auszusprechen und auch Menschen auf ihrem letzten Weg zu begleiten. Das seelsorgliche Angebot der katholischen und der evangelischen Kirche steht grundsätzlich allen täglich zur Verfügung. Von Bedeutung ist ein monatliches Treffen des ökumenischen Seelsorgeteams, eine Einrichtung, die sich hervorragend bewährt hat.

Zum Aufgabengebiet von Pater Burkhard gehört auch die seelsorgerliche Betreuung der in der Klinik arbeitenden und lebenden Franziskanerinnen. Ob Dekan Peter Schnappinger schon ahnte, was seine Aussage: „Wir brauchen dich als Mensch und als Priester!“ für Pater Burkhard bedeutete?



*Seelsorge,
eine gemeinsame Aufgabe*

Pater Burkhard's Begeisterung für den Fußball ist ungebrochen. Bekannt ist seine Zuneigung zum Karlsruher Sportclub (KSC). „Katholischer Sportclub – KSC“ ist ein Markenzeichen, das er geprägt hat. Sein Oberer, Pater Christophorus, hat Verständnis und ist voller Zuversicht für den Fußball-Pater: „Du wirst auch hier in Offenburg deinen KSC haben – den Katholischen Schwestern-Club, nur mit dem feinen Unterschied, dass die Schwestern für ihre Belange in der ersten Liga spielen.“

Fazit eines Gastes an diesem festlichen Abend: Pater Christophorus hatte recht. Die Franziskanerinnen in der St. Josefsklinik boten sowohl in der Gestaltung des Festgottesdienstes als auch beim anschließenden Abendessen in der Cafeteria der Klinik Format der ersten Liga.

Im November 1995 wird der evangelische Seelsorger an beiden Offenburger Krankenhäusern, Pfarrer Ernst Fäßler, in den Ruhestand verabschiedet. Seit 1974 hat er die Patienten der Häuser betreut. Seine Arbeit führt ab Januar 1996 Frau Pfarrerin Claudia Schwendemann fort. Ihr liegt sehr die ökumenische Zusammenarbeit mit den katholischen Seelsorgern am Herzen. Seit Oktober 2004 erhält sie Unterstützung von Pfarrerin Monika Wirthle, die ihr in der Klinikseelsorge mit 25 Prozent Stellenanteil zur Seite steht.

Die Kapelle

Die erste Kapelle

Nicht nur der leidende Körper soll in der St. Josefsklinik Erholung und Heilung finden, auch die Seele der Patienten bedarf der Hilfe oder Tröstung. Schon aus diesem Grund gehört deshalb auch eine Kapelle zum St. Josefskrankenhaus. Darüber hinaus benötigen die Schwestern ihren Raum für die täglichen Gebetsstunden und Messen. Schon früh am Morgen finden sie sich hier zum Gottesdienst ein. 1956 hat man daher eine schlichte Kapelle im Verbindungsbau errichtet. Hoch- und Seitenaltar waren aus italienischem Marmor, und eine Nachbildung der Madonna vom „Bergle“ in Gengenbach schmückte den Seitenaltar.

Die zweite Kapelle

Im Zuge der im Lauf der Zeit notwendig werdenden Neu- und Umbaumaßnahmen wurde auch eine neue, größere Kapelle erforderlich. Sie sollte, was in der ersten Kapelle nicht möglich war, auch für Patienten im Bett erreichbar und eingerichtet sein.



Madonna vom „Bergle“



Blick vom Altar zur Orgel

Geweiht wurde diese Kapelle am 8. Dezember 1994. Aber bereits ein Jahr zuvor hatte man begonnen, den Gottesdienst darin zu halten.

Dieses Gotteshaus bietet nicht nur die Möglichkeit zur Ruhe und Meditation. Sie ist zusätzlich in künstlerisch einzigartiger Weise gestaltet und bereichert worden, sodass ein Besuch in der Kapelle auch das Auge erfreut. Die äußere Schau kann zur inneren Schau führen. Denn die Themen der Fenster, Bilder und liturgischen Gegenstände sind so gewählt worden, dass sie die ganze Tiefe und Vielfalt der christlichen Botschaft andeuten.



Blick zu den Glasfenstern

Zwei Künstler haben die Ausgestaltung dieses Sakralraumes übernommen: Der Bildhauer Leonhard Eder schuf Altar, Ambo, Tabernakel, Chorkreuz und Marienfigur; der Glasmaler Valentin Feuerstein die Fenster.

Die Kapellenausstattung von Leonhard Eder

„Mit Wort, Gesang, Musik, Liturgie, gemeinschaftlichem Feiern, kunstvollen Bauten und Objekten geben die Glaubenden ihrer Gottesverehrung Ausdruck. Gleichzeitig scheint in den verschiedensten Äußerungen ein menschliches Gottesbild auf, das der Kultur der jeweiligen Zeit Rechnung trägt. Aus dieser Sicht entstehen meine Sakralobjekte. Jenseitiges soll anklingen, assoziiert werden, sodass man es nicht zu erklären oder zu ergünden braucht. Der Kongregation der Franziskanerinnen vom göttlichen Herzen Jesu und mir wünsche ich, dass der Beter, der Kranke, der Besucher durch das Schauen des Kirchenraumes berührt wird.“



Altarraum

Als Mittelpunkt ist die Altarinsel in den Kirchenraum hinein-gebaut. Unmissverständlich wird dargestellt, wo das sakrale und liturgische Zentrum ist: im Altar. Der Stein der Altarplatte ist Zeichen für das irdische, die metallenen Füße für das Jenseitige – Göttliche. Jeder der Füße ist ein Unikat. In der vielfältig reichen Form, in ihrer Gliederung klingt Pflanzliches und Menschliches, Anatomisches an. Die Anordnung der Füße will Zeichen sein für die vielfältige Art, wie Gott uns durchdringt und trägt.

Am Ambo wird Gottes Wort verkündet. Die vier Evangelisten sind durch die vier Füße vorgestellt. Sie tragen gemeinsam die steinerne Pultfläche.

Der Tabernakel als Wohnung Gottes ist real und gleichzeitig metaphysisch zu sehen. Geometrisch, abstrakt, vegetativ und barock mutet die Formensprache an, Ausdruck der Vitalität, der Kraft und Formenfülle Gottes.

Das große Chorkreuz ist das Bild der Geschichte der Menschheit. Wie die menschliche Gesellschaft aus vielen Teilgruppen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besteht, so ist auch das Kreuz aus vielen Teilformen aufgebaut. Bilder sind da: Adam und Eva und der Sündenfall, die Arche Noah und der Regenbogen als Zeichen des Versprechens, die Geburt Jesu, die Hochzeit zu Kanaa, Bergpredigt und Abendmahl. Zentral dann der Kruzifixus, Zeichen des Todes und der Auferstehung, zuoberst dann das himmlische Jerusalem.



Die Abendmahlszene



Geburt Christi

Auch die Marienfigur zeigt wieder die Verbindung des irdischen Materials Stein mit dem göttlichen symbolisierenden Metall und der Farbe Gold. Maria, eingehüllt in den weiten Schutzmantel, hält uns ihren nackten Sohn Gottes hin. Sieben Füße, die die Statue tragen, verweisen auf die sieben Schmerzen Mariens, generell auf die marianische Siebenzahl.“

Die Fenster von Valentin Feuerstein

Dieser bekannte Glaskünstler, der viele Gotteshäuser in Süddeutschland und darüber hinaus mit seinen Fenstern bereichert hat, entwarf die Fenster der Kapelle. Auch er sprach über seine Gedanken zu den Glasgemälden in Einblick 6 (1994):

„Bei der Gestaltung der Farbfenster spielte die existentielle Situation der Kranken, aber auch der Gesunden eine zentrale Rolle. Der Mensch ist im Krankenhaus ein anderer als außerhalb, er ist zutiefst und unausweichlich in Frage gestellt. Die mehr oder weniger heile Welt des ‚Alltags‘ hat für ihn aufgehört. Die Bilder der Fenster versuchen auf ihre künstlerische Weise dem so Aufgeschlossenen die Antwort der Bibel zu geben. Sie möchten den Blick auf das Wort Gottes lenken und seine Offenbarung verständlich machen, denn von dieser ‚Berührung‘ geht Heilung aus.“

Thema ist zunächst der unmittelbare Text der Bibel und seine Umsetzung ins Bild. Es geht Feuerstein aber auch um den tieferen Sinn der biblischen Aussagen.

Thema des ersten Fensters ist die Schöpfung: Die Welt ist aus dem Nichts von Gott geschaffen worden und wird von ihm getragen. Im zweiten Fenster wird die Geschichte von Kain und Abel erzählt. Der Zyklus wird mit Fenster acht auf der gegenüberliegenden Seite weitergeführt. Hier ist Abraham als Vater des Glaubens thematisiert. Wir müssen wegziehen wie Abraham, auf der Suche nach dem Sinn. Von Noah und der Sintflut erzählt das Fenster sieben. Gott sieht die Abwendung des Menschen. In Fenster sechs wird das Heilsgeschehen weiter entfaltet: Gottes Offenbarung stellt sich im Messias dar. Fenster vier hat die Inkarnation Gottes in seine Schöpfung zum Thema. Tod und Auferstehung sind als Einheit zu sehen. Im Zentrum des fünften Fensters steht Christus als das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinweg nimmt. Die oberen Fenster beinhalten eine Auswahl wichtiger Sätze der Bibel, und stehen im Zusammenhang mit den jeweils benachbarten großen Fenstern.



*Fenster VI: Jesu Verklärung
auf dem Berg Tabor*

Die Orgel von Rémy Mahler

„Vor ungefähr zweieinhalb Jahren sprach ich erstmals mit der Krankenhausleitung über die neue Orgel, die in der Kapelle des St. Josefskrankenhauses aufgestellt werden soll. Dieses Projekt war für meine Werkstatt eine erstmalige Herausforderung. Bei der Erstellung meiner bisherigen Instrumente hatten wir uns bemüht, das Gehäuse dem Stil der Kirche anzupassen; dies war in fast allen Fällen eine Kopie eines historischen Instrumentes. Hier in Offenburg konnte oder mußte ich mein Gespür und meine Phantasie zum Ausdruck bringen. Dies stellte eine schwierige Aufgabe für mich dar, weil ich mich nicht auf eine heutige Schule stützen konnte.“

Der Wunsch des Krankenhauses war es, ein zweimanualiges Werk zu beschaffen, das auf ungefähr 15 Register begrenzt sei. Aufgrund des Platzes auf der Empore sollte ein zweiteiliges Werk mit einem Durchgang in der Mitte geplant werden. Der Orgelbauer hätte seine Mechanik so einteilen müssen, daß dieses getrennte Werk gut spielbar wäre. Dieser Kompromiß war mir für meine Orgel zu gefährlich, so daß ich lieber ein einteiliges Werk vorge schlagen habe, das nur ein Pedalregister hat. Durch diese Bauart wurde hinter der geschlossenen Orgel ein Durchgang frei gelassen.

Das Gehäuse wurde aus Nadel- und Pappelholz angefertigt, das nach dem Aufbau in der Kapelle mit einer blauen venezianischen Stuckierung behandelt wurde. Wir haben diese Stuckarbeit bevorzugt, um dem ganzen Gehäuse eine nicht zu aufdringliche und doch lebende, dem Raum angepaßte Atmosphäre einzuprägen. Ich hoffe, daß die großen Bemühungen meiner Mitarbeiter, die Geduld der Schwestern, das Verständnis der Führung des St. Josefskrankenhauses, aber auch die Freundschaft mir erlaubt haben, hier in dieser Andachtskapelle ein Werk zu gestalten, das mein Beitrag zur heutigen Orgelentwicklung sein soll.“

(In: Die Kapelle des St. Josefskrankenhauses Offenburg, S. 32–35)

Die Kapelle im Fernsehen

Über eine Million Zuschauer verfolgten im Jahr 2003 einen Fernsehgottesdienst des ZDF, der live aus der Kapelle der St. Josefsklinik ausgestrahlt wurde. Das biblische Thema des Gottesdienstes lautete: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!“ Die Messe sprach also durch ihre besondere Gestaltung vor allem Menschen an, die als Patienten auf ein Krankenhaus angewiesen sind und die dort arbeiten als Ärzte und Pfleger. Angehörige und Freunde des Hauses nahmen teil, darunter auch die Oberin der Gengenbacher Franziskanerinnen, Schwester M. Gebharda Frank. Der Hausgeistliche Pater Burkhard zelebrierte die Messe. Die Vorbereitungen zur Übertragung hatten sich übrigens über ein Jahr hingezogen.

Die Mesnerin

Die Besucher der Kapelle erfreuen sich immer am liebevoll zusammengestellten Blumenschmuck. Das ist das Verdienst von Schwester M. Columba Hug, die über ihre Arbeit einmal sagte:

„Ab 1982 wurde mir der Dienst als Sakristanin übertragen. Damit wurde ich für die Kapelle, die Vorbereitung zu den Gottesdiensten sowie den Blumenschmuck verantwortlich. Obwohl damit vielfältige neue Arbeit auf mich zukam, u. a. auch die Erneuerung der geistlichen Gewänder, macht mir diese Arbeit viel Freude. Der Blumenschmuck ist auch ein Stück Anbetung.“

Die Krankenhauskapelle ist ein besonders wichtiger Ort im Haus. Sie wird nicht nur von den Schwestern, sondern auch von Patienten, Besuchern und Gläubigen der umliegenden Pfarreien oft aufgesucht. Sr. Irmtraud: „Gestern etwa (Weißer Sonntag 2005) war sie brechend voll beim sonntäglichen Gottesdienst. Für uns Schwestern ist das ein enorm wichtiger Ort, wir brauchen diese Ruhe dort, wo wir mit dem Herrn beten und sprechen können.“ Der Besuch in der Kapelle gehört zum Rhythmus des Schwesternlebens und er wird gern wahrgenommen und vom weltlichen Personal akzeptiert. „Dieser Wechsel von Arbeitszeit und Gebetszeit gehört zu unserem Alltagsleben.“

Die Krankenpflegeschule/ Ökumenisches Institut für Pflegeberufe

Schulleiterin ist Sr. M. Ratmunda Klein, Lehrerin für Pflegeberufe. Der theoretische Unterricht wird durch ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer für Pflegeberufe und durch verschiedene Fachdozenten vermittelt. Ziel der Krankenpflegeschule ist es, eine umfassende theoretische und praktische Ausbildung zu vermitteln. Die Ausbildung orientiert sich an den gesetzlich vorgeschriebenen Richtlinien.



Praktischer und ...

... theoretischer Unterricht



„Wir sind eine katholische Krankenpflegeschule und erwarten, dass unsere christliche Glaubensüberzeugung mitgetragen wird, zum Wohl unserer Patienten. Im Dienst an den Kranken orientieren wir uns an der Bibel und an dem Glauben der katholischen Kirche, wodurch uns Hilfen für eine ganzheitliche Pflege gegeben werden.“ Die Krankenpflegeschule bietet eine dreijährige staatlich anerkannte Ausbildung zur Krankenschwester/zum Krankenpfleger an. Im Oktober 2005 wurde sie zum ersten „Ökumenischen Institut für Pflegeberufe“ und bietet nun in Kooperation des Paul-Gerhardt-Werkes und der St. Josefsklinik eine integrierte Pflegeausbildung. Begleitend zur Ausbildung kann auch die Fachhochschulreife erworben werden. Bis zu 180 Plätze stehen hier bereit für die Ausbildung in Gesundheits- und Krankenpflege, Altenpflege und Altenhilfe. Ausbildungsbeginn ist jeweils der 1. Oktober eines jeden Jahres. Die Ausbildung gliedert sich in einen theoretischen und einen praktischen Teil.

Sr. M. Ratmunda ist seit 1970 an der Krankenpflegeschule tätig. Nach dem Tod von Sr. M. Jubilata im Jahr 1971 übernahm sie die Leitung. „Mein Bemühen war und ist es auch heute noch, die Freude, mit der ich ursprünglich am Krankenbett stand, den Auszubildenden in der Schule weiterzugeben, und sie zu christlich engagierten und qualifizierten Schwestern und Pflegern auszubilden.“



Ökumenisches Institut für Pflegeberufe: Sonja-Mutschler-Prater (Leiterin Altenpflegeschule im Paul-Gerhardt-Werk), Schwester Maria Ulrike, Christoph Piderit (Direktor PEG), Andrea Ibig (PGW), Walter Kohler (Sozialministerium), Schwester Maria Ratmunda (Schulleitung Gesundheits- und Krankenpflege St.-Josefsklinik), Franz Hahn (Verwaltungsdirektor St.-Josefsklinik), Schwester Maria Gebharda (Generaloberin St.-Josefsklinik) und Schwester Maria Sixta (Generalvikarin St.-Josefsklinik).

X. Die St. Josefsklinik morgen

Die St. Josefsklinik morgen. Eine Vision von Verwaltungsdirektor Dr. rer. pol. Franz Hahn

„Ich bin in Offenburg geboren, habe hier am Wirtschaftsgymnasium das Abitur absolviert und nach der Bundeswehr in Freiburg Volkswirtschaft studiert. Nach dem Examen zum Diplom-Volkswirt war ich Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Regionalpolitik und Verkehrswissenschaft. Ursprünglich war eine universitäre Laufbahn vorgesehen. Aber dann wurden aus finanzpolitischen Gründen die Stellen in Forschung und Lehre zunehmend gestrichen. Zu jener Zeit las ich in einer Anzeige, dass man für das Gengenbacher Krankenhaus St. Martin eine stellvertretende Leitung sucht. Ich bewarb mich, erhielt die Stelle und habe dort dreieinhalb Jahre gearbeitet. In dieser Zeit ergaben sich Kontakte zu den Gengenbacher Schwester, besonders zum Mutterhaus und der damaligen Generaloberin Sr. M. Angela. Da das Offenburger Josefskrankenhaus immer größer wurde und man auf fachlich-verwaltungstechnischer Ebene Unterstützung brauchte, sprach man mich an. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es im Offenburger Haus im heutigen Sinne keine eigene Verwaltungsabteilung gegeben. Die Verwaltung bestand aus den Ordensschwestern Sr. M. Rudisindis, Sr. M. Florina, Sr. M. Ortraud und Frau Kempf.

Mein erster Arbeitstag war dann der 1. Juli 1986, wenn ich auch schon von Gengenbach aus immer wieder mal ins Haus gekommen war, um mich einzuarbeiten. Der Bauteil D war zu jener Zeit gerade in Planung, danach ging es an die Realisierung der Intensivstation. Es sollten in jedem Jahr weitere räumliche und medizinische Erweiterungen folgen.

Meine Zukunftsvision für unsere Klinik möchte ich wie folgt umschreiben: Wir werden die anstehenden, revolutionären Veränderungen im Gesundheitswesen und ihre drastischen Auswirkungen auf die Krankenhäuser bewältigen! Dazu helfen uns neue Ideen und Angebote. Ein solches Beispiel ist das neue, ökumenische Institut für Pflegeberufe. Dieses haben wir am 8. Juni 2005 gemeinsam mit dem Paul-Gerhardt-Werk offiziell gegründet. Hatten wir früher Platz für 45 Schüler, so können in dem neuen Institut im Endausbau weit über 200 aufgenommen werden. Offizieller Start war am 1. Oktober 2005. Neben der integrierten Ausbildung, die sowohl als auch zum Examen in der Gesundheits- und Altenpflege führen kann, besteht auch die Möglichkeit zum Erwerb der Fachhochschulreife. Die ent-

sprechenden Bewilligungsbescheide für dieses Modellprojekt liegen vor. Die wissenschaftliche Evaluierung erfolgt durch die Katholische Fachhochschule für Pflegeberufe in Freiburg.

Angesichts des bevorstehenden Strukturwandels im Gesundheitswesen besteht überall Handlungsbedarf. Denn auf alle Einrichtungen kommt die folgende Situation zu: Es gibt verlässliche Schätzungen, dass etwa ein Viertel aller Krankenhäuser die heutigen Funktionen aufzugeben hat. Daraus ergibt sich auch für uns nur eines: Konzentration auf das Kerngeschäft. Diese Kernkompetenz sollte in einem christlichen Haus in jedem Fall die Bereiche Geburtshilfe, Palliativmedizin und Ausbildung beinhalten.

In zehn Jahren schon wird auch die Arbeit eines Krankenhauses anders aussehen als heute. 50% der heutigen stationären Leistungen werden ambulant erbracht werden. Das Belegarztsystem wird es so nicht mehr geben. Immer mehr wird der Focus auch auf der Prävention und der Gesundheitsfürsorge liegen. Bereits unsere bisherigen Bemühungen auf diesem Bereich haben zur WHO-Auszeichnung unseres Hauses als gesundheitsfördernde Einrichtung geführt. Krankenhäuser werden sich auch der Gesundheitsfürsorge auf hohem Niveau widmen.

Mittlerweile haben wir mehrere erfolgreiche Zertifizierungen vorzuweisen. Manches haben wir auch mit angeregt. Bei proCum Cert beispielsweise haben wir die Gründung aktiv unterstützt. Deshalb mussten wir auch ‚in den sauren Apfel beißen‘, als es ernst wurde und uns beteiligen. Wegen des immensen Zeitaufwandes und der zusätzlichen Arbeit haben leider viele Kollegen davon Abstand genommen. Für uns bestätigen mittlerweile mehrere Zertifikate unsere Qualität. Auch waren wir im Jahr 2005 eines der bundesweit 5 Pilotkrankenhäuser des berufsgenossenschaftlichen Pilotprojektes zur Zertifizierung des Arbeitsschutzes als integriertem Bestandteil des Qualitätsmanagementsystems. Wir haben alle wichtigen Auszeichnungen inzwischen vorzuweisen, worauf wir natürlich stolz sind.

Die Ordensgemeinschaft als Träger des Hauses hat sich zur Vorhaltung einer Klinik bekannt, und dies aus mehreren Gründen. Der alles beherrschende Gedanken ist zunächst immer das ‚Wir wollen helfen‘ gewesen, der sich aus der christlichen, franziskanischen Haltung zwangsläufig ergibt. Wichtig war auch der Wunsch nach einem ordenseigenen Haus zur Versorgung und Betreuung der kranken Schwestern. Auch sollte, das war ein weiteres Argument, der Bevölkerung eine reelle Alternative im Sinne und zur Sicherstellung der Wahlfreiheit des Patienten geboten werden. Die Wahlmöglichkeit soll auch mit einem christlich geprägten Haus bestehen. Das kann durchaus auch bedeuten: Manche Maßnahme, manche Dienstleistung rechnet sich

ökonomisch streng genommen nicht und ist kalkulatorisch nicht rentabel und schon gar nicht profitabel. Aber die Einstellung des Trägers und seine konsequente Haltung macht eben manches möglich, was in anderen Häusern nicht denkbar ist. Daraus ergeben sich als positive Nebeneffekte auch gewisse Spiel- und Freiräume. Und wenn diese bewusst mit Leben erfüllt und gelebt werden, dann trägt dies zur Mitarbeitermotivation ganz erheblich bei.“

Die St. Josefsklinik im Jahr 2056. Ein Zukunftsmärchen von Generaloberin Sr. M. Gebharda

Die Generaloberin Sr. M. Gebharda blickt voraus zum 100. Geburtstag der St. Josefsklinik im Jahr 2056. Eigentlich ist der Text geschrieben worden zum 40-jährigen Bestehen des St. Josefskrankenhauses im Sommer 1996, aber Märchen sind ja zeitlos und gelten immer, also auch im Jubiläumsjahr 2006:

„Ich erlaube mir, Ihnen an diesem festlichen Tag ein Märchen vorzutragen, vielleicht kann man es auch eine Vision nennen; dazu wünsche ich Ihnen das Herz eines Kindes:

Wir schreiben das Jahr 2056. Das St. Josefskrankenhaus kann sein 100-jähriges Bestehen feiern. Eine große Veränderung begann, als im Jahr 1996 – also vor sechzig Jahren – das 40-jährige Bestehen des Krankenhauses gefeiert wurde. Es war damals eine Zeit neuer Gesetze und Vorschriften sowie einschneidender Maßnahmen für das Krankenhauswesen. Gelder wurden gestrichen, Stellen abgebaut. Die Menschen bekamen Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlieren und sie hatten wenig Hoffnung auf eine Änderung der Situation. In der Welt und auch in den Ordensgemeinschaften war es eigentlich ähnlich; man schaute in eine ungewisse Zukunft und fühlte sich den Veränderungen kaum gewachsen.

In dieser Situation hinein traf das Wort Jesu: ‚Ich bin bei euch bis ans Ende der Zeiten‘ mitten ins Herz bei denen, die ein offenes Herz hatten. Und langsam geschah etwas, was die Geschichte dieser Welt nur in großen Abständen erleben darf. Dieses Wort Jesu – so fühlte man – ließ Hoffnung aufkommen. Hoffnung auf was? Hoffnung auf Vertrauen untereinander, Hoffnung auf Liebe zueinander!

Und die Menschen begannen, einander anders anzuschauen. Sie schauten mit den Augen des Herzens! Sie sahen Not, Leid und Trauer in den Augen der Anderen, aber auch Freude, Dankbarkeit und Glück konnten sie wahrnehmen. Und langsam konn-

ten sie Worte des Verstehens, der Einfühlung finden. Die Patienten kamen nicht nur mit eigenen Erwartungen, sie sahen auch in den Augen der Ärzte Not und Sorge und manchmal Hilfslosigkeit. Die Ärzte begannen die Patienten Brüder und Schwestern zu nennen, und die Mitarbeiter kamen einander zuvor. Die Worte Jesu: ‚Ich werde bei euch sein‘ gaben ihnen Hoffnung, Kraft und Zuversicht und langsam wandelte sich ihr ganzes Wesen. Dass es jeden von ihnen in dieser großen Welt unter fast sieben Milliarden Menschen nur ein einziges Mal gab, war eine unsagbar wichtige Erkenntnis für sie und gab ihnen Sicherheit, die das Gegenteil von Stolz ist. Die Verfügbarkeit durch Macht, Geld und Erfolg hatte aufgehört. Natürlich brauchten sie noch Geld, aber sie hatten nun eine neue Wertordnung.

Manchmal sagten die Mitarbeiter des St. Josefskrankenhauses zueinander: Es ist eine neue Zeit angebrochen, und sie fühlten sich aufgerufen, diesen neuen Geist in die Gesellschaft zu tragen. Bald merkte man die Veränderung an der Art, wie man redete. Den Politikern gegenüber sagte man nicht mehr, ‚die da oben‘ und diskriminierende Worte jedermann gegenüber fand man bald nicht mehr im Sprachgebrauch der Menschen. Was war denn geschehen? Hatten die Menschen keine Fehler mehr? Das war es nicht, aber sie erkannten ihre Würde und die Würde der anderen. Sie konnten verzeihen und Verzeihung entgegennehmen.

Die Klöster, in die dieser Geist ebenfalls eingezogen war, öffneten ihre Pforten für die Manager und Wirtschaftsexperten, die man bei einer derartigen Veränderung nicht allein lassen durfte. Es war erschütternd zu erfahren, dass sie dort miteinander wie die ersten Christen lebten und man von ihnen sagte: ‚Seht wie sie einander lieben‘. Und die Menschen, die bisher sagten, Europa ist alt geworden, es wird bedeutungslos und wird untergehen, sahen sich getäuscht.

Das St. Josefskrankenhaus ist am Tag seines 100-jährigen Bestehens dafür ein Zeugnis! Aber begonnen hat diese Veränderung zum 40-jährigen Jubiläum.

XI. Ausklang

Anekdoten, Lustiges und Ernstes aus dem Alltag der St. Josefsklinik

(gesammelt von Astrid Magg)

In den Gründerjahren des „Josefs“ war die Armut noch groß. So konnte es durchaus passieren, dass manche der Schwestern für eine Weile auf ihr Bett verzichten mussten, wenn Not an Krankenbetten bestand. Die Schwesternbetten wurden dann einfach frisch bezogen in die Krankenzimmer geschafft. Für die betreffenden Schwestern bedeutete das, sich ein Notlager zu verschaffen. Auch nach der Rückkehr aus den Ferien war für die Schwester das eigene Bett manchmal nicht gesichert.

Aufzüge kannte man damals noch nicht. Die Einrichtung der Krankenzimmer (Betten, Nachttische, Schränke usw.) musste jeweils vom Keller und Lagerraum bis in die einzelnen Stockwerke, auch bis in den vierten Stock, getragen werden.

Vom Mutterhaus Gengenbach kamen täglich drei Schwestern zum Putzen nach Offenburg. Da im Haus kein Platz für sie war, mussten sie sich mit dem Aufenthalt (wohnen, und manchmal auch schlafen) im ehemaligen „Chile-Hüttle“ im Gemüsegarten begnügen. Vor dem Krabbelgetier in diesem Gartenhaus haben sich die armen Schwestern oft nicht wenig gegrault.

Anfangs wurde das Essen täglich vom Mutterhaus Gengenbach angeliefert. Dann jedoch, als man eine bescheidene Küche eingerichtet hatte, war neben dem Krankenpflegedienst und den übrigen Arbeiten zum reibungslosen Verlauf eines Krankenhausalltags für alle Ordensschwestern auch Küchendienst angesagt. Oft musste bis Mitternacht Gemüse geputzt oder Obst eingemacht werden. Und bei jeder Arbeit wurde gebetet.

Da die Schwestern teilweise um 3 Uhr in der Frühe schon wieder aufstehen mussten, weil beispielsweise im Säuglingszimmer zwischen 3 und 5 Uhr morgens gefüttert wurde, war es kein Wunder, dass beim gemeinsamen Gebet in der Kapelle der Schlaf manchmal die Oberhand gewann. Bei einer Schwester fand sich im Buch der Ordensregeln ein handgeschriebener Merktzettel, den sie sich offensichtlich selbst zu Eigen gemacht hatte: „Gegen übermäßiges Schlafen hilft wachen und beten!“

Zum Gottesdienst und zur Beichte gingen die Schwestern nach Zell-Weierbach, der Pfarrei Weingarten. Als in der Krankenhausküche wieder einmal viel Arbeit anstand, das Personal jedoch knapp war, wurde der Gang zur Beichte von der Oberin kurzerhand mit folgender Bemerkung aus dem Tagesprogramm

gestrichen: „Jetzt wird nicht gebeichtet, jetzt wird Salat und Gemüse geputzt!“

Küchengeräte waren in damaliger Zeit eine Kostbarkeit. Eine Schwester erinnert sich, dass die Küchenschwester in dieser Not recht erfinderisch war. Neben anderen Provisorien diente ihr z. B. eine Weinflasche als Wellholz.

Auch Schwester Margitta vom Kinderzimmer für die größeren Kinder hatte so ihre Probleme. Und wie froh war sie, als sie endlich das Geld für einen schönen großen Kochtopf bekam, um für „ihre Kinder“ spezielle Kindernahrung zubereiten zu können. Umso größer ihr Entsetzen, als der Topf gleich am ersten Tag auf ungeklärte Weise verschwand. Ein neuer Kochtopf musste her, schier unerschwinglich zu dieser Zeit! Aber den neuen Topf ließ sie von da an nicht mehr aus den Augen, und des Nachts versteckte sie ihn vor jeglichem Zugriff sogar in ihrem Bett.

Wer kann sich heute noch vorstellen, dass ein Putzlappen ein willkommenes Geschenk sein kann? Die Ordensschwestern des St. Josefskrankenhauses Offenburg waren in den Gründerjahren dieses Hauses glücklich und dankbar um jeden „Lumpen“, den ihnen ihre Kongregationsschwestern aus dem Krankenhaus Laufenburg in der Schweiz geschickt haben.

Das erste Refektorium der Franziskanerinnen des „Josefs“ war ein kleiner Raum im Keller des Krankenhauses. Die Einrichtung bestand aus Kisten und Brettern. Auf den Kisten saß man, die Bretter dienten als Tische. Der Namenstag einer Schwester, der anstelle ihres Geburtstages besonders gewürdigt wird, wurde durch einen doppelten Wasserweck und einen Pudding, das Geschenk des Tages, gekrönt.

Neben der Pflege erkrankter Ordensschwestern hatte man es sich im St. Josefskrankenhaus Offenburg auch zur Aufgabe gemacht, kranke Priester aufzunehmen. Die Ehrfurcht vor dem Priesterberuf aber war groß und so ergab sich eines Tages das Problem: Wer wäscht den erkrankten Hochwürden? Schließlich und endlich wurde für diese schwierige Aufgabe Schwester Bartholomäa mit der Begründung auserwählt, sie könne am besten den Pfarrern „den Kopf wäschen“!

Schwester Ortraud erinnert sich 2005 noch gern an jenen Busfahrer, der, wenn er vor dem Seppelianum Halt machte, immer sagte: „Aussteigen, Storchennest!“ Er bezog sich dabei auf die 1961 eingeweihte geburtshilflich-gynäkologische Abteilung.

Dank-Gedichte

für die Klinik, für Schwestern und Ärzte. Über die Jahrzehnte hinweg haben immer wieder dichterisch begabte Patienten auf ganz persönliche Weise dem Haus ihren Dank in lyrischer Form abgestattet. Eine kleine Auswahl:

Das Klagelied vom Kropf. Offenburg 10. Juli 1959

Man schluckt das Fleisch, man schluckt das Kraut,
 Man schluckt auch, was man nicht verdaut,
 Und eben drum, Freund Bea,
 Mach öha!
 Du schnaufst und keuchst, Du arme Laus,
 Du bist soweit, dein Kropf muß raus.
 O jerum!
 Und so geschieht's. Der Doctor droht
 Mit seinem Messer blutig rot,
 Er geht ihm an die Gurgel,
 Der Schurke-l.
 Drauf teilt das Volk sich flüsternd mit:
 Der Pfarrer hat 'nen Kaiser-Schnitt.
 O jerum!

(Hintergrund: Pfarrer Bea ließ sich von Dr. Kaiser am Kropf operieren, erhielt also einen Kaiser-Schnitt)

Als großer Chirurg

Als großer Chirurg in Stadt und Land
 Herr Chefarzt Kaiser ist bekannt,
 er schneidet alles rutze-butz
 aus den Menschenleibern, was nichts nutz.
 Von morgens früh bis abends spat
 Bewegt sein Geist sich wie ein Rad,
 und immer nur darauf bedacht
 zu helfen da, wo's Schmerzen macht.
 (...)

Der liebe Gott möge Sie uns recht lange in voller Gesundheit erhalten,
 Ihre dankbare Patientin L.H. (mit der kaputten rechten Pfote)

„Kaiserliche“ Chef-Visite auf Zimmer 206, Mai 1961

Die Tür geht auf – und mit zwei schnellen Schritten
 Steht der Herr Chefarzt lächelnd in der Mitten
 Des Zimmers. Grüßend blickt er in die Runde,
 und husch! Schon in der folgenden Sekunde
 verbindet er die Wunde des Patienten
 mit den begnadeten Chirurghänden.
 Dem Nächsten zieht er Fäden, eins, zwei, drei,
 erzählt ein lustigs Gschichtle ihm dabei,
 und eh dem Kranken etwas wehtun könnte,
 ist längst die ganze Prozedur zu Ende.

...

„So! Fertig? Haben wir auch nix vergessen?
 Dann los, denn alles will zum Mittagessen!“
 Ein Gruss rundum, ein schelmisch-lachender Blick,
 fort ist er! Aber der Frohsinn bleibt uns zurück.

Passiert am 1. Mai 1968

Das Offenburger Josefshaus, es hört sich an wie toll,
 ist voll des guten Rufes grad, ein jeder weiß es wohl.
 Ob jung, ob alt, ob Frau, ob Mann, ob Schwester obendrein,
 kommen all voll Zuversicht, stellt sich ´ne Krankheit ein.

Der Sache hab ich nachgespürt, wie geht das denn hier zu,
 daß alles schafft und emsig rennt, das hatt ich raus im Nu.
 Und plötzlich ging mir auf das Licht, ich hab den Chef entdeckt,
 es ist sein Blick und sein Humor, was neues Leben weckt.

Mit soviel Schneid und viel Geschick von morgens früh bis spät,
 gelindert wird so mancher Schmerz, manch Bäuchlein zugenäht.
 Chef Kaiser, Kaiser, tralala, du machst dem Herrgott Spaß,
 denn immer bist du hilfsbereit, bei Tag und auch bei Nacht!

Sehr geehrter Herr Chefarzt, mit Verlaub,

möchte mich morgen gerne machen aus dem Staub,
um zurück zu kehren zu meinem lieben Gatten,
wenn Sie es gestatten!

Leider geht es noch nicht in Gesang,
denn es fehlt doch noch der Klang.

Mit Ihrem „großen Können“
und humorvollen „Guten Morgen“,
haben Sie mich befreit von meinen Kröpfen
und meinen Sorgen.

Als dankbares alterndes Mädchen
verabschiede ich mich mit Knicks'chen und Pfötchen.
Offenburg, den 20. Juni 1978

Ihre M.W.

Es hängt mein Gallenstein schon an der Wand,

in einem Beutel, den ich selbst erstand.

Wißt Ihr, warum ich lustig bin,
seh ich zum Gallenstein dorthin,
er hatte mich sehr viele Jahre in der Hand,
er quälte mich fast über den Verstand,
so böse, so gemein, wie nur ein Gallenstein kann sein.

Unser Doktor, der Herr Kaiser, machte gar nicht lange rum,
einen Schnitt und ritsche ratsche und der Gallenstein war hin,
nun gings ihm an den Kragen
und aus wars mit dem Wohlbehagen.

Drum Herr Doktor, leben Sie noch recht lange,
und vernichten Sie noch viele böse Galle.

In Dankbarkeit Frau B.H.

(zu singen nach der Melodie: Es hängt ein Pferdehalfter an der Wand)

Herzlich möcht ich heute danken,

allen, die in OP's Schranken
taten eifrig ihre Pflicht.

Nach dem Dunkel sah ich Licht.

Denn die Sorgen sind nun fort.

Ich hab nun ein letztes Wort

Stets Gesundheit, langes Leben

Mög der Hergott Ihnen geben!

Drum stimmt an den neuen Hit:

„Hier hilft nur ein Kaiser-Schnitt!“

*1996 begibt sich auch die
Generaloberin der Josefs-
klinik, Sr. M. Gebharda,
in „ihre“ Klinik – und
bedankt sich danach
mit diesem herzlichen
Dankgedicht*

Dem Josef's zugeeignet!

Da lieg ich nun, ich bin Patient,
und hoff, daß sich mein Schicksal wendt!
Was da so geht tagaus, tagein,
läßt mich vergessen eig'ne Pein.
Ob Galle-, Blinddarm-, Leberschmerzen,
ob Hüfte-, Nieren-, ob am Herzen,
an alles geht mit Energie,
die Mann-(Frau-)schaft hier, ob spät, ob früh.

Da an der Pforte und Verwaltung
wird Dir mit liebevoller Haltung
erklärt, wie es jetzt weitergeht,
derweil Dein Koffer rasch entschwebt.
Vor Angst kann ich nicht richtig lesen;
war jetzt der Pfeil nach rechts gewesen?
Ganz kleinlaut frag ich da 'ne Frau,
die Böden putzt, die weiß's genau!
Sie zeigt den Aufzug mir und meint,
mit dem wird's wohl am besten sein!
Der führt mich rasch jetzt in die Höh,
ein Stock zu hoch, wie ich dann seh.
Auch da ist Hilfe gar nicht weit,
ich staun', wie nett sind hier die Leut!

Ich bin dann schnell am rechten Ort,
find Zimmer, Bett und Koffer dort.
Da läutet schon das Telefon,
ich hebe ab und hör den Ton.
Es meldet sich das Kinderzimmer,
von dorther kommt ein zart Gewimmer.
Im Josefs ist, wie öfter schon,
ein kleines Menschenkind gebor'n.
Ich danke Gott für dieses Kind,
und bete, daß den Weg es findt!

Die Liebe geht auch durch den Magen,
das kann man von der Küche sagen.
Und Sicherheit ist groß geschrieben,
man ist nie ohne Hilf geblieben.
Ich habe überall gespürt,
hier wird mit Herz Regie geführt.

Nun bin ich g'sund, darf wieder heim,
jetzt muß ein Wort des Dankes sein:
Das Josefs, das verlaß ich heut,
im Herzen trag ich Euch, Ihr Leut!

Sr. M. Gebharda

Ein Leserbrief

„Dies Woche hatte ich eine Untersuchung im Josefs, vor der ich große Angst hatte. Ich muss sagen, dass ich so gut und so fürsorglich behandelt wurde – ich bin keine Privatpatientin –; dass ich richtig beeindruckt bin. Obwohl ich davon ausgehe, dass solche Untersuchungen dort dauernd durchgeführt werden, hatte ich nicht das Gefühl, eine Nummer zu sein. Ich bin sehr dankbar. Marina E.“

(Offenburger Tageblatt 28.1.2004)

Die Frau eines Patienten

„Mein Mann war mehr als sieben Jahre krank, und mußte immer wieder stationär ins Krankenhaus, oft auch in die Notaufnahme. Wie gut die ärztliche Versorgung war, das braucht man eigentlich nicht erst zu betonen, das ist ja bekannt. Aber besonders wohltuend war die ganze Atmosphäre im Haus, darüber kann ich nur das Beste sagen. Wir haben das menschliche Klima in der Josefsklinik immer als etwas ganz Besonderes empfunden. Der christliche Geist in der Fürsorge und der Pflege hat meinem Mann, aber auch mir ungeheuer geholfen. Besonders hervorheben möchte ich Schwester Beata von der Inneren Abteilung. Von früh bis spät war sie immer aufmerksam, war immer freundlich. Über viele Jahre habe ich sie nur so erlebt. Auch die Ärzte unterhalb des Chefarztes waren nicht nur fachlich, sondern eben auch menschlich absolut integer.“

Irmgard Schäfer, Offenburg (März 2005)

Das Fürbitt-Buch: Lieber Heiliger Josef, Danke für alles!

Ein einfaches Fürbitt-Buch liegt in der Kapelle der Josefsklinik aus, in das die Besucher und Patienten ihre Gebets-Anliegen eintragen können. Es wird rege Gebrauch davon gemacht, was zeigt, daß diese Form des Gebetseintrages einem tiefen Bedürfnis entgegenkommt. Das kleine Buch hat einen grünen Einband: es will ein Buch der Hoffnung sein, ist doch Grün die Farbe der Hoffnung in der christlichen Ikonographie. Und viele Hoffnungen sind hier aufgeschrieben. Es ist aber auch ein Buch der Ängste und Schmerzen, des Verlassenseins und des Todes. In all diesem zusammen ist es ein Buch des Lebens, in dem zu lesen zum berührenden Erlebnis wird.

Die Einträge sind sehr persönliche Gebete, und sie sind eigentlich nicht für die Öffentlichkeit gedacht. Blicken wir also nur kurz auf einige anonym gehaltene Texte:

einfach nur Danke für alles
und gib allen anderen auch
Kraft und Zuversicht
31.3.03

Lieber Gott, laß mich nicht allein und hilf mir die Krankheit zu bewältigen. Vergelts Gott

Lieber Gott! Danke für Deine Nähe in den letzten Monaten. Du hast meinen Mann und mich durch eine schwere Zeit getragen. Bitte bleibe auch weiterhin an unserer Seite, gib uns Kraft und Zuversicht und schenke meinem innigst geliebten Mann Heilung von seiner Krankheit. Danke, daß Du so einen wundervollen Menschen an meine Seite gestellt hast.

Maria, mach alles wieder gut. Beschütze uns!

Lieber Gott! Bitte hilf mir in meiner großen Not. Gib mir viel Kraft, die Therapie zu verarbeiten.

Lieber Gott, wir danken Dir für unsere 2 gesunden Enkelkinder, behüte sie allezeit, schütze ihre Eltern. Denke auch an alle anderen, die auf ein Baby hoffen. Danke.

Lieber Gott, hilf mir, die Krankheit anzunehmen und zu tragen und hilf auch, daß ich wieder gesund werde.

Stehe meinem Sohn bei und nimm ihn unter deinen Schutz, daß er wieder gesund an Leib und Seele aus dem Krieg zurückkommt. Stehe meinen Kindern bei bei ihrer Familiengründung und begleite sie auf ihrem weiteren Lebensweg. Danke!

Vergelts Gott für die gelungene Operation und den gutartigen Befund.

Betet bitte für eine Frau, die sich letzten Sonntag aus Verzweiflung das Leben genommen hat.

Guter Gott, Danke für Deine Liebe, danke für gute Menschen hier im Haus.

Lieber Jesus, hilf meiner Mama auf ihrem letzten Weg, nimm sie in Deine barmherzigen Arme. Danke.

Lieber Gott, ich möchte Dir danken für alles, was du für mich oder uns tust. Ich bitte Dich, beschütze die Schwestern hier und auf der ganzen Welt. Sie zaubern immer ein Lächeln auf unser Gesicht.

Lieber Gott, wir danken Dir, daß unser Vater, Opa von seinem Schmerz befreit wurde, und daß er sanft in Ruhe einschlafen durfte, er wird immer in unserem Herzen weiter leben.


Gib allen Angehörigen Mut und Kraft, mit dem Leid fertig zu werden. Stärke sie.

Herr, danke, daß ich wieder gesund werde und am Montag mit meinem Mann Silberhochzeit feiern kann.

Heilige Gottesmutter, mach mirs nicht so schwer. Danke.

Lieber Gott, lass meine Oma wieder gesund werden. Amen.

Lieber Heiliger Josef, Danke für alles.

28.6.03 Lieber Gott!
Warum ist mein
Opa nur gestorben ich
wollte das
nicht Amen
irgendwie war es
eine Erlöser
A


XII. Anhang

Übersicht über die Baugeschichte der St. Josefsklinik

(zusammengestellt von B. Struck)

- 1954 Grundsteinlegung am 23. Oktober
- 1955 Baubeginn der Bauteile A, B, C und E
- 1956 Eröffnung des Krankenhauses am 2. Juni
- 1961 Neubau Bauteil F: Gyn. / Wochenstation, Gyn.-Ambulanz, Zytologie
- 1966 Neubau St. Klara Wohnheim, Schwimmbad
- 1975 Neubau St. Elisabeth Schwesternwohnheim
- 1986 Bauteil D1/D2: Neubau Verwaltung, OP-Bereich, Chirurgische Ambulanz, Bettenzentrale, Notfallaufnahme, Krankenwagenhalle
- 1987 Bauteil C: Umbau Intensivstation
- 1988 Bauteil G: Erweiterung Frauenbau: Gyn., Wochenstation, Kreißsaal und Krankengymnastik-Abteilung
- 1989 Bauteil A: Umbau Schwesternstation
- 1990 Bauteil B: Umbau Labor, Gastroenterologie, Wachstation, Innere Abteilung und Bettenstation; Neubau Heizzentrale
- 1991 Bauteil B: Umbau und Aufstockung; Bauteil B2: Neubau einer Zentralküche
- 1993 Bauteil B: Neubau Kapelle, Refektorium
- 1998 Bauteil E: Umbau und Sanierung Bettenhaus, Chirurgische und Innere Abteilung; Einbau von Cafeteria, Friseursalon und Treppenhaus
- 1998 Bauteil D: Erweiterung Verwaltungsgebäude
- 2000 Parkdeck: Neubau eines zweigeschossigen Parkdecks
- 2000 Landeplatz: Errichtung und Betrieb eines Hubschrauber-Sonderlandeplatzes
- 2000 Bauteil D: Anbau und Erweiterung des Eingangsbereichs und der Zentrale
- 2000 Bauteil C, D: Erweiterung der Radiologie
- 2001 Bauteil D2: Erweiterung der Radiologie, Nuklearmedizin
- 2001 Bauteil E: Erweiterung der Bettenstation, Chirurgische Abteilung und Onkologische Ambulanz
- 2001 Bauteil G: Umbau Neonatologie
- 2002 Bauteil J: Erweiterung mit Pflegestation, Gynäkologie, Klinischem Arztendienst, Tagesklinik und Zytostatika, Chirurgische Ambulanz und Auditorium
- 2005 Bauteil F: Umbau und Sanierung Zentrale Aufnahme, Kreißsaal, Wochenstation und Krankenpflegeschule
- 2006 Medizinisches Versorgungszentrum

Die Hausoberinnen der St. Josefsklinik

Als Hausoberinnen waren tätig die Schwestern

Sr. Domitia (1956–1962)

Sr. Eliana (war nebenbei noch als OP-Schwester tätig),

Sr. Leonilla (1970–1991): Im Oktober 1991 wird Schwester Leonilla verabschiedet. 36 Jahre seit 1956 war sie im Josefskrankenhaus tätig gewesen, davon zuletzt 18 Jahre als Oberin. Als sie im Oktober 1997 stirbt, hält Ingrid Fuchs ihr die Trauerrede: „Als ehemalige OP-Schwester der Gründerjahre und spätere Oberin des St. Josefskrankenhauses hat Schwester Leonilla Großes, ja Größtes geleistet. Als vor etwa 20 Jahren die Phase des großen Umbruchs in den Krankenhäusern begann, hat sie mit ihrem unerschöpflichen Gottvertrauen das Entscheidende getan. Sie hat für ihr St. Josefskrankenhaus die Basis geschaffen, auf der es heute noch, und auch für die Zukunft zum Wohl vieler Menschen bestehen kann.“ Schwester Ortraud über Sr. Leonilla: „Sie hatte nicht nur das Krankenhaus, sondern auch den Ordensschwestern-Konvent zu betreuen. Auch stellte sie oft das neue Personal für die Pflege ein. Sr. Leonilla war eine bescheidene, selbstlose Ordensschwester, immer gütig zum Nächsten. Für sich selbst hatte sie keine Zeit. Ihr großes Anliegen waren die Sterbenden, nie ging sie zu Bett, ohne dass sie nochmals zu diesen Patienten ging. Wenn es sein musste, hielt sie auch Nachtwache.“

Sr. Assumpta (1991–1998),

Sr. Ehrentrudis (1998: „Nach mehrjähriger Leitung des St. Josefshauses, einem Ferien- und Erholungshaus im Winter- und Sommerkurort Engelberg in der Schweiz, freut es mich, die mir übertragene neue Aufgabe als Hausoberin der St. Josefsklinik anzutreten. Es ist mir ein Bedürfnis, in einem für mich noch ungewohnten Umfeld die gegenseitige Achtung, Ehrlichkeit und Aufgeschlossenheit sowie ein kameradschaftliches Miteinander in, wenn immer möglich, heiterer Atmosphäre zu pflegen.“

Sr. Hermella (bis 2002),

Sr. Florina (seit Sept. 2002): „Die vielseitigen Interessen und Belange des ganzen Hauses kann ich als Hausoberin nur im positiven Zusammenwirken aller, die in dieser Klinik ihren Dienst tun, wahrnehmen. Die übernommene Verantwortung sehe ich als Fürsorge für die gesamte Dienerschaft. In ihr liegt mein Bemühen um ein faires Miteinander und eine mitarbeiterfreundliche Gestaltung des Arbeitsklimas. Insbesondere wird es mein Anliegen sein, den Geist und die Zielsetzung dieser Klinik zu wahren und zu fördern und die ganzheitliche Betreuung und

Versorgung der Patienten in einer Atmosphäre der christlichen Nächstenliebe im Auge zu behalten.“

Die Hausgeistlichen

Hausgeistliche waren: Pater Kowalek (drei Jahre; ging dann nach Fußbach); Pater Eugen (Trappist), Pater Maurus (ein gebürtiger Offenburger), Pater Werner, Pater Marquard, Pater Frowin (Kapuziner), Pater Burkhard (Kapuziner).

Chefärzte und ärztliche Direktoren der St. Josefsklinik seit 1956

Chirurgie:

Kaiser, Fritz
Stumpf, Alexander
Hügel, Bernhard

Innere:

Stump, Werner
Rieseberg, Thomas
Nolte, Jürgen
Offensperger, Wolf-Bernhard

Röntgen:

Baumeister, Ludger
Wirthle, Jörg

Gynäkologie/Frauen

Bau, Josef
Siebers, Jan-Willem

Abt. für Anästhesiologie und operative Intensivmedizin

Hinsken, Heinrich
Zechlin, Eckart
Afflerbach, Friedrich

Ärztliche Direktoren:

Stumpf (bis 1977)
Rieseberg (1977 bis 1997)
Nolte (bis 2003)
Siebers (seit 2003)

Kurze Ärztebiographien

Werner Stump

Medizinstudium Freiburg und München. Nach dem Staatsexamen Praktikant und Unterarzt an der Medizinischen Poliklinik Freiburg. 1940 Promotion, ab 1942 Lazarettarzt. Nach dem Krieg Oberarzt an der Medizinischen Poliklinik Freiburg. 1954 Habilitation über funktionelle Schilddrüsenstörungen, danach Privatdozent an der Uni Freiburg. 1956 erster Chefarzt der Inneren Medizin am St. Josefskrankenhaus Offenburg und Leitung der dem Krankenhaus angeschlossenen Krankenpflegeschule. Pensionierung 1977.

Fritz Kaiser

Medizinstudium in Freiburg, Marburg und Kiel. Staatsexamen 1940. Nach russischer Kriegsgefangenschaft 1947 an die Chirurgische Uniklinik Freiburg, dort 1953 Oberarzt bei Prof. Krauss. 1956 erster Chefarzt für Chirurgie am St. Josefskrankenhaus Offenburg. Pensionierung 1978.

Josef Bau

1923 in Biberach im Kinzigtal geboren, beendete er 1948 sein Medizinstudium in Freiburg. Zunächst Assistenzarzt in Gengenbach, Heidelberg und Stuttgart. Nach der Ausbildung zum Facharzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe seit 1957 Oberarzt in der Frauenklinik der Saarknappschaft bei Saarbrücken. Dort erhielt er die Berufung nach Offenburg als Chefarzt der neuen geburtshilflich-gynäkologischen Abteilung des St. Josefskrankenhauses, Arbeitsaufnahme 1961. Pensionierung 1989.

Jürgen Nolte

Medizinstudium in Freiburg und München, Staatsexamen 1961. Approbation 1964, Wehrdienst als Truppenarzt 1965. Von 1965 bis 1971 wissenschaftlicher Assistent an der Medizinischen Klinik und am Biochemischen Institut der Universitäten München und Konstanz, Leitung der Intensivstation und der endoskopischen Gastroenterologie der Uniklinik Freiburg. Seit 1. April 1977 Chefarzt der Inneren Medizin am St. Josefskrankenhaus Offenburg als Nachfolger von Dr. Stump, gemeinsam mit Dr. Thomas Rieseberg. Pensionierung 2003.

Thomas Rieseberg

Medizinstudium in Freiburg, Staatsexamen 1958. Ausbildung am Pathologischen Institut der Uni Freiburg, Medizinalassistentenzeit in Saarbrücken und Pirmasens. Von 1961 bis 1963 Assistent am St. Josefskrankenhaus Offenburg, dann Assistentenjahre im Städtischen Krankenhaus Baden-Baden. Dort fünfzehn Monate Oberarzt in der Inneren Abteilung mit Aufbau der Gastroenterologie, kardiologischen Intensivpflege und einer kleinen Dialysestation. Seit Juli 1975 Oberarzt auf der Inneren Abteilung des St. Josefskrankenhauses Offenburg, ab 1. April 1977 Chefarzt als Nachfolger von Dr. Stump, gemeinsam mit Dr. Jürgen Nolte.

Ludger Baumeister

Staatsexamen 1960, Approbation 1963, anschließend anderthalb Jahre wissenschaftlicher Assistent am Pharmakologischen Institut der Universität Freiburg. 1965-1970 Ausbildung zum Facharzt für Radiologie an den Unikliniken Freiburg. Seit 1970 Oberarzt der Röntgenabteilung der Medizinischen Universitätsklinik, seit März 1976 Leiter der Sektion Innere Medizin, Abteilung Röntgendiagnostik. Seit 1. Mai 1977 Chefarzt der neugeschaffenen Abteilung für Radiologie des St. Josefskrankenhauses Offenburg. Pensionierung 2001.

Alexander Stumpf

Medizinstudium in Heidelberg, Staatsexamen 1966. 1968 Chirurgische Klinik Stuttgart, dort 1973 Oberarzt. 1977 erster Oberarzt in der Unfallklinik Ludwigshafen. Ab 1. Oktober 1978 Chefarzt im St. Josefskrankenhaus Offenburg als Nachfolger von Dr. Kaiser. Pensionierung April 2001.

Jan Willem Siebers

Zuletzt an der Freiburger Uni-Frauenklinik als Oberarzt tätig, tritt er am 1.6.1985 die kommissarische Chefarztstelle in der Gynäkologie des Kreiskrankenhauses Offenburg an. Nach Auflösung der Frauenabteilung wechselt Siebers als Oberarzt zu der von Dr. Bau geführten Gynäkologie am Josefskrankenhaus, wo er nach Pensionierung von Bau die Chefarztstelle übernimmt.

Wolf-Bernhard Offensperger

Medizinstudium in Freiburg, danach zweijähriger Forschungsaufenthalt in New York. Seit 1985 in Freiburg allgemein-interne und gastroenterologische Ausbildung. 1993 Facharztanerkennung zum Internisten, 1996 Gebietsbezeichnung Gas-

troenterologie, klinischer Oberarzt der Medizinischen Uniklinik Freiburg, 2002 dort leitender Oberarzt. Als Nachfolger von Prof. Dr. Nolte Juli 2003 an die St. Josefsklinik Offenburg.

Bernhard Hügel

Medizinstudium Würzburg. Regimentsarzt des Flugabwehrrégiments 12, anschließend Assistenzarzt am Zentrum für Anästhesiologie Bad Mergentheim. Ab Ende 1986 Assistent der allgemeinen chirurgischen Abteilung Juliusspital Würzburg. 1992 Facharztanerkennung, 1994 Oberarzt der Gesamtchirurgischen Klinik, 1995 Schwerpunktbezeichnung Unfallchirurgie. 1998 Leitender Oberarzt der Abt. Allgemein- und Visceralchirurgie der Chirurgischen Klinik Juliusspital Würzburg. April 2001 Chefarzt der Chirurgischen Abteilung der St. Josefsklinik als Nachfolger von Dr. Stumpf; Juni 2001 Schwerpunktbezeichnung Visceralchirurgie.

Jörg Wirthle

Medizinstudium Bochum, Essen, Köln. Aus- und Weiterbildung in der chirurgischen Klinik des Krankenhauses Porz am Rhein, 1992 radiologische Abteilung des Hauses. 1996 bis 1998 Assistenzarzt, nach Facharztanerkennung Funktionsoberarzt in der radiologischen Abteilung des Eduardus-Krankenhauses Köln-Deutz. 1998 bis 2002 Oberarzt Kreiskrankenhaus Hameln (Kernspintomograph). April 2002 Leitung der radiologischen Abteilung der St. Josefsklinik als Nachfolger von Dr. Baumeister.

Friedrich Afflerbach

Seit dem 1.12.2002 Chefarzt der anästhesiologischen Abteilung in einem Teamarztssystem. Bisher verwirklichte Ideen: Die zur Zeit modernste Allgemeinanästhesietechnik als lachgasfreie Narkose im so genannten fast geschlossenen Anästhesiesystem mit neuen, dafür optimierten Anästhetika. Die Einführung der so genannten Spinalanästhesie für den Kaiserschnitt im Kreißsaal ermöglicht, auf eine Vollnarkose bei Kaiserschnittgeburten in der Regel verzichten zu können. „Im Prozess der weiteren Optimierung will auch die Anästhesie ihren Beitrag leisten, damit die Josefsklinik die Beste wird und die Patienten für uns abstimmen.“

Entwicklung der Pflegesätze in der St. Josefsklinik, von den Anfängen bis heute

Wesentliche Voraussetzung dafür, dass ein Krankenhaus überhaupt wirtschaftlich arbeiten kann, sind die jeweils von den Krankenkassen oder anderen Leistungsträgern erstatteten „Pflegesätze“, jene Gelder also, die pro Tag Krankenhausaufenthalt für einen Patienten bezahlt werden. Und da auch die Kassen nichts verschenken wollen, sind die jährlichen Verhandlungen über diese Gelder immer Ereignisse, die mit besonderer Spannung auf beiden Seiten erwartet werden. Zufriedenstellende Ergebnisse zu erzielen, das war und ist auf beiden Seiten Ziel und Zweck der Gespräche. In den darüber angefertigten Protokollen wird auch die jeweils aktuelle Planbettenzahl vermerkt und der Ausnutzungsgrad. Für 1980 etwa erfahren wir von 220 Planbetten und einem Ausnutzungsgrad von 99,42%!

Der erste Pflegesatz

Bevor das St. Josefskrankenhaus im Juni 1956 den Betrieb aufnehmen konnte, war zuvor am 21. März des Jahres die Verhandlung über die Pflegesätze erfolgreich abgeschlossen worden. Von Seiten der Krankenkassen waren Vertreter der AOK Offenburg, der Betriebskrankenkassen und der Barmer Ersatzkasse anwesend gewesen. Das Resultat:

„Aufgrund eingehender Aussprache und Berücksichtigung der beiderseitigen Verpflichtungen wurde folgende Vereinbarung getroffen:

A: die allgemeinen Aufnahmebedingungen, die zur Zeit zwischen den genannten Krankenkassen und dem Städtischen Krankenhaus Offenburg Gültigkeit haben, gelten auch für das neue St. Josefskrankenhaus.

B: Als Pflegesatz gelten ebenfalls die gleichen Sätze mit der Ausnahme, daß die in der Landesliste aufgeführten teureren Medikamente nicht eigens berechnet werden, sondern mit dem Pflegesatz als abgegolten gelten. Vom Tag der Eröffnung des St. Josefskrankenhauses werden also berechnet:

Für Erwachsene DM 12,-, für Kinder unter 12 Jahren DM 10,-, für gesunde Säuglinge DM 3,-, für Entbindungsgebühr DM 25,-. Bei einem Aufenthalt unter 7 Tagen wird ein Zuschlag von täglich 50 Pfennig erhoben. Eigens berechnet werden Röntgentherapie, Blutspendekosten und Testseren, Leistungen Dritter (auswärtige Untersuchungen etc.)

C: Die Vereinbarung gilt bis auf weiteres; jedoch soll eine erneute Verhandlung stattfinden, sobald das St. Josefskrankenhaus in der Lage ist, ausreichende Unterlagen über seine Selbstkosten vorzulegen.“

SANKT JOSEFKRANKENHAUS OFFENBURG

Aufnahmebestimmungen und Pflegegebührenordnung gültig ab 18. 6. 1956

I. Aufnahmebestimmungen:

1. Der Patient oder dessen unterhaltspflichtiger Angehöriger erkennt alle bestehenden Vorschriften, insbesondere die Haus- und Gebührenordnung des Krankenhauses mit der Aufnahme an. Jede während einer Verpflegungszeit durch die Verwaltung bestimmte Änderung der Verpflegungsgebührenordnung ist ohne vorherige Mitteilung seitens der Verwaltung durch den Zahlungspflichtigen anzuerkennen.
2. Selbstzahlende Patienten haben bei der Aufnahme in das Krankenhaus eine der Verpflegungsklasse entsprechende Verpflegungskostenvorauszahlung zu leisten, welche vor Verbrauch unaufgefordert erneuert werden muß. Zuvielzahlungen werden zurück vergütet.
3. Kassenmitglieder (RVO-Kassen und andere gesetzliche Versicherungsträger), die auf ihren eigenen Wunsch die 1. oder 2. Pflegeklasse benutzen, gelten gegenüber dem Krankenhaus und gegenüber dem Arzt als Privatpatienten und haben die Kosten selbst zu tragen, soweit nicht die zuständige Krankenkasse durch einen bei der Aufnahme ins Krankenhaus vorgelegten Kostenübernahmeschein einen Teil der Kosten garantiert.
4. Aufnahme- und Entlassungstag werden zusammen als ein Pflegetag berechnet, wenn der Eintritt nicht vor oder die Entlassung nicht nach dem Mittagessen erfolgt.
5. Begleitpersonen wird der Pflegesatz um 30% ermäßigt, wenn der Chefarzt die Begleitung für notwendig hält und Betten frei sind.
6. Für nicht genossene Speisen und Getränke, die zur Tageskost gehören, sowie für von außer Haus bezogene Verpflegung wird eine Vergütung des Verpflegungssatzes nicht gewährt.
7. Patienten, die auf Kosten gesetzlicher Krankenkassen behandelt werden wollen, haben Kostenübernahme-Erklärungen dieser Versicherungsträger mitzubringen (Ausnahme: Unfälle, drohende Lebensgefahr). Dem Krankenhaus gegenüber bleiben aber im Falle einer nur teilweisen Kostenübernahme der Patient bzw. seine unterhaltspflichtigen Angehörigen zahlungspflichtig.
8. Für Wertgegenstände, Sachen und Geld, die der Patient bei sich behält, übernimmt das Krankenhaus keine Verantwortung, desgleichen für Schäden, die bei Reinigen und Desinfektion ohne Verschulden an Kleidungsstücken usw. entstehen.
9. Erfüllungsort und Gerichtsstand ist Offenburg.

II. Pflegegebührenordnung:

Pflegeklasse	Erwachsene	Kinder unter 12 Jahren	gesunde Säuglinge in Begleitung der Mutter	Entbindungsgebühr	Zuschläge
I. Klasse	16.-	13.-	3.50	45.-	Bei einem Aufenthalt unter 7 Tagen wird ein Bettenzuschlag v. tägl. 50 Pfg. erhoben.
II. Klasse (1 Bett)	14.50	12.-	3.50	40.-	
II. Klasse (2 Betten)	13.50	11.-	3.50	35.-	
III. (allgemeine) Klasse	12.-	10.-	3.-	25.-	

Diese Pflegesätze betrafen die dritte, die „allgemeine Klasse“. Für Patienten in der ersten und zweiten Klasse lagen sie um DM 1,50 bis DM 4,- höher, die Entbindungsgebühr stieg von DM 25,- auf DM 35,- (zwei Bett-Zimmer), DM 40,- (ein Bett-Zimmer), DM 45,- (erste Klasse).

Aufgrund der Verhandlungen erstellte das Krankenhaus dann eine erste verbindliche „Pflegegebührenordnung, gültig ab 18.6.1956“.

1957

Bereits im Jahr darauf erfolgte am 1.7.1957 eine erneute Verhandlung mit folgendem Ergebnis für die Kassenpatienten: Erwachsene DM 13,30, Kinder unter 12 Jahren DM 11,10, gesunde Säuglinge DM 3,40.

Einige ausgewählte Jahreszahlen:

1960

Erwachsene 1. Klasse: DM 21,-, 2. Klasse (allein) DM 20,-, 2. Klasse: DM 19,-, 3. Klasse: DM 18,-. Kinder unter 12 Jahren 1. Klasse: DM 18,-, 2. Klasse: DM 16,-, 3. Klasse DM 15,-. Säuglinge: DM 4,50

1965

3. Klasse: Erwachsene DM 26,-, Kinder DM 21,-, gesunde Säuglinge DM 7,-

1970

3. Klasse: Erwachsene und Kinder: DM 41,20, gesunde Säuglinge DM 10,30

1975

Allgemeiner Pflegesatz (Erwachsene und Kinder) DM 86,78, gesunde Säuglinge DM 21,75

1977

Allgemeiner Pflegesatz DM 100,40, Pflegesatz für gesunde Neugeborene DM: 25,15. Für Wahlleistungen werden gesondert berechnet: Unterbringung im Einbettzimmer mit Bad und WC: DM 47,-, Unterbringung im Einbettzimmer: DM 43,-, Unterbringung im Zweibettzimmer: DM 27,-, Bereitstellung eines Fernsprechapparates: DM 2,-

1978

Der Festsetzung der Pflegesätze für das Jahr 1978 wurden 220 Planbetten zugrunde gelegt und ein Ausnutzungsgrad von 92,41 %

Durchschnittlicher Pflegesatz DM 110,06, gesunde Neugeborene DM 27,55

1980

220 Planbetten, Ausnutzungsgrad 99,42%

Pflegesatz DM 125,88, gesunde Neugeborene DM 32,-

1985

Allgemeiner Pflegesatz DM 179,66, gesunde Neugeborene DM 44,95

